Sharpes RIVALEN

BERNARD CORNWELL

BASTEI ENTERTAINMENT

Bernard Cornwell

SHARPES RIVALEN

Richard Sharpe und die Belagerung von Badajoz, Januar bis April 1812

Aus dem Englischen von
Bernd Müller

BASTEI ENTERTAINMENT

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Überarbeitete Fassung des 1993 bei Bastei Lübbe erschienenen Romans
»Sharps Rivalen«

Deutsche Erstausgabe

Titel der englischen Originalausgabe

»Sharpe's Company«

Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
Datenkonvertierung E-Book: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

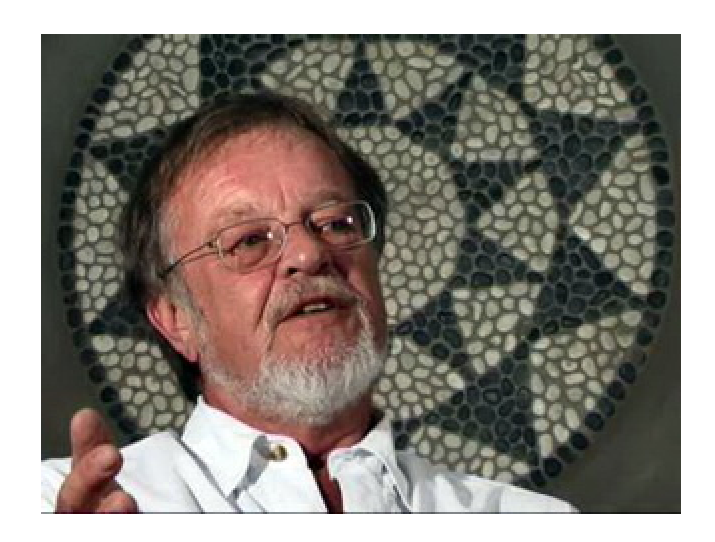
ISBN 978-3-8387-5378-2

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Das Buch

Spanien, Januar 1812. Für Richard Sharpe ist es der schlimmste Winter seines Lebens. Er verliert zu Unrecht das Kommando über seine Schützen. Ihm bleibt nur eine Chance, dieses zurückzuerobern: Er muss die Attacke auf die unbezwingbare Festung von Badajoz anführen. Ein Himmelfahrtskommando. Zu allem Überfluss taucht auch noch Sharpes Nemesis auf, Sergeant Hakeswill, den Mann, den man nicht töten kann - und Sharpe hat es bereits oft genug versucht ...

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

»Sharpes Rivalen«
ist der Harper-Familie gewidmet,
Charlie und Marie,
Patrick, Donna und Terry,
in Zuneigung und Dankbarkeit

»Zu einem Fest des Todes kommst du nun …«

William Shakespeare
Henry VI., Erster Teil, Vierter Aufzug,
Fünfte Szene

VORWORT

Die Geschichte der Belagerung von Badajoz, der Gegenstand von »Sharpes Rivalen«, ist eine der großen, dramatischen Geschichten des Krieges auf der Iberischen Halbinsel sowie ein Ereignis, über das die britische Armee aufgrund der damit verbundenen Schrecken gerne den Mantel des Schweigens gebreitet hätte.

Badajoz war und ist eine große Festungsstadt, die einst die Südstraße über die bergige Grenze zwischen Portugal und Spanien bewacht hat. Es ist zwar eine stark vereinfachte Darstellung, aber sehr hilfreich, wenn man sagt, dass es zwei Straßen über diese Grenze gab, und beide Straßen wurden von mächtigen Stadtfestungen gesichert: die nördliche von Ciudad Rodrigo und die südliche von Badajoz. Solange diese beiden Festungen nicht in Wellingtons Hand waren, konnte er seine Armee nicht nach Spanien führen. Also mussten sie genommen werden.

Badajoz war die düstere der beiden Städte. Nicht viele Touristen verirren sich dorthin, denn es gibt nur wenig, was Fremde als anziehend empfinden könnten. Die Burg steht noch, und die Stadtmauern ragen finster in den Himmel, aber anderswo in Spanien gibt es schönere Burgen, und Avilas Mauern zum Beispiel sind weitaus pittoresker. Badajoz wirkt dagegen eher unglücklich. Es ist eine schmutzige Industriestadt, die nichts von der sonnigen Lebendigkeit der berühmteren Städte Spaniens hat.

Badajoz’ unglücklichste Nacht war der 6. April 1812, ein Montag. Die Stadt wurde von einer britischen Armee belagert, der es bereits gelungen war, drei Breschen in die hohen Stadtmauern zu schlagen. Viele Leute glauben, eine

Bresche sei eine Lücke, die man in die Mauer geschossen hat, doch tatsächlich handelte es sich mehr um ein Mauerstück, das in sich zusammengefallen war. Die Trümmer bilden dann eine steile Rampe zu den Resten der Mauer, und auf der anderen Seite geht es genauso steil wieder hinab. Solch eine Bresche war im Ernstfall mit Fallen übersät, vermutlich vermint, und hinter ihr hatte man neue Verteidigungsstellungen errichtet, um die Angreifer zu begrüßen. In Europa gibt es keine Breschen mehr. Sie sind alle repariert worden, sodass die Mauern wieder verteidigt werden konnten, doch viele Jahre, nachdem ich »Sharpes Rivalen« geschrieben hatte, war ich in der Festung von Gawilgarh im Süden Indiens. Ich folgte noch immer den Spuren von Sharpe und Wellington, und dort konnte ich tatsächlich eine nicht reparierte Bresche hinaufklettern. Zugegeben, ich bin nicht mehr so rank und schlank wie damals, als ich in der 3. Klasse zum Stammspieler unseres Rugbyteams avancierte, aber auch damals wäre es mir verdammt schwergefallen, diese Rampe hinaufzusteigen. Man konnte nicht einfach gehen, sondern musste auf allen vieren hinauf. Eine Bresche galt als begehbar, wenn ein Mann sie nur mit Muskete und Bajonett ausgerüstet erklimmen konnte, aber auch dann musste er sich immer wieder auf dem lockeren Untergrund abstützen oder festhalten, während die gut verschanzten Verteidiger ihn unter schweren Beschuss nahmen. Eine Bresche zu durchschreiten war, als klettere man unter konzentriertem Feuer auf einen Berg. Es war eine furchtbare Angelegenheit.

Und die französischen Verteidiger von Badajoz waren auf den Angriff vorbereitet. Ihre Moral war gut, denn Badajoz war eine ungewöhnliche Stadt. Dort lebte eine große Zahl von *Afrancesados*, von Spaniern, die mit den Franzosen sympathisierten. Und die Garnison wurde von einem intelligenten und gerissenen Kommandeur geführt, der die

Breschen in Todesfallen verwandelt hatte. Die Franzosen waren selbstbewusst und das aus gutem Grund. Sie waren fest davon überzeugt, dass die Rotröcke es nie in die Stadt schaffen würden. Der Angriff war in vielerlei Hinsicht verrückt, doch mehr will ich an dieser Stelle nicht dazu sagen, denn was in jener finstern Nacht geschah, ist Gegenstand dieses Buches. Ich will lediglich hinzufügen, dass diese Nacht durch die Anwesenheit meines Lieblingsschurken sogar noch dunkler wird: Sergeant Obadiah Hakeswill, der vielleicht schlimmste Feind, dem Sharpe je wird gegenübertreten müssen.

Teil I

Januar 1812

KAPITEL 1

Wenn man bei Sonnenaufgang ein helles Pferd auf eine Meile Entfernung erkennen kann, heißt das, die Nacht ist vorbei. Späher dürfen sich nun entspannen, Wachbataillone abtreten, denn der Moment für einen Überraschungsangriff im Morgengrauen ist vorüber.

Nicht jedoch an diesem Morgen. Ein Grauschimmel wäre kaum auf einhundert Schritt zu erkennen gewesen, von einer Meile ganz zu schweigen, und die Dämmerung war von schmutzigem Kanonenrauch durchzogen, der von den Schneewolken farblich nicht zu unterscheiden war. Nur ein einziges Lebewesen regte sich im grauen Niemandsland zwischen den britischen und den französischen Linien, ein kleiner dunkler Vogel, der emsig durch den Schnee hüpfte. Captain Richard Sharpe beobachtete in seinen Mantel gehüllt den Vogel und wünschte sich, er würde davonfliegen. Beweg dich, du Halunke! Flieg! Er hasste den Aberglauben, den er nicht loswerden konnte. Er hatte den winzigen Vogel entdeckt, und plötzlich und unverhofft war ihm der Gedanke gekommen, dass der Tag einen bösen Ausgang nehmen müsse, wenn der Vogel nicht binnen dreißig Sekunden davonflog.

Er zählte. Neunzehn, zwanzig, und immer noch hüpfte der vermaledeite Vogel durch den Schnee. Er konnte nicht erkennen, welcher Gattung der Vogel angehörte. Sergeant Harper hätte natürlich Bescheid gewusst. Der hünenhafte Ire kannte alle Vögel, aber das Wissen, um was für einen Vogel es sich handelte, hätte ohnehin nicht geholfen. Beweg dich! Vierundzwanzig, fünfundzwanzig. Verzweifelt formte er rasch einen Schneeball und ließ ihn den Abhang hinunterrollen, sodass sich der kleine Vogel Sekunden vor

Ablauf der Frist erschrocken aufschwang, hinein in den wabernden Rauch. Ein Mann musste eben manchmal seines eigenen Glückes Schmied sein.

Gott! Wie kalt es doch war! Den Franzosen machte das nichts aus. Sie saßen hinter den mächtigen Verteidigungsanlagen von Ciudad Rodrigo im Schutze der Häuser und wärmten sich an lodernden Kaminen, aber die britischen und portugiesischen Soldaten kampierten im Freien. Sie schliefen an großen Lagerfeuern, die in der Nacht verloschen, und tags zuvor hatte man bei Tagesanbruch vier portugiesische Wachtposten erfroren aufgefunden. Sie hatten mit am Boden festgefrorenen Mänteln am Ufer des Agueda gelegen. Man hatte sie in den Fluss geworfen, sodass die dünne Eisdecke brach, denn niemand war bei diesem Wetter bereit, Gräber auszuheben. Die Soldaten hatten genug vom Graben. Zwölf Tage lang hatten sie nichts anderes getan. Batterien, Stellungen, Schützengräben – am liebsten hätten sie nie mehr gegraben. Sie wollten kämpfen. Sie wollten mit ihren langen Bajonetten das Glacis, die flach ansteigende Erdaufschüttung vor dem Festungsgraben von Ciudad Rodrigo, erstürmen, wollten sich in die Bresche werfen, wollten die Franzosen vernichten und die Feuerstellen und Häuser für sich erobern. Sie sehnten sich nach Wärme.

Sharpe, Captain der Leichten Kompanie des Regiments South Essex, lag im Schnee und beobachtete durch sein Fernrohr die größte Bresche. Viel konnte er nicht erkennen. Selbst vom Hang aus, ganze fünfhundert Yards von der Stadt entfernt, verbarg das Glacis bis auf deren oberste Spitze fast die gesamte Stadtmauer von Ciudad Rodrigo. Er stellte fest, dass die britischen Kanonen einigen Schaden angerichtet hatten, und er wusste, dass sich Steine und Schutt in den unsichtbaren Graben ergossen haben mussten. Dadurch war eine provisorische Rampe von etwa dreißig Yards Breite entstanden, die die Angreifer zu

erklimmen hatten, um ins Innere der Festungsstadt zu gelangen.

Er wünschte sich, jenseits der Bresche die Gassen am Fuße des zerschossenen Kirchturms dicht an der Mauer einsehen zu können. Sicher waren die Franzosen dort emsig dabei, neue Verteidigungsanlagen zu bauen und die zerstörten Kanonen zu ersetzen, sodass dem Angriff, wenn er über die Geröllhalde an der Bresche erfolgte, mit präzise geplantem Grauen, mit Feuer und Kartätschen und mit nächtlichem Tod begegnet werden konnte.

Sharpe hatte Angst.

Er schämte sich dieser seltsamen, nur ihm bekannten Tatsache. Er war sich nicht sicher, dass der Angriff an diesem Tag erfolgen würde, doch die Soldaten hatten das Gespür von Männern, die wussten, wann die Zeit reif war, und sie waren überzeugt, dass Wellington noch in dieser Nacht den Angriff einleiten würde.

Niemand wusste, welche Bataillone er dazu beordern würde, aber welchen Einheiten es auch bestimmt sein würde, die Attacke zu übernehmen, sie würden nicht die Ersten sein, die diese Bresche angingen. Das war eine Aufgabe, die ausschließlich für Freiwillige geeignet war, ein »Himmelfahrtskommando«, dessen selbstmörderische Pflicht darin bestand, das Feuer der Verteidiger auf sich zu ziehen, sie zu zwingen, dass sie ihre sorgsam vorbereiteten Fallen zuschnappen ließen. Sie mussten den Bataillonen, die ihnen folgten, einen blutigen Pfad ebnen.

Nicht viele der am Himmelfahrtskommando Beteiligten würden überleben. Der befehlshabende Lieutenant würde, wenn er noch lebte, auf der Stelle zum Captain ernannt werden und seine beiden Sergeants zu Ensigns. Die Versprechen auf Beförderung wurden leichten Herzens gegeben, da sie selten eingelöst werden mussten. Dennoch fehlte es nie an Freiwilligen.

Das Himmelfahrtskommando war etwas für die Tapferen. Diese Tapferkeit mochte aus Verzweiflung geboren sein oder aus Torheit, doch Tapferkeit war es in jedem Fall. Männer, die ein solches Unternehmen überlebten, waren fürs Leben gezeichnet. Sie waren berühmt bei ihren Kameraden, wurden von geringeren Männern beneidet. Nur die Schützenregimenter verliehen allen Überlebenden ein Abzeichen, einen Lorbeerkranz, der auf den Ärmel genäht wurde. Aber Sharpe ging es nicht um Auszeichnungen. Ihm ging es darum, eine Mutprobe zu bestehen, eine entscheidende Mutprobe, die beinahe mit Sicherheit den Tod brachte. Er hatte noch nie an einem Himmelfahrtskommando teilgenommen. Der Wunsch, es zu tun, war töricht, dessen war er sich bewusst, doch er war unleugbar vorhanden.

Und es war nicht die Mutprobe allein. Richard Sharpe war auf Beförderung aus. Er war mit sechzehn Jahren als einfacher Soldat in die Army eingetreten und hatte sich durch die Mannschaftsränge hochgedient, bis er Sergeant geworden war. Auf dem Schlachtfeld von Assaye hatte er Sir Arthur Wellesley das Leben gerettet und war mit dem Fernrohr und einem Offizierspatent belohnt worden. Ensign Sharpe, aufgestiegen aus der Gosse, aber nach wie vor ehrgeizig, musste immer noch Tag für Tag beweisen, dass er ein besserer Soldat war als die Söhne privilegierter Familien, die sich ihre Beförderung erkauften und mit ihrem Vermögen im Rücken mühelos aufstiegen.

Aus Ensign Sharpe wurde Lieutenant Sharpe, und in der neuen, dunkelgrünen Uniform der 95th Rifles hatte er sich durch Spanien und Portugal gekämpft – beim Rückzug von La Coruña, Rolica, Vimeiro, bei der Überquerung des Duero und in Talavera. Bei Talavera hatte er den französischen Adler erbeutet. Damals hatten Sergeant Harper und er sich inmitten eines feindlichen Regiments den Weg frei gehackt, hatten den Standartenträger niedergemacht und Wellesley

die Trophäe überbracht. Der war zum Viscount Wellington of Talavera ernannt worden, und Sharpe hatte man kurz vor der Schlacht zum Captain befördert. Das hatte er sich am meisten gewünscht: Gelegenheit, seine eigene Kompanie zu befehligen. Doch seine Ernennung lag jetzt zweieinhalb Jahre zurück und war immer noch nicht bestätigt worden.

Er konnte es kaum glauben. Im Juli war er nach England heimgekehrt und hatte die letzten sechs Monate des Jahres 1811 damit verbracht, in London und den südenglischen Grafschaften Männer für das schrumpfende Regiment South Essex zu rekrutieren.

In London hatte man ihn gefeiert, der Patriotische Verein hatte ihm zu Ehren ein Festessen gegeben und ihm als Belohnung für die Eroberung des französischen Adlers einen Degen im Wert von fünfzig Guineen überreicht. Der Morning Chronicle hatte ihn den »narbenbedeckten Helden des Schlachtfeldes von Talavera« getauft, und plötzlich war, wenigstens ein paar Tage lang, jedermann darauf erpicht gewesen, den hoch gewachsenen, dunkelhaarigen Rifleman kennenzulernen und die Narbe zu sehen, die seinem Gesicht einen unnatürlich spöttischen Ausdruck verlieh.

Er hatte sich in der überdekorierten Weichlichkeit der Londoner Salons fehl am Platz gefühlt und hatte sein Unbehagen kaschiert, indem er sich schweigsamer Distanz befleißigte. Seine Zurückhaltung war von seinen Gastgeberinnen als gefährlich attraktiv empfunden worden. Sie hatten ihre Töchter ins obere Stockwerk verbannt und den Captain der Rifles für sich vereinnahmt.

Doch der Held des Schlachtfeldes von Talavera war dem Generalstab der Armee bei den Horse Guards nur zur Last gefallen. Es war ein Fehler gewesen, ein dummer Fehler, aber er hatte in Whitehall vorgesprochen und war dort in einen kahlen Warteraum geführt worden. Durch eine hohe, zerbrochene Fensterscheibe hatte er einige Tropfen

herbstlichen Regens abbekommen, während er mit seinem mächtigen Kavalleriesäbel über den Knien da saß und ein pockennarbiger Mann aus der Schreibstube festzustellen versuchte, was aus seiner Ernennungsurkunde geworden war. Sharpe wollte einfach wissen, ob er tatsächlich Captain war, sanktioniert durch die Bestätigung der Horse Guards, oder nur ein Lieutenant mit geborgtem Rang. Der Schreiber hatte ihn drei Stunden warten lassen, war jedoch schließlich auf ihn zurückgekommen. »Sharpe? Mit ›e‹ am Ende?«

Sharpe hatte genickt. Um ihn herum hatte eine Schar auf halben Sold gesetzter Offiziere, die krank, lahm oder halb erblindet waren, neugierig zugehört. Sie waren alle auf der Suche nach einem Posten und hofften, dass Sharpe eine Enttäuschung erleben würde. Der Schreiber hatte Staub von den Papieren in seiner Hand geblasen.

»Ihre Uniform entspricht nicht den Vorschriften.« Er hatte Sharpes dunkelgrüne Jacke mit einem Seitenblick bedacht. »Das South Essex Regiment, sagten Sie?«

»Jawohl.«

»Aber das ist doch, wenn ich mich nicht irre, und ich irre mich selten, die Uniform des 95 th Regiments?« Der Schreiber hatte ein leises, selbstzufriedenes Lachen von sich gegeben, als ginge es darum, einen kleineren Sieg zu feiern. Sharpe hatte nichts gesagt. Er trug die Uniform der Rifles, weil er stolz war auf sein altes Regiment, weil seine Abstellung zum South Essex nur als vorübergehende Angliederung gedacht war. Wie hätte er diesem beschränkten Bürokraten klar machen sollen, was es bedeutet hatte, eine kleine Schar von Rifles aus den Schrecken des Rückzugs nach La Coruña zu retten? Sich mit ihnen der Armee in Portugal anzuschließen, wo sie willkürlich den Rotröcken des South Essex zugeteilt worden waren? Der Schreiber hatte die Nase gerümpft und geschnüffelt. »Vorschriftswidrig, Mister Sharpe, in hohem

Maße vorschriftswidrig.« Mit tintenbefleckten Fingern hatte er das oberste Blatt Papier aufgenommen. »Dies ist das fragliche Dokument.«

Er hatte Sharpes Ernennungsurkunde so angefasst, als könne er sich davon ein zweites Mal die Pocken holen. »Ihnen wurde 1809 der Rang eines Captains verliehen?«

»Von Lord Wellington.«

Mit diesem Namen war in Whitehall kein Staat zu machen. »Der es besser hätte wissen müssen. Meine Güte, Mister Sharpe. Er hätte es wirklich besser wissen müssen! Die Angelegenheit ist höchst irregulär.«

»Aber doch sicherlich nicht ohne Präzedenzfall?« Sharpe hatte dem Drang widerstanden, seinen Ärger an dem Schreiber auszulassen. »Ich dachte, es wäre Ihre Aufgabe, solche Dokumente zu bestätigen.«

»Oder abzulehnen!« Der Schreiber hatte wieder gelacht, und die auf halben Sold gesetzten Offiziere hatten gegrinst. »Oder sie abzulehnen, Mister Sharpe!«

Durch den Schornstein war Regen eingedrungen, sodass das kärgliche Kohlenfeuer im Kamin zischte. Der Schreiber, dessen magere Schultern vom lautlosen Gelächter zuckten, hatte einen Kneifer aus den Falten seiner Kleidung hervorgezogen und ihn sich aufgesetzt, als könne die Ernennungsurkunde, wenn man sie durch verschmierte Gläser betrachtete, neuen Anlass zur Heiterkeit bieten. »Wir lehnen sie ab, Sir, die meisten lehnen wir ab. Man lässt sie einmal durchgehen, und schon muss man sie immer durchgehen lassen. Das bringt das System durcheinander. Sie wissen schon. Es gibt gewisse Regeln, Vorschriften, Dauerbefehle!« Der Schreiber hatte den Kopf geschüttelt, weil offensichtlich war, dass Sharpe nicht verstanden hatte, wie es bei der Army zuging.

Sharpe hatte gewartet, bis das Kopfschütteln vorbei war. »Sie scheinen lange gebraucht zu haben, um über diese

Ernennung zu entscheiden.«

»Und die Entscheidung ist noch nicht gefallen!«, hatte der Schreiber stolz gesagt, als sei die Tiefe der bei den Horse Guards versammelten Weisheit am Faktor der Zeit zu ermessen. »Um die Wahrheit zu sagen, Mister Sharpe, es wurde ein Fehler gemacht. Ein bedauerlicher Fehler, aber Ihr Besuch hat diesen Fehler rektifiziert.« Er hatte über den Rand seines Kneifers hinweg zu dem hoch gewachsenen Rifleman aufgeblickt. »Wir sind Ihnen wirklich höchst dankbar, dass Sie uns darauf aufmerksam gemacht haben.«

»Was für ein Fehler?«

»Die Akte war falsch abgelegt.« Der Schreiber hatte ein zweites Blatt Papier von der linken in die rechte Hand genommen. »Unter Lieutenant Robert Sharp, ohne ›e‹ am Ende, der 1810 am Fieber verstorben ist. Ansonsten waren seine Papiere in bester Ordnung.«

»Meine etwa nicht?«

»In der Tat, nein, aber Sie sind ja auch noch am Leben.« Der Schreiber hatte Sharpe verdrießlich angesehen. »Wenn ein Offizier in die Ewigkeit eingeht, gibt uns das Gelegenheit, seine Papiere zu ordnen.« Er hatte den Kneifer abgenommen und ihn an Sharpes gefalteter Ernennungsurkunde abgewischt. »Wir werden uns darum kümmern, Mister Sharpe, und zwar prompt. Das verspreche ich Ihnen. Prompt!«

»Bald?«

»Sagte ich das nicht? Es wäre falsch, mehr zu sagen.« Der Schreiber hatte seinen Kneifer weggesteckt. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen, es herrscht Krieg, und ich habe noch andere Pflichten zu erfüllen!«

Nachträglich hatte Sharpe eingesehen, dass es falsch gewesen war, Whitehall einen Besuch abzustatten, aber es war nun einmal geschehen, und ihm blieb nichts anderes

übrig, als weiterhin zu warten. Gewiss, hatte er sich jeden Tag ein Dutzend Mal gesagt, konnten sie die Ernennung nicht einfach ablehnen. Doch nicht, nachdem er den Adler erbeutet hatte! Nachdem er das Gold aus der brennenden Stadt Almeida geschafft hatte, nachdem er die besten französischen Truppen in den Todesfallen von Fuentes de Onoro niedergemetzelt hatte?

Er starrte niedergeschlagen über das verschneite Land auf die Bresche in den Verteidigungsanlagen von Ciudad Rodrigo. Er wusste, dass er sich zu dem Himmelfahrtskommando hätte melden müssen. Hätte er es befehligt und dabei überlebt, hätte ihm niemand mehr den Rang eines Captains streitig machen können. Damit hätte er sich bewiesen, sich den Rang erobert, und die pockennarbigen Bürokraten von Whitehall hätten sich bis in die wohl geordnete Ewigkeit den Kopf kratzen können, weil sie nichts, aber auch gar nichts hätten tun können, um ihm die Ernennung zu verweigern. Sollten sie doch allesamt die Krätze kriegen!

»Richard Sharpe!« Hinter ihm ertönte freudig eine ruhige Stimme, und Sharpe drehte sich um.

»Sir!«

»Hab ich’s doch geahnt! Wusste ich doch, dass du wieder bei der Armee eingetrudelt bist.« Major Michael Hogan rutschte durch den Schnee auf ihn zu. »Wie geht es dir?«

»Mir geht es gut.« Sharpe richtete sich mühsam auf. Er wischte sich den Schnee vom Mantel und schüttelte Hogans behandschuhte Hand.

Der Pionier lachte ihn an. »Du siehst aus wie ein ersoffener Kesselflicker, wahrhaftig, aber ich freue mich, dich zu sehen.« Die Stimme des Iren klang tief und warm. »Wie war es in England?«

»Kalt und feucht.«

»Ah, na ja, England ist Protestantenland.« Hogan zog es vor, zu ignorieren, dass die spanische Landschaft um ihn herum ebenfalls eisig und nass war. »Und wie geht es Sergeant Harper? Hat ihm England gefallen?«

»Allerdings. Und was ihm daran besonders gefallen hat, war drall und hat gekichert.«

Hogan lachte. »Ein vernünftiger Mann. Wirst du ihn von mir grüßen?«

»Das werde ich.« Die beiden Männer blickten zur Stadt hinüber. Die britischen Belagerungsgeschütze, lange Vierundzwanzigpfünder, feuerten ununterbrochen. Ihr Krachen wurde vom Schnee gedämpft, und ihre Geschosse ließen von den Mauern zu beiden Seiten der Hauptbresche Schnee und Steinsplitter aufstieben. Sharpe warf Hogan einen Seitenblick zu. »Ist es Geheimsache, dass wir heute Nacht angreifen?«

»Ja, es wird geheim gehalten. Natürlich wissen wie immer alle Bescheid. Noch vor dem General. Gerüchteweise ist von sieben Uhr die Rede.«

»Ob in dem Gerücht wohl auch vom South Essex die Rede ist?«

Hogan schüttelte den Kopf. Er gehörte Wellingtons Stab an und wusste, was geplant war. »Nein, aber ich hatte gehofft, euren Colonel zu überreden, dass er mir deine Kompanie ausleiht.«

»Meine?« Sharpe war erfreut. »Warum?«

»Eine Kleinigkeit. Ich will dich und deine Jungs nicht etwa in die Bresche jagen, aber den Pionieren fehlt es wie immer an Personal, und es gibt einen Haufen Gerätschaften, die das Glacis hinaufgeschafft werden müssen. Wäre dir das recht?«

»Natürlich.« Sharpe fragte sich, ob er Hogan von seinem Wunsch erzählen sollte, sich zum Himmelfahrtskommando zu melden, aber er wusste, dass der irische Pionier ihn für

verrückt halten würde, daher sagte er nichts. Stattdessen überließ er Hogan sein Fernrohr und wartete schweigend ab, während der Pionier die Bresche in Augenschein nahm. Hogan grunzte. »Die ist längst begehbar.«

»Ganz sicher?« Als Sharpe das Glas zurücknahm, tasteten seine Finger instinktiv über die eingelassene Messingplakette: »In Dankbarkeit. AW. 23. September 1803.«

»Sicher sind wir nie. Aber meiner Meinung nach besteht keine Aussicht, dass es besser wird.« Die Pioniere hatten die Aufgabe, Meldung zu machen, sobald eine Bresche »begehbar« war, sobald sich ihrer Meinung nach die Schutthalde von der angreifenden Infanterie erklimmen ließ. Sharpe blickte den kleinen, ältlichen Major an.

»Glücklich scheinen Sie darüber nicht zu sein.«

»Natürlich bin ich nicht glücklich. Niemand ist glücklich über eine Belagerung.« Wie vor ihm Sharpe versuchte sich nun Hogan vorzustellen, was für Schrecken die Franzosen jenseits der Bresche bereithielten.

Eine Belagerung war theoretisch die wissenschaftlichste aller Kampfformen. Die Angreifer schlugen Breschen in die Verteidigungsanlagen, und beide Seiten wussten, wann diese Breschen begehbar waren, doch alle Vorteile lagen auf Seiten der Verteidiger. Sie wussten, wo der Hauptangriff erfolgen würde und wann, und sie wussten ungefähr, wie viele Soldaten auf einmal durch die Bresche eindringen konnten.

An diesem Punkt hörte die Wissenschaft auf. Es erforderte großes Geschick, die Batterien aufzustellen und die Schützengräben richtig anzuordnen, aber wenn die Wissenschaft der Pioniere erst die Bresche geschlagen hatte, blieb es der Infanterie überlassen, die Mauern zu stürmen und im Schutt zu sterben.

Die Belagerungsgeschütze taten, was sie konnten. Sie würden bis zum allerletzten Augenblick schießen, wie sie jetzt schossen, doch bald würden die Bajonette ihre Arbeit übernehmen, und die Angreifer würden allein von roher Wut durch das lauernde Entsetzen getrieben werden. Sharpe empfand erneut die Angst, die mit dem Sturm auf eine Bresche verbunden war.

Der Ire schien seine Gedanken zu erahnen. Er klopfte Sharpe auf die Schulter. »Ich hab diesmal ein gutes Gefühl, Richard. Es wird schon alles gut gehen.« Er wechselte das Thema. »Hast du von deiner Frau gehört?«

»Von welcher?«

Hogan schnaubte. »Von welcher! Von Teresa natürlich!«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Seit sechzehn Monaten nicht mehr. Ich weiß nicht, wo sie sich aufhält.« Ja, dachte er, nicht einmal, ob sie noch lebt. Sie kämpfte in der »Guerilla« gegen die Franzosen, im sogenannten »Kleinen Krieg«, und die Hügel und Felsen ihres Kampfgebietes waren nicht weit von Ciudad Rodrigo entfernt. Er hatte sie nicht wiedergesehen, seit sie sich vor Almeida getrennt hatten. Als er nun an sie dachte, spürte er in seinem Innern ein plötzliches Verlangen. Sie hatte das Gesicht eines Falken, schmal und grausam, schwarzes Haar und dunkle Augen. Teresas Schönheit war die eines edlen Degens: schlank und hart.

Seither hatte er in England Jane Gibbons kennengelernt, deren Bruder Lieutenant Gibbons versucht hatte, ihn bei Talavera umzubringen. Nun war Gibbons selbst tot. Jane Gibbons war eine Schönheit in dem Sinne, wie sich Männer Schönheit erträumen: blond und feminin und so schlank wie Teresa, doch da hörte die Ähnlichkeit schon auf. Die Spanierin konnte innerhalb von dreißig Sekunden das Schloss eines Baker-Gewehrs reinigen, konnte auf zweihundert Schritt einen Mann töten, konnte einen Hinterhalt legen und wusste, wie man einem gefangenen

Franzosen einen langsamen Tod bereitete, als Vergeltung für die Vergewaltigung und Ermordung ihrer eigenen Mutter. Jane Gibbons dagegen verstand es, das Pianoforte zu spielen und einen wohlgesetzten Brief zu schreiben, sie wusste, wie man bei einem ländlichen Ball einen Fächer einsetzt, und fand Vergnügen daran, ihr Geld bei den Hutmacherinnen von Chelmsford zu lassen. Sie waren so gegensätzlich wie Stahl und Seide, doch Sharpe begehrte sie beide, obwohl ihm klar war, dass derlei Träume aussichtslos waren.

»Sie lebt«, sagte Hogan leise.

»Lebt?«

»Teresa.« Hogan musste es wissen. Trotz des Mangels an Pionieren hatte Wellington Hogan in seinen Stab aufgenommen. Der Ire sprach Spanisch, Portugiesisch und Französisch, konnte die feindlichen Codes entschlüsseln und verwandte viel Zeit darauf, mit den Guerilleros zusammenzuarbeiten oder mit Wellingtons Erkundungsoffizieren, die allein und in voller Uniform hinter den französischen Linien umher ritten. Hogan sammelte das, was Wellington als »Erkenntnisse« bezeichnete, und Sharpe wusste, dass Hogan Bescheid wissen musste, wenn Teresa noch am Kampf beteiligt war.

»Was genau haben Sie gehört?«

»Nicht viel. Sie hat sich längere Zeit allein im Süden aufgehalten, aber nun soll sie wieder in den Bergen sein. Ihr Bruder befehligt den Kampftrupp, nicht sie. Aber sie wird nach wie vor ›La Aguja‹ genannt.«

Sharpe lächelte. Er selbst hatte ihr diesen Beinamen verliehen: die Nadel. »Warum ist sie nach Süden gegangen?«

»Ich weiß es nicht.« Hogan lächelte ihm zu. »Kopf hoch. Du wirst sie wiedersehen. Außerdem würde ich sie selbst gern kennenlernen.«

Sharpe schüttelte den Kopf. Es war lange her, und sie hatte keine Anstrengungen unternommen, ihn zu finden. »Es muss eine letzte Frau geben, Sir, genau wie eine letzte Schlacht.«

Hogan brüllte vor Lachen. »Gott im Himmel! Eine letzte Frau. Du ewiger Pessimist! Als Nächstes wirst du mir mitteilen, dass du dich zur Priesterlaufbahn entschlossen hast.« Er wischte sich eine Träne von der Wange. »Eine letzte Frau, so was!« Er wandte sich ab, um noch einmal zur Stadt hinüber zu blicken. »Hör zu, mein Freund, ich muss mich nützlich machen, sonst bin ich der letzte Ire in Wellingtons Stab gewesen. Wirst du auch gut auf dich aufpassen?«

Sharpe grinste und nickte. »Ich werd’s schon überleben.«

»Eine nützliche Selbsttäuschung. Ich freue mich, dass du wieder da bist.« Er lächelte und begann durch den Schnee zu stapfen auf Wellingtons Hauptquartier zu.

Sharpe richtete erneut seine Aufmerksamkeit auf Ciudad Rodrigo. Überleben. Dies war eine schlechte Zeit, um zu kämpfen. Die Jahreswende war die Zeit, in der die Männer in die Zukunft blickten, in der sie von fernen Freuden träumten, von einem kleinen Haus und einer guten Frau, von abendlichen Freundesbesuchen. Der Winter war die Zeit, in der ganze Armeen in ihren Unterkünften blieben und darauf warteten, dass der Frühlingssonnenschein die Straßen trocknete und die Flüsse schrumpfen ließ. Doch Wellington war in den ersten Tagen des neuen Jahres abmarschiert, und die französische Garnison von Ciudad Rodrigo war eines kalten Morgens erwacht, um festzustellen, dass Krieg und Tod im Jahre 1812 früh eingetroffen waren.

Und Ciudad Rodrigo war erst der Anfang. Es gab nur zwei Straßen von Portugal nach Spanien, die das Gewicht der schweren Artillerie standhielten, das endlose Mahlen der Räder an den Munitionskarren, den stampfenden

Marschtritt von Bataillonen und Schwadronen. Ciudad Rodrigo sicherte die nördliche Straße, und am heutigen Abend, wenn die Kirchenglocke siebenmal läutete, gedachte Wellington die Festung einzunehmen. Als Nächstes, wusste die gesamte Armee, wusste ganz Spanien, galt es die südliche Straße zu erobern. Aus Gründen der Sicherheit, um Portugal zu beschützen, um nach Spanien eindringen zu können, mussten die Briten beide Straßen kontrollieren. Und wenn sie die südliche Straße kontrollieren wollten, mussten sie zunächst Badajoz einnehmen.

Badajoz. Sharpe war dort gewesen, nach Talavera und bevor die spanische Armee die Stadt auf jämmerliche Weise den Franzosen überlassen hatte. Ciudad Rodrigo war groß, jedoch klein im Vergleich zu Badajoz. Im Schnee sahen die Mauern eindrucksvoll aus, doch neben den Bastionen von Badajoz hätten sie kümmerlich gewirkt. Richard Sharpe ließ seine Gedanken mit dem Kanonenrauch über Ciudad Rodrigo gen Süden ziehen, über die Berge hinweg, dorthin, wo die mächtige Festung dunkle Schatten auf die kalten Wasser des Rio Guadiana warf. Badajoz. Zweimal war es den Briten misslungen, den Franzosen die Stadt abzuringen. Bald mussten sie es wieder versuchen.

Er wandte sich ab und begab sich zurück zu seiner Kompanie am Fuße des Hügels.

Natürlich konnte es sein, dass ein Wunder geschah. Die Garnison von Badajoz konnte vom Fieber befallen werden, das Magazin konnte in die Luft fliegen, der Krieg konnte beendet werden, aber Sharpe wusste, dass das vergebliche Hoffnungen waren, beflügelt vom kalten Wind.

Er dachte an seinen Offiziersrang, an seine Beförderung, und obwohl er wusste, dass Lawford, sein Colonel, ihm niemals das Kommando über die Kompanie entziehen würde, fragte er sich immer noch, warum er sich nicht zu dem Himmelfahrtskommando gemeldet hatte. Dieser

Schritt hätte seinen Rang gesichert. Obendrein hätte er damit die Probe bestanden, mit der Angst fertig zu werden, die jeden Mann ergriff, wenn er als Erster eine mit aller Macht verteidigte Bresche stürmte.

Aber er hatte sich nun einmal nicht gemeldet, und wenn er seine Tapferkeit, die er in der Vergangenheit so oft bewiesen hatte, bei der Erstürmung von Ciudad Rodrigo nicht beweisen konnte, würde er den Beweis eben später antreten.

In Badajoz.

KAPITEL 2

Die Befehle trafen am Spätnachmittag ein. Sie überraschten niemanden, ließen jedoch bei den Bataillonen stille Geschäftigkeit aufkommen. Bajonette wurden geschliffen und geölt. Musketen ein ums andere Mal überprüft. Währenddessen schlugen die Geschosse der Belagerungsgeschütze weiter in die französischen Bastionen ein, um die unsichtbar wartenden Kanonen zu zerstören. Grauer Rauch stieg von den Batterien auf und vereinigte sich mit den niedrigen, brodelnden Wolken, die von der Farbe her nassem Schießpulver glichen.

Sharpes Leichte Kompanie sollte, wie Hogan verlangt hatte, zusammen mit den Pionieren auf die größte Bresche vorrücken. Sie sollten riesige Säcke Heu mit sich führen, die man in den abschüssigen Graben werfen würde, um so ein mächtiges Polster zu schaffen, auf dem das Himmelfahrtskommando und die angreifenden Bataillone unversehrt landen konnten.

Sharpe sah zu, wie seine Männer nacheinander in die vordersten Schützengräben stiegen, jeder mit einem der grotesken vollgestopften Säcke in der Hand. Sergeant Harper ließ seinen Sack fallen, setzte sich darauf, knuffte ihn zurecht, bis er es bequem hatte, und lehnte sich dann zurück. »Besser als ein Federbett, Sir.«

Fast jeder Dritte in Wellingtons Armee stammte wie der Sergeant aus Irland. Patrick Harper war ein hünenhafter Mann, sechseinhalb Fuß muskelbepackter Selbstzufriedenheit, dem es längst nicht mehr seltsam vorkam, dass er in einer Armee kämpfte, die nicht seine eigene war. Der Hunger hatte ihn aus dem heimischen Donegal rekrutiert. In seinem Kopf hielten sich die

Erinnerungen an seine Heimat, die Liebe zu ihrer Religion und Sprache und ein finsterer Stolz auf ihre alten Kriegshelden. Er kämpfte nicht für England, und schon gar nicht für das South Essex Regiment, sondern für sich und für Sharpe. Sharpe war sein Offizier, ein Rifleman wie er – und sein Freund, falls Freundschaft zwischen einem Captain und einem Sergeant überhaupt möglich war.

Harper war stolz, Soldat zu sein, und sei es in der Armee seiner Feinde, denn ein Mann konnte Stolz empfinden, wenn er gute Arbeit leistete. Eines Tages würde er vielleicht für Irland kämpfen, aber wie das geschehen sollte, konnte er sich nicht vorstellen, denn das Land wurde ständig niedergehalten und drangsaliert, jeder Funken Widerstand ausgelöscht.

Um die Wahrheit zu sagen, verschwendete er an diese Aussicht wenig Gedanken und Hoffnung, im Augenblick war er in Spanien, und seine Aufgabe bestand darin, die Leichte Kompanie des South Essex anzufeuern, zu disziplinieren, bei Laune zu halten und auf Vordermann zu bringen. Und diese Arbeit beherrschte er brillant.

Sharpe wies mit dem Kopf auf den Heusack. »Steckt vermutlich voller Flöhe.«

»Jawohl, Sir, vermutlich ja.« Harper grinste. »Aber an mir ist kein Platz für einen weiteren Floh.« Die ganze Armee war davon befallen, von Läusen heimgesucht, von Flöhen zerbissen, allerdings so an das unangenehme Gefühl gewöhnt, dass es kaum auffiel.

Morgen, dachte Sharpe, im warmen Ciudad Rodrigo, konnten sie sich allesamt nackt ausziehen, die Läuse und Flöhe ausräuchern und die Säume ihrer Uniformen mit einem heißen Eisen bearbeiten, damit die Nissen platzten. Aber das war morgen.

»Wo ist der Lieutenant?«

»Dem ist schlecht, Sir.«

»Betrunken?«

Harpers Gesicht nahm einen finsteren Ausdruck an. »Das steht mir nicht zu sagen an, Sir.« Und das, wusste Sharpe, sollte heißen, dass Lieutenant Harold Price in der Tat betrunken war.

»Wird er's überstehen?«

»Wie immer, Sir.«

Lieutenant Price war neu in der Kompanie. Er stammte aus der englischen Grafschaft Hampshire, war der Sohn eines Schiffszimmermanns. Seine Spielschulden und mehrere ungewollte Schwangerschaften unter den Mädchen der Umgebung hatten seinen ernsthaften, frommen Vater überzeugt, dass der beste Ort für den jungen Price die Armee sei. Der Schiffszimmermann hatte für seinen Sohn ein Offizierspatent im Rang eines Ensigns gekauft, und vier Jahre später hatte er frohgemut die fünfhundertfünfzig Pfund ausgelegt, die dessen Beförderung zum Lieutenant sicherten. Der Vater hatte sich deshalb so gefreut, weil die freie Stelle für einen Lieutenant beim South Essex war, einem Regiment, das sich in sicherer Entfernung im Ausland aufhielt. Und er war froh über die Gelegenheit, den Abstand zwischen sich und seinem jüngsten Sohn so groß wie nur möglich zu halten.

Robert Knowles, Sharpes ehemaliger Lieutenant, war nicht mehr dabei. Er hatte den Rang eines Captains bei einem Füsilierbataillon erworben, sodass die freie Stelle entstand, in die Price nachgerückt war. Zunächst hatte Sharpe diese Änderung gar nicht bemerkt. Er hatte Price gefragt, warum er als Sohn eines Schiffszimmermanns sich nicht zur Marine gemeldet habe.

»Seekrank, Sir. Konnte nie aufrecht stehen.«

»Das kannst du doch nicht mal an Land.«

Price hatte ein paar Augenblicke gebraucht, um zu begreifen, dann hatte sich sein rundes, freundliches, auf

irreführende Weise unschuldiges Gesicht zu einem Grinsen verzogen. »Sehr gut, Sir, sehr drollig. Aber, Sir, an Land, wenn Sie verstehen, hab ich wenigstens ständig festen Boden unter den Füßen. Ich meine, wenn man umfällt, weiß man immerhin, dass es am Schnaps liegt, nicht an dem verdammten Schiff.«

Sharpes Abneigung hatte nicht lange angehalten. Es war unmöglich, Lieutenant Price nicht gern zu haben. Sein Leben bestand darin, zielstrebig den Ausschweifungen nachzugehen, die ihm seine strenge, gottesfürchtige Familie untersagt hatte. Dabei bewahrte er sich genügend Vernunft, um sicherzustellen, dass er sich, wenn man von ihm erwartete, nüchtern zu sein, zumindest auf den Beinen halten konnte.

Die Männer von Sharpes Trupp mochten ihn und versuchten ihn zu beschützen, weil sie überzeugt waren, dass er nicht lange am Leben bleiben würde. Sie meinten, wenn er nicht durch eine französische Kugel starb, dann am Suff oder am Quecksilbersalz, das er gegen die Pocken schluckte, oder an einem eifersüchtigen Ehemann oder, wie Harper voller Bewunderung anmerkte, an schlichter Erschöpfung. Der große Sergeant blickte von seinem Heusack auf und wies auf den Schützengraben. »Da kommt er schon, Sir.«

Price grinste sie kläglich an und zuckte zusammen, als über seinen Kopf hinweg eine Kanonenkugel in Richtung Stadt jaulte. Dann starrte er Harper mit offenem Mund an. »Worauf sitzt du da, Sergeant?«

»Auf einem Heusack, Sir.«

Price schüttelte bewundernd den Kopf. »Himmel! So was könnte ruhig jeden Tag ausgegeben werden. Dürfte ich ihn mir ausleihen?«

»Mit Vergnügen, Sir.« Harper stand auf und winkte den Lieutenant großzügig heran.

Price brach zufrieden seufzend darauf zusammen. »Weck mich auf, wenn Glanz und Gloria rufen.«

»Jawohl, Sir. Welche ist noch mal Gloria?«

»Der irische Humor, o Gott, der irische Humor.« Price schloss die Augen.

Der Himmel verdunkelte sich. Die grauen Wolken wurden finster und brachten den unausweichlichen Moment immer näher.

Sharpe zog seinen mächtigen Kavalleriesäbel ein Stück aus der Scheide, fuhr prüfend über die geschärfte Schneide und steckte ihn wieder ein. Der schwere gerade Säbel war neben dem Gewehr eines der Symbole, die ihn zum Kämpfer machten. Als Offizier einer Leichten Kompanie hätte er sich an die Tradition halten müssen, die besagte, dass er einen Säbel der Leichten Kavallerie zu tragen habe. Doch ihm war die gebogene Klinge zuwider. Er benutzte stattdessen den geraden Säbel der Schweren Kavallerie mit schlechter Balance. Es war ein wahres Ungetüm von einer Waffe, fast vierzig Zoll klobigen Stahls, aber Sharpe war hoch gewachsen und kräftig genug, um ihn mühelos zu handhaben. Harper sah zu, wie Sharpe die Schneide mit dem Daumen prüfte. »Rechnen Sie damit, ihn zu brauchen, Sir?«

»Nein, wir müssen nicht weiter als bis zum Glacis.«

Harper grunzte. »Wer’s glaubt.« Er war dabei, sein Salvengewehr mit den sieben Läufen zu laden, eine extrem unorthodoxe Waffe. Ursprünglich für den Enterkampf entworfen bestand sie aus sieben Halbzoll-Läufen, die über eine einzige Zündpfanne gezündet wurden. Es war eine Art Miniaturkanone, und nur die größten und stärksten Männer konnten die Waffe abfeuern, ohne sich schwer die Schulter zu verstauchen. Der Gewehrbauer Henry Nock hatte davon nur sechshundert Stück angefertigt und der Royal Navy geliefert, aber der ungeheure Rückstoß hatte den Soldaten die Schulter zerschmettert, daher hatte man

diese Erfindung in aller Stille ausrangiert. Der Büchsenmacher hätte sich gefreut, wenn er den riesigen Iren gesehen hätte, einen der wenigen Männer, die stark genug waren, um mit seiner Waffe fertig zu werden – wenn er gesehen hätte, wie dieser sorgfältig jeden der zwanzig Zoll langen Läufe lud. Harper gefiel die Waffe, sie zeichnete ihn ähnlich aus wie Sharpes schwerer Säbel, außerdem war das Gewehr ein Geschenk seines Captains gewesen, gekauft bei einem Krämer in Lissabon.

Sharpe zog seinen schweren Mantel fester um sich und spähte über den Wall hinweg in Richtung Stadt. Es gab wenig zu sehen. Der Schnee schien aus unzähligen metallischen Funken zu bestehen und zog sich glitzernd bis zum schrägen Glacis hin, einer Fortsetzung des Hügels, auf dem Ciudad Rodrigo erbaut war. An den dunklen Flecken im Schnee, wo die Artillerie der Belagerer nicht weit genug geschossen hatte, konnte er erkennen, wo die Bresche hinter dem Glacis verborgen lag. Das Glacis selbst war nicht geeignet, einem Infanterieangriff standzuhalten. Es handelte sich um einen Erdwall, der leicht zu erklimmen war. Er war vor den Verteidigungsanlagen aufgeschüttet worden, damit die Kanonenkugeln davon abprallen und kreischend über die Köpfe der Verteidiger hinwegfegen sollten. Außerdem hatte er Wellington gezwungen, die französischen Forts im umgebenden Hügelland einzunehmen. Dort konnte er die britische Artillerie hoch platzieren, sodass sie von oben herab über den Wall auf die Mauern schoss.

Hinter dem Glacis befand sich ein Graben, den Sharpe nicht sehen konnte, breit und mit Steinverkleidung, und hinter dem Graben befanden sich die neuen Befestigungen, die wiederum die mittelalterliche Stadtmauer verbargen. Die Kanonenkugeln waren in beide Mauern eingeschlagen, in die neue ebenso wie in die alte, und hatten eine Geröllhalde entstehen lassen. Aber die Verteidiger hatten

mit Sicherheit grauenhafte Fallen aufgestellt, um die Lücke zu schützen.

Es war neun Jahre her, seit Sharpe an einer Belagerung teilgenommen hatte, dennoch konnte er sich noch deutlich an den heftigen Kampf erinnern, als die Briten den Hang hinauf in Richtung Gawilgarh gestürmt waren und sich in ein Labyrinth aus Mauern und Gräben geworfen hatten, das von den Indern mit ungestümem Heldenmut verteidigt worden war.

In Ciudad Rodrigo, dessen war er sich bewusst, würde es schwieriger werden. Nicht, weil die Männer, die diese Stadt verteidigten, bessere Soldaten waren, sondern weil sie wie Badajoz mithilfe modernster technischer Erkenntnisse verteidigt wurde.

Diese Verteidigungsanlagen hatten etwas schrecklich Präzises an sich, mit ihren Mauerattrappen und Vorschanzen, ihren mathematisch berechneten Bastionen und verborgenen Kanonen.

Sharpe wusste, dass die angreifenden Soldaten mit ihrem bis zum Äußersten erhöhten Pulsschlag, sobald sie durch die Bresche waren, in den Straßen der Stadt nicht mehr zu bremsen sein würden. Das war eine alte Erfahrung. Wenn sich eine Festung nicht ergab und ihre Verteidiger die Angreifer zwangen, im Ansturm ihr Blut zu vergießen, war nach altem Brauch – Soldatenbrauch – innerhalb der Festung jedermann der Rache der Angreifer ausgesetzt. Ciudad Rodrigo konnte nur hoffen, dass der Kampf kurz und schmerzlos ausfallen würde.

In der Stadt läuteten die Glocken zum Abendgebet. Die Katholiken der Kompanie, ausnahmslos Iren, bekreuzigten sich flüchtig und rappelten sich auf, als der Befehlshaber des South Essex erschien, der ehrenwerte William Lawford. Er bedeutete den Männern, sitzen zu bleiben, grinste beim Anblick des schnarchenden Price, nickte Harper freundlich zu, kam herüber und gesellte sich zu Sharpe.

»Alles bestens?«

»Jawohl, Sir.«

Sie waren im selben Alter, fünfunddreißig, aber Lawford war in die Offiziersmesse hineingeboren. Als er noch Lieutenant war, verloren und ängstlich in seiner ersten Schlacht, hatte Sergeant Richard Sharpe ihm ermutigend zur Seite gestanden, wie es Sergeants häufig mit jungen Offizieren tun. Später, als beide Männer in den Folterkammern von Tippu Sultan saßen, hatte Lawford Sharpe Lesen und Schreiben beigebracht. Diese Kenntnisse hatten es Sharpe ermöglicht, nachdem er einen Akt selbstmörderischer Tapferkeit begangen hatte, zum Offizier befördert zu werden.

Lawford starrte über den Wall zum Glacis hinüber. »Ich werde heute Abend dabei sein.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe war sich darüber im Klaren, dass Lawford nicht mitzukommen brauchte, aber zugleich wusste er, dass er ihn nicht davon abbringen konnte. Er warf einen Seitenblick auf seinen Colonel. Wie üblich war Lawfords Uniform makellos. Über den sauberen gelben Besätzen seiner scharlachroten Jacke blitzte goldene Spitze. »Ziehen Sie sich einen Mantel über, Sir.«

Lawford lächelte. »Ich soll mich tarnen?«

»Nein, Sir, aber es wird sicher verdammt kalt werden, und wir alle schießen mit Vorliebe auf einen schmucken Colonel.«

»Ich werde das hier anziehen.« Lawford hielt einen reich geschmückten, mit Pelz besetzten Kavallerieumhang hoch. Er war nur mit einer Goldkette um den Hals zu befestigen, und Sharpe war sich sicher, dass er irgendwann aufwehen musste, sodass darunter die Uniform zum Vorschein kam.

»Damit können Sie Ihre Uniform nicht verbergen, Sir.«

»Nein, Captain.« Lawford lächelte. Er hatte leise gesprochen, und die Bemerkung hatte zu bedeuten, dass

ihr Verhältnis zueinander trotz aller Beförderungen weiter bestand. Lawford war ein guter Offizier, der das South Essex von einem Regiment ängstlicher Männer in eine zähe, selbstbewusste Kampfeinheit verwandelt hatte. Aber das Soldatentum war nicht Lawfords Lebenszweck, vielmehr war es Mittel zum Zweck, zum politischen Zweck, und er wollte erreichen, dass seine Erfolge in Spanien ihm den Weg zur Macht in der Heimat ebneten. Wenn es ums Kämpfen ging, verließ er sich nach wie vor auf Sharpe, den geborenen Soldaten, und Sharpe war dankbar für das Vertrauen und die Freiheit, die er ihm ließ.

Jenseits des Flusses, in Portugal, glühten die Feuer des britischen Feldlagers hell im Dämmerlicht. In den Schützengräben fröstelten die Bataillone, die auf den Angriff warteten. Sie tranken dankbar den Rum, der an sie ausgeteilt wurde, und widmeten sich den kleinen Ritualen, die immer einer Schlacht vorangingen. Uniformen wurden zurechtgerückt, Gürtel bequemer gemacht, Waffen akribisch kontrolliert. Und immer wieder tasteten die Männer in Laschen und Beuteln nach den Talismanen, die sie am Leben erhielten. Eine Glück bringende Hasenpfote, eine Kugel, an der sie fast gestorben wären, ein Andenken an daheim oder nur ein blanker Kieselstein, der ihnen aufgefallen war, als sie unter schwerem Beschuss auf einem Schlachtfeld gelegen hatten.

Die Uhrzeiger rückten von der halben auf die volle Stunde vor.

Generäle versuchten sich voller Nervosität einzureden, dass ihre Pläne so perfekt seien wie nur irgend möglich. Brigadekommandeure machten viel Wind mit Befehlen in letzter Minute, und die Soldaten selbst hatten eine wachsame, angestrengte Miene aufgesetzt, wie sie an ihnen vor einem Ereignis zu beobachten ist, das ihren Tod verlangt, um denkwürdig zu sein. Tornister wurden aufgestapelt, um von Männern bewacht zu werden, die im

Schützengraben zurückblieben. Bajonette wurden auf Musketenläufe geschoben und mit einer Umdrehung arretiert. Die Aufgabe, hatte General Picton angewiesen, sei mit kaltem Eisen zu erledigen, und in der Bresche würden sie keine Zeit zum Nachladen ihrer Musketen finden, mussten mit vorgestrecktem Bajonett nur immer weiter vorwärts drängen, dem Feind entgegen. Sie warteten auf den Einbruch der Nacht, rissen Witze, kämpften mit der eigenen Fantasie.

Um sieben Uhr war es ganz dunkel. Die große Kirchenglocke im Turm, der von Kanonenkugeln angeschlagen und narbenbedeckt war, schickte sich mit surrender Mechanik an, die volle Stunde zu schlagen. Der Laut war über die Schneefläche hinweg deutlich zu hören. Nun musste bald der Marschbefehl ergehen. Die Belagerungsgeschütze hörten auf zu schießen, und auf einmal trat Stille ein, die nach tagelangem Einhämmern auf die Verteidigungsanlagen unnatürlich erschien. Sharpe hörte vereinzelt Männer husten, mit den Füßen aufstampfen, und die leisen Geräusche erinnerten ihn auf entsetzliche Weise daran, wie klein und schwach die Menschen gegenüber den Mauern einer Festung waren.

»Vorwärts!«, befahlen die Brigadekommandeure. »Vorwärts!«

Lawford legte Sharpe die Hand auf die Schulter. »Viel Glück!«

Dem Schützen fiel auf, dass der Colonel immer noch keinen Mantel an hatte, aber nun war es zu spät. In den Schützengräben kam Bewegung auf, und ein gedämpftes Rascheln ertönte, als die Heusäcke herausgehoben wurden. Dann stand Harper neben ihm, und daneben, auf der anderen Seite des Sergeants, war Lieutenant Price aufgetaucht, blass und mit weit aufgerissenen Augen. Sharpe grinste ihnen zu. »Los jetzt.«

Sie stiegen auf den Schützentritt, kletterten über den Wall und marschierten schweigend auf die Bresche zu.

Das Jahr 1812 war angebrochen.

KAPITEL 3

Der Schnee war harsch und knirschte unter Sharpes Stiefeln. Hinter sich konnte er die Geräusche von Männern hören, die auf der weißen Fläche ausrutschten, deren Atem in der kalten Luft heiser klang und deren Ausrüstung klirrte, während sie den Aufstieg zum Glacis begannen.

Der obere Rand der Verteidigungsanlagen zeichnete sich vor einem schwach erhellten rötlichen Dunst ab, wo die Lichter der Stadt, Feuer und Wandfackeln, im nächtlichen Nebel glühten. Das erweckte einen unwirklichen Eindruck, aber Sharpe war es gewohnt, dass ihm in der Schlacht alles unwirklich erschien, vor allem im Augenblick, da er über den schneebedeckten Hang der schweigenden, erwartungsvollen Stadt entgegeneilte. Bei jedem Schritt rechnete er damit, dass plötzlich Geschützfeuer ausbrechen würde, begleitet vom Kreischen der Schrapnells. Doch die Verteidiger verhielten sich still, als wüssten sie nichts von der Menschenmenge, die sich schwerfällig über den Schnee nach Ciudad Rodrigo vorkämpfte. In höchstens zwei Stunden, wusste Sharpe, würde alles vorbei sein. Talavera war in einem Tag und einer Nacht eingenommen worden, bei Fuentes de Onoro hatte es fast drei Tage gedauert, aber kein Mann konnte den höllischen Sturm auf eine Bresche länger als ein bis zwei Stunden aushalten.

Lawford hielt sich neben ihm, seinen Umhang immer noch über dem Arm. Seine Goldspitze reflektierte das schwache rötliche Licht weiter vorn. Der Colonel grinste Sharpe an. Er sieht, dachte der Rifleman, ausgesprochen jung aus.

»Vielleicht schaffen wir’s, sie zu überraschen, Richard.«

Er brauchte nicht lange auf Antwort zu warten. Rechts und links vor ihnen hielten die französischen Kanoniere ihre Lunten an die Zündlöcher. Die Kanonen wurden von der Wucht der Detonationen zurückgeworfen und spuckten Kartätschen über das Glacis. Über den Mauern stiegen dichte, brodelnde Rauchwolken auf, die durch Stichflammen von innen heraus erleuchtet wurden. Die Flammen fauchten über den Graben hinweg und bohrten ihre Lichtzungen in den schneebedeckten Hang.

Auf den Kanonendonner, der so nahe war, dass einzelne Geräusche nicht mehr zu unterscheiden waren, folgten die Explosionen der Kartätschen. Es handelte sich um Metallhülsen, die bis zum Rand mit Musketenkugeln gefüllt waren und mit einer Pulverladung gezündet wurden. Die Kugeln jaulten herab. Der Schnee wies karmesinrote Sprenkel auf.

Ganz links wurden Rufe laut, und Sharpe wusste, dass die Leichte Division, die es auf die kleinere Bresche abgesehen hatte, über das Glacis stürmte, hinab in den Graben. Er glitt auf dem Schnee aus, fing sich und rief seinen Männern zu: »Vorwärts!«

Der Rauch wallte langsam vom Glacis herab, vom nächtlichen Wind gen Süden getrieben. Dann wurde er von der nächsten Salve der Kanoniere aufgehalten. Wieder barsten die Kartätschen, und die Masse der Männer eilte, angefeuert durch die Rufe ihrer Offiziere und Sergeants, den Hang hinauf in die trügerische Sicherheit des Festungsgrabens. Weiter hinten, jenseits der ersten Parallellinie, spielte eine Kapelle. Sharpe hörte einen Fetzen Musik, dann hatte er die Spitze des Hangs erreicht, und vor ihm lag finster der Graben.

Man war versucht, ein Stück vor dem höchsten Punkt stehen zu bleiben und die Säcke auf gut Glück in die Dunkelheit zu werfen, aber die Erfahrung hatte Sharpe gelehrt, dass die paar Schritte, vor denen ein Mann sich

fürchtet, jene Schritte sind, auf die es ankommt. Er stellte sich neben Lawford auf die Kuppe und rief seinen Männern zu, sie sollten sich beeilen. Die Heusäcke verschwanden mit dumpfem Aufprall in der schwarzen Tiefe.

»Hier entlang! Hier entlang!« Er führte sie nach rechts, weg von der Bresche. Ihre Aufgabe war beendet. Nun sprang das Himmelfahrtskommando in den Graben, und Sharpe empfand einen Anflug von Neid.

»Hinlegen! Hinlegen!« Er veranlasste seine Männer, am oberen Rand des Glacis zu Boden zu gehen. Die Kanonen donnerten so dicht über ihren Köpfen, dass die Leichte Kompanie die Berührung ihres heißen Atems spürte. Nun rückten von hinten die Bataillone nach, um dem Himmelfahrtskommando zu folgen. »Behaltet die Mauer im Auge!« Die Leichte Kompanie konnte den Angriff jetzt am besten dadurch unterstützen, dass man über den Graben schoss, sobald ein Ziel zu erkennen war.

Es herrschte vollkommene Finsternis. Aus dem Graben waren Geräusche zu hören. Scharrende Stiefel, kratzende Bajonette, ein gedämpfter Fluch und dann das Knirschen zahlreicher Füße auf Schutt. Sharpe schloss daraus, dass das Kommando die Bresche erreicht hatte und die Rampe aus zertrümmertem Mauerwerk erklomm. Am oberen Ende der Bresche blitzte grelles Musketenfeuer auf, die erste Gegenwehr, auf die das Himmelfahrtskommando traf, aber der Beschuss schien nicht schwer zu sein. Sharpe konnte hören, dass die Männer ihren Aufstieg fortsetzten.

»Bis jetzt …« Lawford ließ den Satz unvollendet.

Hinter ihnen kam Lärm auf. Sharpe drehte sich um und sah, dass die Angreifer die Kuppe erreicht hatten und sich kühn in den Graben warfen. Das Geschrei rührte daher, dass einzelne Männer die Heusäcke verfehlten oder ihren Kameraden auf dem Rücken landeten. Aber immerhin waren die vordersten Bataillone angekommen und rückten in der Dunkelheit vor. Sharpe vernahm das Knurren, das er

aus Gawilgarh kannte. Dieser gespenstische Laut entstand, wenn sich Hunderte von Männern zusammendrängten und innerlich darauf vorbereiteten, in eine enge Bresche einzudringen, und er würde anhalten, bis die Schlacht entschieden war.

»Bis jetzt läuft alles gut!« Lawfords Gesicht zeigte einen nervösen Ausdruck. Es lief einfach zu gut. Das Kommando war wohl inzwischen dem Ende seines langen Aufstiegs nahe, die 45th und 88th waren ihm auf den Fersen, und die Franzosen hatten bisher nur mit ein paar Musketenschüssen reagiert und mit den Kartätschen, die weit hinten über den heraneilenden Reserveeinheiten explodierten. Sie mussten damit rechnen, dass in der Bresche noch etwas anderes auf sie wartete.

Auf der Mauer loderte eine Flamme auf und breitete sich aus wie ein Feuer, das trockenes Stroh erfasst. Dann erhob sie sich schwerfällig in die Luft und stürzte hinab in den Graben. Eine zweite Flamme folgte, dann noch eine. Die Bresche wurde taghell erleuchtet, als die Karkassen, ölgetränkte, feste Strohballen, die mit geteerter Leinwand festgezurrt waren, angezündet und in den Graben geworfen wurden, damit die Verteidiger ihre Ziele ausmachen konnten. Die Franzosen jubelten, ein triumphierender, verächtlicher Jubel, und die Musketenkugeln hieben in das Himmelfahrtskommando, das sich kurz vor dem höchsten Punkt der Geröllhalde zeigte. Doch der Jubel wurde vom 45th und vom 88th Bataillon erwidert, die nun heranstürmten, eine dunkle Masse im komplizierten Labyrinth des Grabens, und der Angriff begann wieder wie ein Kinderspiel auszusehen.

»Rifles!«, brüllte Sharpe. Ihm waren außer Harper elf Scharfschützen geblieben von den dreißig Angehörigen der Rifles, die er drei Jahre zuvor aus den Schrecken des Rückzugs von La Coruña gerettet hatte. Sie waren das Kernstück seiner Kompanie, die Spezialisten mit den

grünen Jacken, deren moderne Baker-Gewehre auf dreihundert Schritt oder noch weitere Entfernung töten konnten, während die Muskete mit dem glatten Innenlauf, die Brown Bess, auf mehr als fünfzig Yards Entfernung praktisch nutzlos war. Er hörte das unverkennbare Krachen der Waffen, die weniger dumpf klangen als die Musketen, und sah einen Franzosen rückwärts umfallen, gerade als er versuchte, eine weitere Karkasse in die Bresche hinab zu werfen. Sharpe wünschte sich, mehr Schützen zur Verfügung zu haben. Er hatte einige seiner Rotröcke im Umgang mit der Waffe unterwiesen, hätte jedoch gern mehr gehabt.

Sharpe ging neben Lawford in Deckung. Die Franzosen schossen nun mit Schrapnell, das sich aus den Kanonenrohren ergoss wie Entenschrot aus einer Jagdflinte. Er hörte, wie die Kugeln über ihn hinwegpfiffen, entdeckte eine weitere Flamme, die den dicht gedrängten Bataillonen entgegen in den Graben stürzte. Aber im Feuerschein konnte er sehen, dass die rotberockten Briten bereits die Hälfte ihres Anstiegs hinter sich hatten. Das nahezu unversehrte Himmelfahrtskommando mit seinen vorgestreckten Bajonetten war nur noch wenige Schritte vom oberen Rand entfernt, während die untere Hälfte des Hangs von der dichten Marschformation der angreifenden Soldaten verdunkelt wurde.

Lawford berührte Sharpes Arm. »Das geht mir zu einfach!«

Musketen beschossen die Angreifenden, aber nicht genug, um ihr Vordringen aufzuhalten. Die Männer im Graben glaubten sich einem leichten Sieg nahe, und die Marschkolonne näherte sich der Bresche wie eine Schlange, die sich aus dem Graben wand. Der Sieg war nahe, nur Sekunden entfernt, und das Knurren wurde zum Jubel, der sich über der aufsteigenden Kolonne erhob.

Die Franzosen hatten sie kommen lassen. Sie gestatteten dem Kommando, bis zur Spitze der zerschmetterten Mauer vorzudringen, dann erst gaben sie ihre Verteidigung preis. Es erfolgte eine doppelte Explosion, grässlich und ohrenbetäubend, und Flammen schossen durch die Bresche.

Sharpe verzog das Gesicht. In den Jubel mischten sich Schreie und das Rasseln von Kartätschen. Da entdeckte Sharpe, dass die Franzosen zwei Kanonen aufgefahren hatten, in verborgenen Stellungen, tief im Innern der Mauern, zu beiden Seiten der Bresche, deren Schusslinie quer zum Angriff der Briten verlief. Es handelte sich nicht um kleine Kanonen, um Feldgeschütze, sondern um wahre Ungetüme, deren Flammen bis auf die andere Seite der dreißig Yards weiten Bresche reichten.

Das Himmelfahrtskommando verschwand, fortgerissen von einem Strudel aus Feuer und Kartätschen, und die Spitze der Marschkolonne wurde von den Schüssen der Kanonen zerfetzt, die die obere Hälfte der Bresche aufrissen und mit verächtlicher Leichtigkeit frei räumten. Das Knurren stockte, verwandelte sich in angstvolles Geschrei, und dann trat die Kolonne den Rückzug an, nicht vor den Kanonen, sondern vor einer neuen Gefahr.

Im rauchverhangenen Geröll tauchten Flammen auf, bläulichen Schlangen gleich, die zwischen den Steinen aufleuchteten, gezackte Blitze, die sich durch die angesengten Steine fortsetzten und die Minen berührten, die man in der Bresche vergraben hatte. Die Explosionen rissen den unteren Teil des Hangs auseinander, ließen Männer und Mauerwerk durch die Luft fliegen und sorgten mit ihrem Bersten dafür, dass der erste Angriff fehlschlug. Das Blutbad in der Bresche hatte begonnen, sich gegen die Briten zu wenden.

Noch war das Knurren zu hören. Die Männer aus Connaught und Nottinghamshire warfen sich erneut in die

Bresche, stiegen über die verstümmelten Toten hinweg, vorbei an den geschwärzten, noch rauchenden Vertiefungen, wo die Minen hochgegangen waren, und die Franzosen riefen ihnen Beschimpfungen zu. Sie nannten sie Knabenschänder und Schwächlinge und ließen den Schimpfworten weitere brennende Karkassen, Holzscheite und Steinbrocken folgen, die über den Abhang rollten und einzelne Männer mitrissen in die blutgetränkte Tiefe der Bresche.

Die mächtigen Kanonen in ihren verborgenen Flankenstellungen wurden nachgeladen und auf ihre nächsten Ziele vorbereitet, und da kamen sie auch schon, hangelten sich die vor lauter Blut glitschige Rampe empor, bis wieder der Donner krachte, die Flammen der Bresche entgegenzüngelten und Myriaden von Splittern aus den Kartätschen das Geröll freiräumten.

Auch dieser Angriff war blutig abgeschlagen worden, aber es gab keinen anderen Gedanken als den, weiter voranzustürmen. Am Fuß der Rampe drängten sich die Männer der beiden Bataillone, die nun erneut mit vernunftwidrigem, überschwänglichem Heldenmut, wie ihn das Belagerungshandwerk verlangte, mit dem Aufstieg begannen.

Lawford hatte Sharpes Arm gepackt und beugte sich nun dicht an sein Ohr. »Diese verdammten Kanonen!«

»Ich weiß!« Sie schossen wieder, einige Augenblicke zu früh, und es war nicht zu übersehen, dass kein Soldat an ihrem Feuer vorbeikommen konnte. Sie waren im Herzen der dicken, niedrigen Stadtmauern vergraben, wo sie kein britisches Belagerungsgeschütz je erreichen konnte, es sei denn, Wellington hätte jede verborgene Stellung eine Woche lang unter Beschuss genommen, bis die gesamte Mauer, wie die Bresche selbst, in sich zusammenbrach. Im Licht der brennenden Karkassen zeigte sich, dass sich vor jeder Kanone ein Graben befand, der den Kanonieren

Schutz vor ihren Feinden in der Bresche gewährte, und solange die beiden Kanonen schossen, quer und leicht gegeneinander versetzt, konnte es keinen Sieg geben.

Die Soldaten hatten erneut mit dem Aufstieg begonnen, langsamer diesmal, denn sie versuchten, auf der Hut vor den Kanonen zu sein und den Granaten zu entgehen, die die Franzosen den Hang herabschleuderten. Rötliche Explosionen trieben die verstreuten Angreifer noch weiter auseinander. Sharpe wandte sich an Harper. »Hast du geladen?«

Der hünenhafte Sergeant nickte, grinste und hielt das siebenläufige Salvengewehr hoch. Sharpe grinste ebenfalls. »Sollen wir mitmachen?«

Lawford brüllte sie an. »Was habt ihr vor?«

Sharpe zeigte auf die ihnen zugewandte Seite der Bresche. »Wir nehmen uns die Kanone vor. Was dagegen?«

Lawford zuckte mit den Schultern. »Seid vorsichtig!«

Zum Nachdenken war keine Zeit, sie konnten nur in den Graben springen und beten, dass sie sich nicht die Knöchel verrenkten oder brachen. Sharpe kam ungeschickt auf, rutschte auf dem Schnee aus, aber eine mächtige Hand packte seinen Mantel und riss ihn hoch. Dann rannten die beiden Männer am Boden des Grabens entlang.

Sie waren fast zwanzig Fuß tief gesprungen und hatten das Gefühl, als seien sie auf dem Grunde eines riesigen Kessels gelandet, in der Feuerschale eines Alchimisten, in die sich von oben herab die Flammen ergossen. Karkassen kamen herabgerollt, Musketen-und Kanonenfeuer wurde in die Tiefe gespuckt, und das Feuer erfasste das lebendige und tote Fleisch im Graben und erzeugte einen roten Widerschein an der Unterseite der niederen Wolken, die sich gen Badajoz wälzten.

Es gab nur einen Weg, in diesem Kessel zu überleben, und der bestand darin, hinaufzuklettern. Während Sharpe und

Harper die Masse der Männer umrundeten, machten diese sich erneut an den Aufstieg, und dann meldeten sich die Kanonen zu Wort, und der Angriff wurde von Kartätschen abgeschlagen, die auf lodernden Schwingen heransausten.

Sharpe hatte die Abstände zwischen den Schüssen geschätzt und wusste, dass die französischen Kanoniere ungefähr eine Minute brauchten, um jede der gigantischen Kanonen zu laden. Er zählte im Kopf die Sekunden, während sich die beiden Männer zur Linken der Bresche an der massierten irischen Truppe vorbeidrängten.

Sie kämpften sich durch die Menge, hielten auf den äußersten Rand des Abhangs zu, doch der Ansturm der Männer riss sie mit, sodass Sharpe einen Augenblick lang annahm, sie müssten dabei auf die eigentliche Geröllhalde geraten. Dann schossen die Kanonen erneut, und die Männer wichen zurück. Etwas Nasses schlug Sharpe ins Gesicht. Der Angriff löste sich in kleine Gruppen auf. Ihm blieb eine Minute. »Patrick!«

Sie warfen sich in die Vertiefung neben der Bresche, hinein in den Schützengraben, hinter dem die Kanone versteckt lag. Er war bereits angefüllt mit Männern, die vor den Kartätschen Schutz suchten. Über ihnen waren die französischen Kanoniere höchstwahrscheinlich dabei, die Rohre zu säubern und in verzweifelter Hast die Beutel mit dem Pulver in die riesigen Mündungen zu stopfen, während andere Männer mit den sperrigen schwarzen Kartätschen warteten.

Sharpe gab sich Mühe, nicht an sie zu denken. Er spähte die Mauer empor, zum Rand der Brustwehr. Der befand sich hoch über ihnen, weit über mannshoch. Darum lehnte er sich gegen die Mauer, verschränkte die Hände und nickte dem Sergeant zu. Harper setzte den riesigen Stiefel auf Sharpes Hände, spannte den Hahn seines siebenläufigen Gewehrs und nickte zustimmend. Sharpe hob ihn an, und Harper stemmte sich hoch.

Der Ire wog so viel wie ein Bullenkalb. Sharpe schnitt vor lauter Anstrengung eine Grimasse, und dann kamen zwei der Connaught Rangers heran, als ihnen klar wurde, was er und Harper vorhatten, packten Harpers Beine und schoben ihn hinauf.

Plötzlich ließ das Gewicht nach. Harper hatte mit einer Hand den Rand der Brustwehr gepackt, ohne auf die Musketenkugeln zu achten, die neben ihm von der Mauer abprallten, legte mit der anderen das mächtige Gewehr auf den Rand, zielte blind und betätigte den Abzug.

Der Rückstoß warf ihn nach hinten, sodass er schmerzhaft am gegenüberliegenden Rand des Schützengrabens auftraf, aber er kam unter gälischen Flüchen wieder auf die Beine. Sharpe schrie seinen Landsleuten zu, auf die Mauer zu klettern und die Kanonenmannschaft anzugreifen, solange sie von dem ohrenbetäubenden Knall noch benommen war. Aber es bestand keine Aussicht, die steile Mauer zu erklimmen, und Sharpe musste an die überlebenden Kanoniere denken, wie sie erneut das gigantische Geschütz luden. »Patrick! Wirf mich hinauf!«

Harper ergriff Sharpe wie einen Hafersack, atmete einmal tief ein und warf ihn in die Luft. Sharpe hatte das Gefühl, als würde er von einer explodierenden Mine hochgerissen. Er ruderte mit Armen und Beinen. Sein Gewehr rutschte ihm von der Schulter, aber er erwischte es am Lauf. Dann sah er den Rand der Brustwehr und streckte rasch die linke Hand aus. Er hielt sich fest und legte ein Bein über das Mauerwerk. Er wusste, dass die französischen Musketen auf ihn schossen, hatte jedoch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn nun rannte ein Mann auf ihn zu. Er schwang einen Ladestock, um Sharpe damit niederzuschlagen, doch der holte mit dem Gewehr aus.

Der Zufall wollte es, dass der messingbewehrte Kolben den Franzosen an der Schläfe traf und ihn taumelnd zurückweichen ließ. Sharpe warf sich über die Brüstung,

richtete sich auf, zog rasselnd den mächtigen Säbel aus der Scheide und empfand dabei ungestüme Freude.

Die Kanoniere hatten dank der sieben Kugeln, die als Querschläger immer wieder durch die enge Steinbettung gesaust waren, schwere Verluste erlitten. Sharpe sah Leichen unter dem gigantischen Eisenrohr der Kanone liegen, die er als Belagerungsgeschütz identifizierte. Aber es waren genug Männer am Leben geblieben, und die stürmten nun auf ihn ein.

Er schwang die lange Klinge gegen sie, trieb sie zurück und hieb immer wieder mit dem Säbel um sich. Er spürte die Erschütterung, als er einen Schädel spaltete. Er brüllte die Männer an, versuchte sie einzuschüchtern, rutschte auf frischem Blut aus, riss seine Klinge los und schlug erneut zu.

Die Franzosen zogen sich zurück. Sie waren ihm sechs zu eins überlegen, doch sie waren Kanoniere, die es eher gewöhnt waren, auf Entfernung zu töten, und nicht, ins verzerrte Gesicht des Feindes über einem blutbefleckten Säbel zu blicken. Sobald sie zurückwichen, machte Sharpe kehrt, trat an den Rand der Brustwehr und entdeckte einen Arm, der sich verzweifelt am Mauerwerk festklammerte. Er packte das Handgelenk und hob einen Connaught Ranger in die Eingrabung. Die Augen des Mannes leuchteten vor Aufregung. Sharpe rief ihm zu: »Hilf den anderen herauf! Mit deinem Schulterriemen!«

Eine Musketenkugel pfiff an seinem Kopf vorbei, traf den Lauf seines Gewehrs, und als Sharpe herumwirbelte, sah er die vertrauten Uniformen der französischen Infanterie, die jetzt die Steinstufen herabeilte, um die Kanone zu retten. Er trat ihnen entgegen, ergriffen vom Wahnsinn der Schlacht. Da schoss ihm der verrückte Gedanke durch den Kopf, dass er sich wünschte, der widerliche Halunke von einem Schreiber, dem er in Whitehall begegnet war, könne

ihn jetzt sehen. Dann würde Whitehall vielleicht begreifen, was seine Soldaten leisteten.

Aber viel Zeit konnte er nicht auf den Gedanken verschwenden, denn nun zwängten sich die Infanteristen durch den Engpass neben dem Kanonenrohr. Er sprang sie an, brüllte und stieß mit der Säbelspitze zu, um sie zurückzutreiben. Dabei war ihm klar, dass er hoffnungslos unterlegen war.

Sie verhielten, ließen ihn kommen und setzten dann ihre langen Bajonette zur Gegenwehr ein. Der Säbel war nicht lang genug! Er schlug nach ihnen, fegte vereinzelte Bajonette aus dem Weg, aber ein anderes durchbrach seine Deckung, und er spürte, wie sich die Spitze in seinem Mantel verfing. Er packte mit der linken Hand die Klinge, zerrte daran und brachte den Mann aus dem Gleichgewicht, während er ihm zugleich den massiven Messingknauf des Säbels über den Schädel zog. Er war gezwungen, rückwärts auszuweichen. Ein weiteres Bajonett zuckte blitzend auf ihn zu und veranlasste ihn zu einem kühnen Sprung. Er glitt aus und prallte mit nutzlos wirbelndem Säbel gegen das Belagerungsgeschütz. Er bemühte sich, die Balance zu behalten, und sah über sich die Bajonette. Seine Wut war vergebens, denn er konnte so nicht parieren.

Der Ruf erfolgte in einer Sprache, die er nicht verstand, aber die Stimme war die von Harper. Der hünenhafte Ire war dabei, den Feind vernichtend zu schlagen, indem er sein siebenläufiges Gewehr als Keule einsetzte. Er achtete nicht auf Sharpe, stieg über ihn hinweg, lachte den Franzosen ins Gesicht, schlug nach ihnen und rückte immer weiter vor, wie vor ihm seine Ahnen im Morgendunst in hehre Schlachten gezogen waren. Er sang dieselben Worte, die seine Vorfahren gebraucht hatten. Die Männer aus Connaught scharten sich um ihn, und keine Armee der Welt hätte ihrer Wut und ihrem Angriff widerstehen können.

Sharpe duckte sich unter das Kanonenrohr und fand auf der anderen Seite weitere, inzwischen verängstigte Feinde. Er hieb mit der Klinge auf sie ein, trieb sie zurück, stach immer wieder zu und brüllte seine Herausforderung.

Die Franzosen versuchten, die Steinstufen hinter sich zu erreichen, doch die Soldaten in den roten und grünen Jacken folgten ihnen, stiegen über die Leichen, setzten ihnen mit Bajonetten und bloßen Händen zu.

Sharpe spürte, wie seine Klinge eine Rippe traf, und riss sie zurück, und auf einmal war vom Feind nichts mehr übrig als die Überlebenden, die am Fuß der Stufen kauerten und lauthals ihre Kapitulation erklärten. Sie konnten nicht mit Schonung rechnen. Die Männer des Connaught-Regiments hatten an der Bresche Freunde verloren, alte Freunde, und machten mit kurzen, sparsamen Hieben von ihren Bajonetten Gebrauch. Sie ignorierten die Schreie der Franzosen und taten flink ihre Arbeit. Die Kanonenstellung war erfüllt vom Geruch frischen Bluts.

»Nach oben!« Auf der Mauer hielten sich immer noch Feinde auf, Feinde, die in die vertiefte Stellung herab schießen konnten.

Sharpe erklomm die Stufen, und sein vorgestreckter Säbel sah aus wie ein Streifen reflektierten Feuerscheins. Dann wurde die Nachtluft plötzlich kühl und klar, und er stand auf der Mauer. Die Infanterie hatte sich hinter die Schutzwälle zurückgezogen, so sehr hatte das Gemetzel um die Kanone ihr Angst eingejagt. Sharpe blieb oben an der Treppe stehen und beobachtete sie. Harper gesellte sich mit einer Schar von Rotröcken des 88th Regiments zu ihm. Sie keuchten so stark, dass ihr Atem sichtbar war.

Harper lachte. »Die haben genug!«

Er hatte recht. Die Franzosen traten den Rückzug an, gaben die Bresche auf, und nur ein Mann, ein Offizier, versuchte sie zurückzuhalten. Er brüllte sie an, schlug mit

dem Degen nach ihnen. Als er sah, dass sie nicht bereit waren, noch einmal anzugreifen, setzte er selbst zum Sturm an. Er war ein schlanker Mann mit dünnem, blondem Schnurrbart unter einer geraden Nase mit gebogener Spitze.

Sharpe sah dem Mann seine Angst an. Der Franzose war nicht erpicht, einen Alleinangriff zu starten, aber er hatte seinen Stolz und hoffte, dass seine Männer ihm folgen würden. Sie taten es nicht. Stattdessen riefen sie nach ihm, forderten ihn auf, sich nicht wie ein Narr aufzuführen.

Aber er ging weiter, die Augen unverwandt auf Sharpe gerichtet. Als er in Fechtstellung ging, wirkte sein Degen lächerlich schmal. Er sagte etwas zu Sharpe, doch der schüttelte den Kopf. Der Franzose ließ sich nicht beirren und stach auf Sharpe ein, der gezwungen war, mit einem Satz zurückzuweichen und schwerfällig mit dem mächtigen Säbel zu parieren. Sharpes Wut war in der kühlen Luft verflogen, der Kampf war vorbei, und er reagierte gereizt auf die Beharrlichkeit des Franzosen.

»Verschwinde! *Vamos!*« Er versuchte, sich an die entsprechende französische Redewendung zu erinnern, doch sie fiel ihm nicht ein.

Die Iren lachten. »Legen Sie ihn übers Knie, Captain!«

Der Franzose war kaum mehr als ein Knabe, lächerlich jung, aber tapfer. Er kam erneut heran, mit ausgestrecktem Degen, und diesmal sprang Sharpe knurrend auf ihn zu, sodass der Franzose zurückzuckte.

Sharpe ließ seine Klinge sinken. »Gib gefälligst auf!«

Die Antwort war ein weiterer Stoß, der Sharpes Brust recht nahe kam. Er lehnte sich zurück und schlug den Degen zur Seite. Er merkte, dass er wieder wütend zu werden drohte. Er bedachte den Mann mit einem Fluch, wies mit dem Kopf die Mauer entlang, aber der Narr drang aufs Neue vor, aufgebracht vom Gelächter der Iren, und

Sharpe musste noch einmal parieren und ihn zum Rückzug zwingen.

Harper machte der Farce ein Ende. Er hatte sich hinter den Offizier geschoben, und als der Franzose Sharpe ansah, um seine nächste Attacke vorzubereiten, räusperte sich der Sergeant. »Sir? Missjö?« Der Offizier blickte sich um. Der hünenhafte Ire lächelte ihm zu und kam unbewaffnet und ganz langsam näher. »Missjö?«

Der Offizier nickte Harper zu, runzelte die Stirn, sagte etwas auf Französisch. Der große Sergeant nickte ernsthaft. »Ganz recht, Sir, ganz recht.« Dann schoss eine gigantische Faust von irgendwo tief unten herauf und traf den Franzosen am Kinn. Als er erschlaffte, jubelten die Männer aus Connaught verächtlich, und Harper legte den Bewusstlosen neben die Brustwehr.

»Armer kleiner Wicht.« Er grinste Sharpe zu, hochzufrieden mit sich, und wandte sich dem Anblick der Bresche zu. Dort wurde nach wie vor gekämpft, aber Harper wusste, dass er seinen Anteil zur Eroberung beigetragen hatte, einen nicht unerheblichen Anteil, und dass ihn in dieser Nacht nichts anfechten konnte. Er wies mit dem Daumen auf die Connaught Rangers und blickte Sharpe an. »Die Jungs sind aus Connaught. Fähige Kämpfer.«

»Das sind sie.« Sharpe grinste. »Wo liegt Connaught? In Wales?«

Harper erlaubte sich einen Scherz auf Kosten von Sharpe, allerdings auf Gälisch, sodass dieser sich das freundliche Gelächter der Rangers gefallen lassen musste. Sie waren fröhlich und guter Dinge, genau wie der Sergeant aus Donegal, denn ihnen war bei dem nächtlichen Angriff eine wichtige Rolle zugefallen, eine Rolle, aus der sich in langen Winternächten einer bislang unwägbaren Zukunft eine gute Geschichte spinnen ließ. Harper ging in die Knie, um die

Taschen des ohnmächtigen Franzosen zu durchsuchen, und Sharpe wandte sich nun seinerseits der Bresche zu.

Auf der gegenüberliegenden Seite hatte sich das 45 th Regiment die zweite Kanone vorgenommen. Sie hatten im Graben zurückgelassene Planken aufgetan und sie an den Rand der Kanonenstellung angelegt. Sharpe sah bewundernd zu, wie die Männer aus Nottinghamshire über diese unsichere Rampe stürmten und die Kanonenmannschaft ihre langen Bajonette spüren ließen. Das Knurren hatte sich in Siegesgeschrei verwandelt. Das dunkle Untier im Graben schlängelte sich durch die ungeschützte Bresche und schwärmte, vorbei an den schweigenden Kanonen, in die Straßen der Stadt. Ein paar Schüsse fielen aus Türen und Fenstern, nur ein paar, und die britische Horde ergoss sich über den Schutt dorthin, wo die mittelalterliche Stadtmauer niedergerissen war. Die Schlacht war vorbei.

Beinahe vorbei. In den Trümmern der alten Mauer lauerte eine weitere Mine. Man hatte ein altes Portal mit Schwarzpulver vollgestopft, und nun steckten die Franzosen die Zündschnur in Brand und zogen sich in die Straßen zurück. Die Mine ging hoch. In der Finsternis stiegen Flammen auf, uralte Steine barsten, Rauch und Staub brodelten empor, und gleichzeitig breitete sich der Gestank verbrannten Fleisches aus, und die Spitze der siegreichen Marschkolonne wurde sinnlos dezimiert.

Eine Sekunde herrschte benommenes Schweigen, nur einen Atemzug lang, dann setzte das Gebrüll wieder ein, nur dass jetzt nicht der Sieg gefeiert, sondern Rache gefordert wurde, und die Soldaten trugen ihre Wut in die schutzlosen Straßen.

Harper sah zu, wie der heulende Mob in die Stadt strömte. »Ob wir wohl auch eingeladen sind?«

»Warum nicht?«

Der Sergeant grinste. »Weiß Gott, wir haben’s verdient.« Er schwang eine goldene Uhr samt Kette in der Hand und machte sich auf den Weg zu der Rampe, die hinab zu den Häusern führte. Sharpe folgte ihm, blieb jedoch plötzlich stehen. Er erstarrte.

Dort unten, wo die zweite Mine explodiert war, lag angestrahlt von einem flackernden Balken ein verstümmelter Leichnam. Die eine Seite schien mit frischem Blut durchtränkt zu sein, mit elfenbeinfarbenen Tupfen, wo die Knochen durchschienen, aber die andere Seite war prächtig erhalten, mit gelben Besätzen und Goldspitze. Ein pelzbesetzter Kavallerieumhang bedeckte die Beine. »O Gott!«

Harper hörte ihn und blickte in dieselbe Richtung. Dann eilten beide Männer die Rampe hinab, wobei sie immer wieder auf Eis und matschigem Schnee ausrutschten. Sie rannten auf Lawfords Leichnam zu.

Ciudad Rodrigo war erobert. Aber doch nicht um diesen Preis, dachte Sharpe, nicht um diesen Preis!

KAPITEL 4

Aus der Stadt ertönten Schreie und Schüsse, als sich die britischen Soldaten Zugang zu den Häusern verschafften, und alles wurde übertönt vom Klang ihrer triumphierenden Stimmen. Nach der Schlacht folgte nun die Belohnung.

Harper erreichte den Leichnam als Erster, schob den Umhang beiseite und beugte sich über ihn. »Er lebt, Sir!«

Auf Sharpe wirkte der Anblick wie eine bittere Parodie von Leben. Die Explosion hatte Lawfords linken Arm fast ganz vom Rumpf abgetrennt, hatte seine Rippen zerschmettert und sie so bloßgelegt, dass sie zwischen Haut- und Fleischfetzen herausragten. Unter der einst makellosen Uniform floss das Blut. Harper begann den Umgang in schmale Streifen zu zerreißen. Sein Mund war eine dünne Linie der Wut und des Kummers. Sharpe blickte zur Bresche hinüber, wo immer noch Männer auf die Häuser zu eilten.

»Musikanten!«, rief er.

Die Militärkapellen hatten während des gesamten Angriffs gespielt. Nun erinnerte er sich an ihre Musik und konnte unsinnigerweise plötzlich den Titel der Melodie nennen, die er gehört hatte: »Der Untergang von Paris.« Inzwischen hätten die Musiker sich ihrer anderen Aufgabe widmen müssen, der Betreuung von Verwundeten, aber er konnte keine entdecken. »Musikanten!«

Wie durch ein Wunder erschien Lieutenant Price, blass und unsicher auf den Beinen, und mit ihm ein kleiner Trupp der Leichten Kompanie. »Sir?«

»Eine Trage! Schnell! Und schick einen Boten zurück zum Bataillon.«

Price salutierte. Er hatte die blanke Klinge in seiner Hand vergessen, und der Säbel hätte beinahe den Rifleman Peters durchbohrt. »Sir.« Der kleine Trupp rannte davon.

Lawford war ohne Bewusstsein. Harper verband seine Brust. Dabei gingen seine großen Finger erstaunlich sanft mit dem zerfetzten Fleisch um. Er blickte zu Sharpe auf. »Trennen Sie den Arm ab, Sir.«

»Was?«

»Besser jetzt als später, Sir.« Der Sergeant zeigte auf den linken Arm des Colonels, der an einem einzelnen nass glitzernden Gewebestrang hing. »Vielleicht überlebt er's, Sir, wahrhaftig, aber der Arm muss ab.«

Aus dem Stumpf ragte ein gesplittertes Stück Knochen. Der Arm war auf unnatürliche Weise aufwärts gebogen, zeigte in Richtung Stadt. Harper machte sich daran, den kurzen Stumpf abzubinden, um das schwach pulsierende Blut aufzuhalten.

Sharpe trat vorsichtig dorthin, wo Lawfords Kopf ruhte. Er bewegte sich behutsam, denn der Boden war glatt, obwohl man nicht feststellen konnte, ob nun vom Blut oder vom Eis. Das einzige Licht spendete der brennende Balken. Er setzte die Spitze seines Säbels an der blutigen Masse an. Harper verschob die Klinge, bis sie an der richtigen Stelle saß. »Lassen Sie die Haut dran, Sir. Die schließt sich wieder.«

Der Vorgang unterschied sich in nichts vom Schlachten eines Schweins oder Ochsen, aber Sharpe hatte ein anderes Gefühl dabei. Er hörte ein Krachen aus der Stadt, das die Schreie unterbrach. »Ist es so richtig?« Er spürte, dass Harper immer noch an der Klinge herumrückte.

»Jetzt, Sir. Senkrecht runter.«

Sharpe stützte sich mit beiden Händen auf den Degenknauf, beinahe so, als wolle er einen Pfahl in schlammigen Boden treiben. Menschliches Gewebe ist zäh.

Es hält außer dem hitzigsten Schlag allem stand. Als der Säbel auf Widerstand traf, fühlte Sharpe, wie ihm seine letzte Mahlzeit hochzukommen drohte. Er stieß erneut zu, worauf Lawford im scharlachroten Schlamm herumrollte und schmerzlich den Mund verzog. Dann war es vollbracht, der Arm ganz abgetrennt, und Sharpe beugte sich über die abgestorbenen Finger und nahm einen goldenen Ring ab. Er wollte ihn Forrest geben, damit er zusammen mit dem Colonel heimgeschickt wurde oder, Gott behüte es, an dessen Familie.

Lieutenant Price war wieder da. »Sie sind unterwegs, Sir.«

»Wer?«

»Der Major, Sir.«

»Und eine Trage?«

Price nickte und sah aus, als sei ihm schlecht. »Wird er's überleben, Sir?«

»Wie, zum Teufel, soll ich das wissen?« Es war nicht fair, seine Wut an Price auszulassen. »Was hatte er überhaupt hier zu suchen?«

Price zuckte kläglich mit den Schultern. »Er hat gesagt, er wolle Sie suchen gehen, Sir.«

Sharpe starrte auf den gut aussehenden Colonel hinab und fluchte. Lawford hatte in der Bresche nichts zu suchen gehabt. Das hätte man zwar auch von Sharpe und Harper behaupten können, aber der hoch gewachsene Rifleman fand, dass das etwas anderes sei. Lawford hatte eine Zukunft vor sich, Hoffnungen, eine Familie, die es zu beschützen galt, Ambitionen, die greifbar nahe gerückt waren. Für einen winzigen verrückten Augenblick in einer Bresche hatte er das alles aufs Spiel gesetzt, für einen Augenblick, in dem es um nichts weiter ging, als sich zu beweisen. Sharpe und Harper kannten weder Zukunft noch Hoffnung, sie wussten nur, dass sie Soldaten waren, so viel wert wie ihre letzte Schlacht, und nur von Nutzen, solange

sie kämpfen konnten. Sie waren, dachte Sharpe, beide Abenteurer, die ihr Leben aufs Spiel setzten. Er sah Lawford an. Was für eine Verschwendung.

Sharpe lauschte dem Lärm, der aus der Stadt herüberdrang und von Tumult und Sieg sprach. Einst, dachte er, hatte wohl auch ein Abenteurer eine Zukunft gehabt, in einer vergangenen Zeit, als die Welt noch frei und ein Schwert der Passierschein für jegliche Hoffnung war. Damit war es vorbei. Alles veränderte sich so plötzlich, und das Tempo dieser Veränderung war verwirrend.

Vor drei Jahren, als die Armee die Franzosen bei Vimiero geschlagen hatte, war es eine kleine, beinahe intime Armee gewesen, und der General war in der Lage gewesen, seine gesamte Truppe an einem einzigen Morgen zu inspizieren, und hatte dabei noch Zeit gehabt, sich die Gesichter zu merken und wiederzuerkennen. Sharpe hatte die meisten Frontoffiziere zumindest vom Sehen gekannt, wenn nicht mit Namen, und war an ihren abendlichen Feuern willkommen geheißen worden.

Damit war es vorbei. Jetzt gab es Generäle für dies und Generäle für jenes, Divisions- und Brigadekommandeure und Generalprofosse und ranghohe Militärgeistliche, und die Armee war viel zu groß geworden, um sie an einem Morgen zu inspizieren oder gar an einer Straße aufmarschieren zu lassen. Wellington war gezwungenermaßen in die Ferne gerückt. Es gab Bürokraten in der Armee, große Verteidiger des Aktenwesens, und bald, wusste Sharpe, würde ein Mann weniger wichtig sein als Papiere wie das bewusste gefaltete und vergessene Beförderungsschreiben in Whitehall.

»Sharpe!« Major Forrest rief nach ihm, winkte und eilte über den Schutt herbei. Er führte eine kleine Einheit von Männern heran, von denen einige eine Tür trugen, Lawfords Trage. »Was ist passiert?«

Sharpe zeigte auf die Zerstörung um sie herum. »Eine Mine, Sir. Er ist davon erfasst worden.«

Forrest schüttelte den Kopf. »O Gott! Was sollen wir nun tun?« Die Frage des Majors kam nicht überraschend. Er war ein gütiger Mann, ein herzensguter Mann, aber kein entscheidungsfreudiger.

Captain Leroy, der loyale Amerikaner, bückte sich, um seine dünne, schwarze Zigarre an dem flackernden Balken anzustecken. »Muss doch ein Spital geben in der Stadt.«

Forrest nickte. »In die Stadt.« Er starrte Lawford entsetzt an. »Mein Gott! Er hat seinen Arm verloren!«

»Jawohl, Sir.«

»Wird er's überleben?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Das weiß Gott allein, Sir.«

Es wurde auf einmal eisig kalt. Der Wind wehte durch die Bresche und ließ die Männer frösteln, die den glücklicherweise immer noch bewusstlosen Lawford auf die provisorische Trage hoben. Sharpe wischte die Klinge seines Säbels an einem Fetzen von Lawfords Umhang ab, schob ihn in die Scheide und stellte den Kragen seines Mantels hoch.

Das war kein Einzug nach Ciudad Rodrigo, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Es war eine Sache, sich durch eine Bresche durchzukämpfen, das letzte Hindernis zu überwinden und den Siegestaumel zu spüren. Aber die Tatsache, dass er gezwungen war, Lawford zu folgen, langsam, fast wie bei einer Beerdigung, war dem Triumphgefühl abträglich. Außerdem, dachte Sharpe und hasste sich für den Gedanken, standen in diesem Augenblick noch andere Fragen an.

Das South Essex würde einen neuen Bataillonskommandeur erhalten, einen Fremden. Das

Bataillon würde sich verändern, vielleicht zum Besseren, aber vermutlich nicht zum Besseren für Sharpe.

Lawford hatte vor Jahren gelernt, Sharpe zu vertrauen – in Seringapatam, Assaye und Gawilgarh. Von einem neuen Mann konnte Sharpe keine Gefälligkeiten erwarten. Lawfords Nachfolger würde seine eigenen Verbindlichkeiten mitbringen, denen er nachzukommen hatte, seine eigenen Ideen, und die alten Bande von Loyalität, Freundschaft und Dankbarkeit, die das Bataillon zusammengehalten hatten, würden zerreißen.

Sharpe dachte an den Beförderungsantrag. Wäre er abgelehnt worden, und er wurde den Gedanken nicht los, dass das geschehen könnte, hätte Lawford die Verweigerung ignoriert. Er hätte Sharpe weiter als Captain der Leichten Kompanie eingesetzt, komme, was da wolle, aber damit war es vorbei. Der neue Mann würde seine eigenen Dispositionen treffen, und Sharpe fröstelte bei dem Gedanken an die bevorstehende Unsicherheit.

Sie drangen immer tiefer in die Stadt ein, durch Scharen von Männern, die danach trachteten, sich für die Anstrengungen der Nacht zu entschädigen.

Ein Trupp des 88th hatte einen Weinhandel aufgebrochen, hatte die Tür mit Bajonetten bearbeitet, bis sie zersplittert war, und machte ein Geschäft daraus, den gestohlenen Wein zu verkaufen.

Einige Offiziere versuchten, die Ordnung wiederherzustellen, aber sie waren in der Minderzahl und wurden ignoriert.

Aus einem Fenster im Obergeschoss wurden Tuchballen geworfen, sodass die schmale Straße bald aussah, als sei sie für eine groteske Feierlichkeit geschmückt, und die Soldaten zerstörten, was sie nicht zu plündern gedachten.

Neben einer Tür lag ein Spanier, dem aus Dutzenden von Kopfwunden das Blut sickerte, während hinter ihm aus dem

Haus Schreie, Rufe und schluchzende Frauenstimmen ertönten.

Der größte Platz der Stadt glich einem Irrenhaus. Ein Soldat des 45th Regiments torkelte an Sharpe vorbei und schwenkte eine Flasche vor dem Gesicht des Schützen. Der Mann war hoffnungslos betrunken. »Das Lager! Wir haben das Lager aufgemacht.« Dann brach er zusammen.

Das französische Schnapslager war buchstäblich auseinandergenommen worden. Aus dem Innern des Gebäudes schallten Rufe, dumpfes Hämmern, wenn die Kisten aufgebrochen wurden, und Musketenfeuer, wenn sich die Männer um den Inhalt stritten.

Ein benachbartes Haus stand in Flammen, und ein Soldat, dessen rote Jacke mit den grünen Besätzen des 45th geschmückt war, taumelte mit schmerzverzerrtem Gesicht daraus hervor. Sein Rücken brannte, und er versuchte, das Feuer zu löschen, indem er eine Flasche über seine Schulter entleerte. Der Schnaps entzündete sich, versengte ihm die Hand, dann krümmte sich der Mann sterbend am Boden.

Auf der anderen Seite des Platzes brannte ein zweites Haus, und aus den oberen Fenstern riefen Männer um Hilfe. Die Frauen hatten sich nach draußen gerettet. Sie standen auf dem Pflaster, schrien und zeigten auf ihre eingeschlossenen Männer, doch sie wurden von Rotröcken gepackt und protestierend in einen Durchgang geschleppt. Ganz in der Nähe war man dabei, einen Laden zu plündern. Brotlaibe und ganze Schinken wurden aus der Tür geworfen und von ausgestreckten Bajonetten aufgefangen. Sharpe konnte sehen, dass tief im Innern des betreffenden Hauses bereits Flammen loderten.

Einige Trupps hatten die Disziplin bewahrt und folgten ihren Offizieren, die vergebens versuchten, den Tumult zu beenden. Ein Berittener stürmte auf eine Horde Betrunkener ein. Sein Degen steckte in der Scheide, und er

hieb damit von oben auf die Männer ein. Das Menschenknäuel löste sich, und er kam mit einem jungen Mädchen herausgeritten, das sich schreiend an seinem Sattel festklammerte. Der Berittene brachte das Mädchen zu einer wachsenden Schar von Frauen, die von nüchternen Einheiten beschützt wurden, und warf sich erneut ins Getümmel. Schreie und Rufe, Gelächter und Tränen, die Laute des Sieges.

Die Überlebenden der französischen Garnison hatten sich in der Mitte des Platzes versammelt, um ihre Kapitulation zu erklären, und beobachteten alles in ehrfürchtigem Schweigen. Die meisten waren noch bewaffnet, ergaben sich jedoch geduldig den britischen Soldaten, die systematisch die Reihen der Verlierer abschritten und sie ausraubten.

Ein paar Frauen klammerten sich an ihre französischen Ehemänner oder Geliebten, und diese Frauen blieben unbelästigt. Niemand nahm Rache an den Franzosen. Die Auseinandersetzung war kurz gewesen, und es herrschte wenig Verdruss.

Sharpe war ein Gerücht zu Ohren gekommen, das vor dem Angriff umgegangen war und behauptete, dass alle überlebenden Franzosen niedergemetzelt werden sollten, nicht aus Rache, sondern als Warnung an die Garnison in Badajoz, was sie zu erwarten habe, falls sie sich in ihrer großen Festung zu verschanzen gedenke. Doch das war nicht mehr als ein Gerücht gewesen. Die Franzosen, die hier schweigend inmitten des Trubels standen, würden nach Portugal gebracht werden, über die winterlichen Straßen nach Oporto, und dann mit dem Schiff zu den stinkenden Massenlagern oder in das nagelneue Gefängnis, das man für die Kriegsgefangenen auf dem kargen Dartmoor errichtet hatte.

»Gütiger Himmel.« Major Forrest starrte die tobenden Soldaten mit aufgerissenen Augen an. »Das sind Tiere!

Nichts als Tiere!«

Sharpe sagte nichts. Für einen Soldaten gab es nur wenig gerechten Lohn. Der Sold machte keinen reich, und die Schlachtfelder, auf denen man Beute machen konnte, waren selten und weit verstreut. Eine Belagerung war die härteste Form der kriegerischen Auseinandersetzung, und die Soldaten hatten den Sieg im Kampf um eine Bresche immer als Grund angesehen, alle Disziplin zu vergessen und sich ihren Lohn in der eroberten Festung zu holen. Und wenn diese Festung eine Stadt war, gab es dort mehr zu plündern, und wenn die Bewohner der Stadt Verbündete waren, hatten sie eben Pech. Sie waren zur falschen Zeit am falschen Ort. So war es immer gewesen und würde es immer sein, denn es handelte sich um einen alten Brauch, Soldatenbrauch.

Eigentlich kam Ciudad Rodrigo recht glimpflich davon. Sharpe konnte zahlreiche nüchterne, disziplinierte Soldaten entdecken, die sich nicht an dem Aufruhr beteiligten und bis zum Morgen die Betrunkenen aufgesammelt und die Toten beseitigt haben würden, und die Leiden der Stadt würden durch alkoholbegünstigte Erschöpfung bald ein Ende finden. Er blickte sich um und versuchte, ein Spital auszumachen.

»Sir! Sir!« Sharpe drehte sich um. Der Rufer war Robert Knowles, der noch im vergangenen Jahr sein Lieutenant gewesen war, nun jedoch selbst den Rang eines Captains bekleidete. Die Anrede »Sir« war reine Gewohnheit. »Wie geht es Ihnen?« Knowles lächelte freudig. Er trug die Uniform seines neuen Regiments. Sharpe zeigte auf Lawford, und das Gesicht des jungen Captains verdüsterte sich. »Wie ist das passiert?«

»Eine Mine.«

»Himmel! Wird er’s überleben?«

»Das weiß Gott allein. Wir suchen ein Spital.«

»Hier entlang.« Knowles hatte die Stadt durch die kleinere Bresche betreten, die von der Leichten Division angegriffen worden war, und er führte sie durch die Menschenmenge in eine schmale Straße. »Ich bin unterwegs daran vorbeigekommen. Ein Nonnenkloster. Crauford ist auch da.«

»Verwundet?« Sharpe hatte Black Bob Crauford für unverwüstlich gehalten. Der General der Leichten Division war der zäheste Mann der gesamten Armee.

Knowles nickte. »Angeschossen. Ziemlich schlimm. Die nehmen an, dass er es nicht übersteht.« Er zeigte auf ein großes Steingebäude, an dessen First ein Kreuz befestigt war. Ein Bogengang davor wurde von Fackeln in Wandhalterungen erleuchtet. Vor dem Gebäude lagen verwundete Männer, die von Freunden umsorgt wurden, und Schreie ertönten aus den oberen Fenstern, hinter denen die Chirurgen bereits mit ihren Sägemessern an der Arbeit waren.

»Hinein!« Sharpe drängte sich an den Männern vorbei, die am Eingang standen, ignorierte eine Nonne, die ihn aufzuhalten versuchte, und machte Platz für die Trage des Colonels. Der gekachelte Boden glänzte von frischem Blut, das im Kerzenschein schwarz aussah. Eine zweite Nonne schob Sharpe beiseite und blickte auf Lawford hinab. Sie nahm die Goldspitze wahr, die abgerissene Eleganz der blutdurchtränkten Uniform, und wandte sich mit barschen Anweisungen an ihre Ordensschwestern. Der Colonel wurde durch die bogenförmige Tür getragen, dem Grauen entgegen, das die Chirurgen für ihn bereithalten mochten.

Die Männer, die ihn hierher begleitet hatten, blickten einander an, ohne etwas zu sagen, doch auf jedem Gesicht standen tiefe Falten der Ermüdung und des Kummers. Das South Essex, das unter Lawfords Befehl so viel erreicht hatte, würde sich verändern. Soldaten mochten einer Armee angehören, mochten die Uniform eines Regiments

tragen, aber ihr Leben spielte sich in einem Bataillon ab, und der Befehlshaber dieses Bataillons war – im Guten wie im Schlechten – für ihre Zufriedenheit zuständig. Sie dachten alle das Gleiche.

»Was nun?«, fragte Forrest niedergeschlagen.

»Schlafen Sie sich erst mal aus, Sir.« Leroy nahm kein Blatt vor den Mund.

»Morgenparade, Sir?« Sharpe war plötzlich eingefallen, dass Forrest das Kommando hatte, bis der neue Mann ernannt wurde. »Der Major vom Brigadestab wird Anweisungen für uns haben.«

Forrest nickte. Er wies auf die Tür, durch die Lawford verschwunden war. »Ich muss davon Meldung machen.«

Knowles legte Forrest die Hand an den Ellbogen. »Ich weiß, wo das Hauptquartier eingerichtet wird, Sir. Ich bringe Sie hin.«

»Ja.« Forrest zögerte noch. Er sah eine abgetrennte Hand auf den bunten Fliesen liegen und wäre bei dem Anblick beinahe erstickt. Sharpe versetzte der Hand einen Tritt, sodass sie unter einer dunklen Holzkiste verschwand. »Nur zu, Sir.«

Forrest, Leroy und Knowles entfernten sich. Sharpe wandte sich an Lieutenant Price und Sergeant Harper. »Sammelt die Kompanie. Sorgt dafür, dass sie Quartier bekommt.«

»Jawohl, Sir.« Price wirkte schockiert. Sharpe tippte ihm auf die Brust.

»Bleib nüchtern.«

Der Lieutenant nickte, dann flehte er: »Halb nüchtern?«

»Nüchtern.«

»Kommen Sie, Sir.« Harper führte Price davon. Es bestand kein Zweifel, wer von beiden das Kommando hatte.

Sharpe betrachtete die Männer, die im Kloster eintrafen, die Geblendeten, die Lahmen, die Blutenden, Franzosen und Briten. Er versuchte, nicht auf die Schreie zu achten, aber das war unmöglich, ihr Klang teilte sich den Sinnen mit wie der beißende Rauch, der an diesem Abend über den Straßen der Stadt hing.

Ein Offizier der 95 th Rifles kam weinend die Haupttreppe herab und entdeckte Sharpe. »Es geht ihm schlecht.« Er wusste nicht, mit wem er sprach, hatte lediglich Sharpe als Angehörigen der Rifles erkannt.

»Crauford?«

»Eine Kugel steckt im Rückgrat. Sie schaffen es nicht, sie zu entfernen. Der Hundesohn stand mitten in der Bresche, wirklich mittendrin, und hat zu uns gesagt, wir sollten unsere Ärsche in Bewegung setzen. Die haben auf ihn geschossen!«

Der Offizier der Rifles trat hinaus in die kühle Nacht. Crauford hatte von seinen Männern nie etwas verlangt, was er nicht selbst getan hätte, und es sah ihm ähnlich, dabei zu sein, fluchend und schimpfend seine Männer anzutreiben. Und nun würde er sterben. Die Armee würde nicht mehr wie früher sein. Alles veränderte sich.

Eine Uhr schlug zehn, und Sharpe überlegte, dass es erst drei Stunden her war, seit sie über den rutschigen Schnee auf die Bresche zu marschiert waren. Ganze drei Stunden!

Die Tür, durch die man Lawford getragen hatte, wurde geöffnet, und ein Soldat zerrte einen Leichnam hervor. Es war nicht der Colonel. Der leblose Körper, der an den Fersen herausgezogen wurde, hinterließ eine schleimige, blutige Spur auf den Fliesen.

Die Tür blieb offen, und Sharpe ging hinüber, lehnte sich an den Pfosten und starrte hinein in das kerzenhelle Beinhaus. Er musste an das Soldatengebet denken, das

morgens wie abends erklang: Gott möge sie vor dem Messer des Chirurgen bewahren.

Lawford lag angeschnallt auf dem Tisch, seine Uniform war ihm vom Leib geschnitten worden. Ein Sanitäter stemmte die Ellbogen gegen seine Brust, sodass sein Gesicht nicht zu sehen war, während ein Chirurg, dessen Schürze steif war von ockerfarbenem Blut, grunzend das Messer in ihn hinein rammte. Sharpe sah, wie sich Lawfords Beine, die noch in den Stiefeln mit den Schwanenhalssporen steckten, zuckend der ledernen Gurte erwehrten. Der Chirurg schwitzte. Die Kerzen begannen von der Zugluft zu tropfen, und der Chirurg wandte Sharpe sein blutbespritztes Gesicht zu. »Mach die verdammte Tür zu!«

Sharpe schloss sie, verschonte die Übrigen vom Anblick der abgetrennten Glieder der wartenden Verletzten. Er brauchte etwas zu trinken. Alles veränderte sich. Lawford unter dem Messer, Crauford oben auf dem Sterbebett. Das neue Jahr trieb seine Scherze mit ihnen.

Er stand unschlüssig im dunklen Vorraum und erinnerte sich der Gaslaternen, die er vor zwei Monaten auf der Londoner Pall Mall gesehen hatte. Ein Weltwunder, hatte man ihm versichert, aber er war anderer Meinung. Gaslicht, Dampfkraft und beschränkte Männer in Kanzleien, mit schmutzigen Brillengläsern und sauberen Akten, die neuen Bürger Englands, die der Welt mit Rohren, Leitungen, Papier und vor allem Ordnung die Freiheit nehmen würden. Vor allen Dingen mit ihrer Ordentlichkeit.

England wollte vom Krieg nichts wissen. Ein Held wurde eine Woche lang bewundert, solange er nicht unordentlich und vernarbt war wie die Bettler in den Straßen von London. Unter ihnen gab es Männer, denen das halbe Gesicht fehlte, die mit Eiterbeulen übersät waren und mit entzündeten Rattenbissen. Männer mit leeren Augenhöhlen, eingerissenen Mündern, unebenen

Stümpfen, die um einen Penny für einen alten Soldaten gebettelt hatten.

Er hatte beobachtet, wie man sie zum Weitergehen veranlasste, damit sie nicht das saubere, zischende Licht der Pall Mall verschandelten. Sharpe hatte einigen von ihnen im Kampf zur Seite gestanden, hatte mit angesehen, wie sie auf dem Schlachtfeld zusammenbrachen, aber ihr Heimatland kümmerte sich nicht um sie. Natürlich gab es Lazarette, in Chelsea und Kilmainham, aber es waren die Soldaten, die ihre Existenz finanzierten, nicht das Land. Das Land wollte die Soldaten aus dem Weg haben.

Sharpe brauchte etwas zu trinken.

Die Tür zum Saal der Chirurgen ging krachend auf, und als Sharpe sich umdrehte, sah er, wie Lawford auf einer Trage aus Leinwand herausgetragen wurde, auf die breite Treppe zu. Er eilte hinüber zu den Sanitätern. »Wie geht es ihm?«

»Wenn ihn der Faulbrand nicht erwischt, Sir …« Der Mann ließ den Satz unvollendet. Seine Nase tropfte, doch er konnte sie nicht abwischen, da er mit beiden Händen die Trage festhielt. Er schnüffelte. »Freund von Ihnen, Sir?«

»Ja.«

»Heute können Sie nichts mehr für ihn tun, Sir. Kommen Sie morgen wieder. Wir kümmern uns um ihn.« Er wies mit dem Kopf nach oben. »Colonels und alles, was darüber ist, sind oben untergebracht, Sir. In verdammtem Luxus. Nicht wie die im Keller.«

Sharpe konnte es sich vorstellen, hatte sie oft genug selber gesehen, die feuchten Kellerräume, in denen die Verwundeten auf verlausten Pritschen zusammengepfercht wurden. Dabei wurde ein Teil der »Krankenstation« immer als Sterbezimmer freigelassen, wo die tödlich Verletzten langsam verrotten konnten. Er ließ sie gehen und wandte sich ab.

Ciudad Rodrigo war gefallen, die mächtige Festung des Nordens, und die Geschichtsbücher würden die Tatsache verzeichnen. Noch nach Jahren würde man sich mit Stolz an den Sieg erinnern. Ganze zwölf Tage hatte Wellington gebraucht, um die Stadt zu überraschen, sie zu umzingeln und zu erobern. Ein Sieg. Und niemand würde sich an die Namen derer erinnern, die in der Bresche gestorben waren, die die riesigen, tödlichen Kanonen im Innern der dicken Festungsmauern zum Schweigen gebracht hatten. Die Engländer würden den Anlass feiern. Für Siege hatten sie viel übrig, vor allem dann, wenn sie fern der Heimat errungen wurden, wenn sie das Gefühl verstärkten, den Franzosen überlegen zu sein. Dagegen wollten sie von dem, was sich hier tat, nichts wissen: von den Schreien der Verwundeten, vom dumpfen Aufprall abgetrennter Gliedmaßen, vom dicken Blut, das langsam durch die Decke des Vorraums tropfte.

Sharpe drängte sich hinaus in die Kälte und schützte sein Gesicht mit dem Mantelkragen gegen die plötzlich aufstiebenden Schneeflocken. Dieser Sieg barg keine Freude für ihn, nur Verlustgefühl, Einsamkeit und einen Teil der unvollendeten Aufgabe, die er im Kampf um eine Bresche zu erfüllen hatte. Doch das konnte warten.

Erst brauchte er etwas zu trinken.

KAPITEL 5

Es hatte wieder zu schneien angefangen. Die spärlichen Flocken sprenkelten die Mäntel der Betrunkenen, die in den Straßen ihren Rausch ausschliefen. Sharpe war sich darüber im Klaren, dass er sich einen warmen Ort suchen sollte, einen Ort, an dem er den mächtigen Säbel ordentlich hätte reinigen können, ehe sich Roststellen zeigten, einen Ort, an dem er ruhig schlafen konnte. Aber erst einmal brauchte er etwas zu trinken.

In der Stadt war es ruhiger geworden. Zwar tönten noch immer Rufe durch die leeren Gassen oder vereinzelte Musketenschüsse und einmal sogar eine unerklärliche Explosion. Sharpe kümmerte sich nicht darum. Er wollte etwas zu trinken, um damit das Selbstmitleid zu vertreiben, den quälenden Gedanken, dass er ohne Colonel Lawford wieder zum Lieutenant werden könnte, dem Befehl eines Captains unterstellt, der zehn Jahre jünger war als er und ohne jede Erfahrung. Seine Niedergeschlagenheit verwandelte sich in Wut, während er sich seinen Weg zu den flackernden Lichtern des Platzes bahnte, wo man das Schnapslager der Franzosen aufgebrochen hatte.

Die französischen Gefangenen befanden sich nach wie vor in der Mitte der Plaza, allerdings ohne die Offiziere, die längst ihr Ehrenwort gegeben hatten und daraufhin zu Bett gegangen waren oder mit den Eroberern tranken. Die französischen Soldaten blieben frierend und unbewaffnet zurück. Ihre Wächter bedachten sie mit neugierigen Blicken. Sie hatten die Hände tief in den Taschen vergraben und sich die geladenen Musketen mit aufgesetzten Bajonetten über die Schulter gehängt. Andere Wachtposten kümmerten sich um die Häuser und hielten die letzten

Plünderer auf, die immer noch betrunken im Licht der brennenden Gebäude umhertorkelten.

Sharpe wurde am Schnapslager von einem nervösen Posten angehalten. »Da können Sie nicht rein, Sir.«

»Warum nicht?«

»Befehl vom General, Sir.«

Sharpe knurrte ihn an. »Der General schickt mich. Er hat Durst.«

Der Wachtposten grinste, versperrte jedoch weiterhin mit seiner Muskete den Eingang. »Tut mir leid, Sir. Hab meine Befehle, Sir.«

»Was geht hier vor?« Ein Sergeant tauchte auf, ein ungeschlachter Mann, der sich bedächtig bewegte. »Probleme?«

Sharpe wandte sich an den Sergeant. »Ich gehe dorthinein, um mir was zu trinken zu besorgen. Willst du mich daran hindern?«

Der Sergeant zuckte mit den Schultern. »Wie Sie wollen, Sir, aber ich würde Ihnen abraten. Verdammt reiner Alkohol, den die da haben, Sir. Hat ein paar Jungs das Leben gekostet.« Er sah Sharpe von oben bis unten an, entdeckte das Blut an seiner Uniform. »Sie waren wohl in der Bresche, Sir?«

»Ja.«

Der Sergeant nickte und griff nach einer Feldflasche, die ihm um den Hals hing. »Hier, Sir. Branntwein. Hab ihn einem Gefangenen abgenommen. Mit den besten Empfehlungen des 83rd.«

Sharpe nahm die Flasche und bedankte sich. Als der Sergeant dem Rifleman nachblickte, stieß er einen langen, tiefen Seufzer aus. »Weißt du, wer das war, mein Junge?«

»Nee, Sergeant.«

»Sharpe. Das war Sharpe. Ein Glück, dass ich hier war.«

»Ein Glück, Sergeant?«

»Ja, mein Junge. Sonst hättest du noch einen verdammten Helden niedergeschossen.« Der Sergeant schüttelte den Kopf. »So, so, so, demnach trinkt er gern einen Tropfen, wie?«

Sharpe begab sich in die Nachbarschaft eines der brennenden Häuser, wo die Hitze des Feuers den Schnee auf dem Pflaster bis auf einen nassen Schimmer geschmolzen hatte. Dort lag ein zerbrochener Tisch auf der Seite, und er lehnte sich daran, beobachtete die Gefangenen im Schnee und hatte nur den Wunsch, sich richtig zu betrinken.

Er wusste, dass das nicht ging. Sobald ihm der erste brennende Schluck durch die Kehle rann, wusste er, dass er dabei war, sich gehen zu lassen. Er musste die Kompanie finden, musste den Säbel säubern, musste an morgen denken – nur jetzt noch nicht.

Es war warm in der Nähe des brennenden Hauses, zum ersten Mal seit Tagen richtig warm, und er wollte eine Weile allein sein. Der Teufel sollte Lawford holen, was musste er auch in eine Bresche hinein marschieren, in der er nichts zu suchen hatte!

Hufe klapperten über das Pflaster, und eine Gruppe Berittener erschien auf dem Platz. Sie trugen lange dunkle Umhänge, Hüte mit breiter Krempe, und Sharpe konnte die Umrisse von Musketen und Säbeln ausmachen. Partisanen.

Er reagierte merkwürdig aufgebracht. Guerilleros nannte man die Männer und Frauen Spaniens, die den »Guerilla« fochten, den »Kleinen Krieg« und sie leisteten, was die spanische Armee nicht geschafft hatte. Sie hielten Tausende und Abertausende der Soldaten Napoleons in Schach, Soldaten, mit denen zu kämpfen den Briten erspart blieb.

Aber irgendwie ärgerte sich Sharpe über die Gegenwart spanischer Berittener auf der Plaza von Ciudad Rodrigo.

Diese Partisanen hatten nicht am Kampf um die Bresche teilgenommen, waren nicht den Kanonen ausgesetzt gewesen, aber das hinderte sie nicht, hier zu sein und wie die Geier an einem Kadaver zu zupfen, den zu erlegen sie nicht geholfen hatten. Die Berittenen blieben stehen. Sie schwiegen und warfen den französischen Gefangenen drohende Blicke zu.

Sharpe wandte sich ab. Er nahm noch einen Schluck und starrte in die weiße Glut des eingestürzten Hauses, das intensiv wie ein Schmelzofen brannte. Er dachte an Badajoz, das im Süden wartete, Badajoz, die uneinnehmbare Festung. Wie wäre es, wenn der pockennarbige Schreiber in Whitehall der französischen Garnison einen Brief schriebe, um ihnen mitzuteilen, dass ihre dortige Anwesenheit nicht den Vorschriften entsprach? Sharpe lachte bei dem Gedanken. Zum Teufel mit dem verdammten Schreiber.

Hinter ihm erklang ein Ruf, der ihn veranlasste, sich umzudrehen. Ein einzelner Reiter hatte sich von der Gruppe der Berittenen gelöst und führte sein Pferd im Schritttempo an der vorderen Reihe der Gefangenen vorbei. Die Franzosen zuckten zurück, da sie die Rache der Spanier fürchteten, und die britischen Wachtposten versuchten vergebens, das Pferd abzudrängen.

Der Reiter setzte zum Trab an, dann zum langsamen Galopp, und Schnee spritzte von den Hufen auf, als sie die darunter liegenden Pflastersteine trafen. Der Reiter wandte sich in Sharpes Richtung, und das Pferd kam auf den einsamen Rifleman im Schein des brennenden Hauses zu.

Sharpe sah dem Mann entgegen. Wenn der etwas zu trinken wollte, sollte er sich selbst darum kümmern. Vom Pflaster sprühten Funken auf, als das Pferd die Zügel zu spüren bekam, und Sharpe ertappte sich dabei, wie er wünschte, das Tier würde ausrutschen und seine Last in die schwelende Ruine schleudern. Na gut, der Mann war ein

brillanter Reiter, aber das gab ihm noch lange nicht das Recht, einen Mann zu stören, der in Ruhe einen Schluck verdient hatte. Sharpe wandte sich erneut ab, ohne auf den absteigenden Spanier zu achten.

»Du hast mich wohl vergessen?« Sharpe hörte die Stimme und vergaß seinen Durst. Er wirbelte herum, stand auf, und der Reiter zog den breitkrempigen Hut, schüttelte den Kopf und ließ das lange dunkle Haar zu beiden Seiten des adlerähnlichen Gesichts herabfallen. Schlank war sie, grausam und sehr, sehr schön. Sie lächelte ihn an. »Ich bin deinetwegen gekommen.«

»Teresa?« Der Wind wehte Schnee von einem Dachfirst, ließ ihn über den Funken des brennenden Hauses umherwirbeln. »Teresa?« Er streckte ihr die Arme entgegen, und sie kam zu ihm, und er hielt sie umschlungen, wie er es zum ersten Mal vor zwei Jahren getan hatte, unter den Klingen der französischen Ulanen. »Teresa? Bist du es wirklich?«

Sie blickte spöttisch zu ihm auf. »Du hast mich tatsächlich vergessen.«

»Herr im Himmel! Wo warst du nur?« Er begann zu lachen, sein Elend war gebannt, und er berührte ihr Gesicht, als müsse er sich vergewissern, dass sie es wirklich war. »Teresa?«

Sie lachte ebenfalls, ließ echte Freude erkennen und legte einen Finger auf seine narbige Wange. »Dacht' ich's mir doch, dass du mich vergessen würdest.«

»Dich vergessen? Nein.« Er schüttelte den Kopf und wusste plötzlich nichts mehr zu sagen, obwohl so viel zu sagen gewesen wäre. Er hatte im vergangenen Jahr gehofft, sie zu finden, als die Armee nach Fuentes de Onoro marschiert war, wenige Meilen von Ciudad Rodrigo entfernt. Dies war Teresas Land. Er hatte angenommen, dass auch sie nach ihm Ausschau halten würde, aber sie war spurlos verschwunden gewesen, und dann war er nach

England gereist und hatte Jane Gibbons kennengelernt. Er verdrängte den Gedanken, schaute stattdessen Teresa an und fragte sich, wie er dieses Gesicht hätte vergessen sollen, die Lebendigkeit, die es erfüllte, ihre ungeheuer starke Ausstrahlung.

Sie lächelte und wies auf die Waffe, die sie sich über die Schulter geschlungen hatte. »Dein Gewehr habe ich immer noch.«

»Wie viele Männer hast du damit getötet?«

»Neunzehn.« Sie schnitt eine Grimasse. »Nicht genug.« Sie hasste die Franzosen, begegnete ihnen mit einem reinen, erschreckenden Hass. Nun drehte sie sich in seinen Armen um und starrte die Gefangenen an. »Und wie viele hast du heute Abend getötet?«

Sharpe dachte an den Kampf in der Kasematte. Er zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Zwei vielleicht, oder drei.«

Sie blickte zu ihm auf und lächelte verzerrt. »Nicht genug. Hast du mich vermisst?«

Es war ihm entfallen, dass sie die Angewohnheit hatte, ihn aufzuziehen. Er nickte verlegen. »Ja.«

»Ich hab dich auch vermisst«, sagte sie beiläufig, nahezu tonlos, aber es klang durch und durch wahr. Sie entzog sich ihm. »Hör zu.« Sie wies mit dem Kopf auf die übrigen Berittenen. »Die anderen werden ungeduldig. Wirst du nach Badajoz kommen?«

Die plötzliche Frage verwirrte ihn. »Badajoz?« Er nickte. Das war ein offenes Geheimnis. Man hatte der Armee nichts davon gesagt, aber jeder Soldat war sich bewusst, dass beide Festungen erobert werden mussten. »Ja, ich nehme es an.«

»Gut. Dann bleibe ich. Ich muss nur meinen Leuten Bescheid sagen.« Sie wandte sich ihrem Pferd zu.

»Was tust du?«

»Du willst mich nicht bei dir haben?« Sie hänselte ihn schon wieder und lachte. »Ich erkläre dir schon alles, Richard – später. Haben wir ein Quartier?«

»Nein.«

»Wir finden schon eines.« Sie schwang sich aufs Pferd und zeigte erneut auf die Partisanen. »Die wollen weiter. Ich werde sie auf den Weg schicken. Wartest du hier auf mich?«

Er salutierte. »Jawohl, Gnädigste.«

»So ist es recht.« Sie lächelte ihm zu, blendete ihn mit ihrer Schönheit und mit der Freude in ihrem Gesicht. Dann ritt sie durch den Matsch davon.

Er grinste und drehte sich zum Feuer um, genoss die Wärme und empfand ungeheure Erleichterung darüber, dass sie gekommen war. Er wünschte sich, dass sie nie mehr fortgehen würde. Dann begann er sich über ihre Worte zu wundern, dachte an die Besorgnis, die aus ihrer Stimme geklungen hatte, als sie die Stadt erwähnte. Badajoz. Der heutige Abend war siegreich verlaufen, aber von hier aus ging es weiter zu einem anderen Ort, dem Ort, an dem Briten, Franzosen, Spanier aufmarschieren würden, Kanoniere, Infanteristen, Kavalleristen und Pioniere.

Nun allerdings schien es, als würden auch die Liebenden mitmarschieren. Nach Badajoz.

KAPITEL 6

Sie fanden ein Haus dicht an der Stadtmauer, das von französischen Kanonieren benutzt worden war. In der Küche gab es zu essen, hartes Brot und kalte Pökelzunge. Sharpe zündete ein Feuer an und schaute Teresa zu, wie sie den Brotlaib mit ihrem Bajonett bearbeitete und es mit der Klinge entzwei hackte. Er lachte.

Sie musterte ihn finster. »Was ist daran so komisch?«

»Ich kann mir dich nicht als Hausfrau vorstellen.«

Sie richtete die Bajonettspitze auf ihn. »Hör zu, Engländer, ich kann sehr wohl einen Haushalt führen, aber nicht für einen Mann, der über mich lacht.« Sie zuckte mit den Schultern. »Was wohl passieren wird, wenn der Krieg vorbei ist?«

Er lachte wieder. »Du kehrst in die Küche zurück, Frau.«

Sie nickte traurig bei dem Gedanken. Sie trug ihr Gewehr, genau wie andere spanische Frauen, weil zu viele Männer sich gescheut hatten, diese Rolle zu übernehmen. Sobald Frieden eingekehrt war, würden sich die Männer an ihre Tapferkeit erinnern und die Frauen an den Herd zurückdrängen. Sharpe sah die Wehmut in ihrem Gesicht. »Und was haben wir zu besprechen?«

»Später.« Sie brachte einen Teller ans Feuer und lachte beim Anblick der unappetitlichen Nahrungsklumpen. »Erst musst du essen.«

Sie waren beide ausgehungert. Sie spülten das Essen mit Branntwein hinunter, und anschließend liebten sie sich am Feuer, eingehüllt in Decken, die einst die Rücken französischer Kavalleriepferde gewärmt hatten. Sharpe wünschte sich, diesen Moment einfangen zu können, damit

er ewig anhielt. Die Stille eines kleinen Hauses in einer eroberten Stadt. Die einzigen Geräusche waren die Rufe der Wachtposten auf der Mauer, das Gebell eines Hundes, das ersterbende Knistern des kleinen Feuers.

Sie würde nicht bleiben, das wusste er, um im Tross der Armee mitzuziehen. Teresa wollte gegen die Franzosen kämpfen, wollte sich an einer Nation rächen, die ihre Mutter vergewaltigt und ermordet hatte. Vielleicht, dachte er, durfte er einfach nicht erwarten, dass dieses Glück für immer anhielt.

Alles Glück ist flüchtig, dachte er und schreckte vor dem Gedanken an Lawford zurück, der drüben im Kloster lag. Teresa würde in die Berge zurückkehren, zu den Hinterhalten und Folterungen, der Jagd auf Franzosen in einer felsigen Landschaft. Wäre ich kein Soldat, dachte Sharpe, sondern Jäger oder Kutscher oder irgendetwas anderes, das als Beruf für ihn infrage käme, hätte auch er eine gesicherte Existenz finden können. So jedoch nicht, nicht als Soldat.

Teresas Hand glitt über seine Brust, dann über seinen Rücken, und ihre Finger fuhren federleicht an den dicken, erhabenen Narben entlang. »Hast du die Männer gefunden, die dich ausgepeitscht haben?«

»Noch nicht.« Die Auspeitschung hatte vor Jahren stattgefunden, als er noch ein einfacher Soldat gewesen war.

»Wie hießen sie noch?«

»Captain Morris und Sergeant Hakeswill.« Er nannte mit tonloser Stimme ihre Namen. Sie saßen ihm tief im Gedächtnis und harrten der Rache.

»Du wirst sie bestimmt finden.«

»Ja.«

Sie lächelte ihn an. »Du wirst ihnen wehtun?«

»Sehr.«

»Gut.«

Sharpe grinste. »Ich dachte, Christen wären gehalten, ihren Feinden zu vergeben.«

Sie schüttelte den Kopf und kitzelte ihn dabei mit ihrem Haar. »Nur, wenn sie tot sind. Aber was soll's.« Sie riss ihm ein Brusthaar aus. »Du bist doch kein Christ.«

»Du aber schon.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Die Priester können mich nicht ausstehen. Ich habe bei einem Priester Englisch gelernt, bei Vater Pedro. Er ist nett, aber die anderen …« Sie spuckte ins Feuer. »Sie lassen mich nicht an der Messe teilnehmen. Weil ich schlecht bin.« Sie sagte etwas in flinkem, kehligem Spanisch, etwas, das zweifellos bekräftigte, was sie von den Priestern hielt. Sie setzte sich auf und blickte im Zimmer umher. »Diese Schweine müssen doch irgendwo Wein zurückgelassen haben.«

»Ich hab keinen gesehen.«

»Du hast nicht danach gesucht. Du wolltest nur schnell unter die Decke.« Sie stand auf und durchsuchte den Raum. Sharpe sah ihr zu. Er liebte ihre gerade Gestalt, die Kraft, die sich hinter ihrer Schlankheit verbarg. Sie öffnete alle Schränke, verstreute ihren Inhalt auf dem Boden. »Hier.« Sie warf ihm ein hölzernes Regalbrett zu, das lose in einen Schrank eingelegt gewesen war, »Leg das ins Feuer.«

Sharpe besprenkelte das Brett mit Pulver, damit es leichter Feuer fing, und als er sich wieder umwandte, hatte sie den Wein gefunden und prostete ihm damit zu. »Siehst du? Die Schweine haben immer Wein vorrätig.« Sie bemerkte, dass er sie ansah, und ihre Miene wurde ernst. »Hab ich mich verändert?«

»Nein.«

»Bist du sicher?« Sie stand ihm gegenüber, völlig nackt, und blickte besorgt drein.

»Ganz sicher. Du bist wunderschön.« Er war verwirrt. »Sollte etwas anders sein?«

Sie hob kurz die Schultern, kam zu ihm herüber und setzte sich neben ihn. Der Korken war nur halb im Flaschenhals versenkt, und sie zog ihn heraus und roch an dem Wein. »Grässlich.« Sie trank einen Schluck und reichte die Flasche an Sharpe weiter.

»Was ist los?«

Er wusste, dass für sie der Moment gekommen war zu sprechen.

Sie schwieg noch ein paar Sekunden und starrte ins Feuer. Dann drehte sie sich abrupt und mit finsterem Gesicht um. »Du gehst also nach Badajoz?«

»Ja.«

»Bist du sicher?« Es schien ihr viel daran zu liegen, dass er seiner Sache sicher war.

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Sicher bin ich nicht. Die Armee wird nach Badajoz marschieren, aber wir könnten zurück nach Lissabon geschickt werden oder Befehl erhalten, hier zu bleiben. Ich weiß es nicht. Warum?«

»Weil ich will, dass du dorthin kommst.«

Sharpe wartete darauf, dass sie fortfuhr, aber sie verstummte und starrte erneut ins Feuer. Der Wein war sauer, doch er nahm einen Schluck, und dann zog er ihr die steife Decke um die Schultern. Sie wirkte traurig. »Warum willst du, dass ich dorthin komme?«, fragte er sanft.

»Weil ich dort sein werde.«

»Du wirst dort sein.« Er wiederholte die Worte, als ginge es um die normalste Sache der Welt, aber innerlich suchte er verzweifelt nach einem Grund, einem triftigen Grund, weshalb sich Teresa in der größten französischen Festung in Spanien aufhalten sollte.

Sie nickte. »In Badajoz. Seit April, Richard, bin ich dort.«

»In Badajoz? Im Kampfeinsatz?«

»Nein. Man kennt mich dort nicht als ›La Aguja‹. Für die Leute dort bin ich nur Teresa Moreno, die Nichte von Rafael Moreno. Das ist der Bruder meines Vaters.« Sie lächelte verschmitzt. »Die Franzosen lassen mich sogar ein Gewehr aus der Stadt mitnehmen, kannst du dir das vorstellen? Um mich vor den widerlichen Guerilleros zu beschützen.« Sie lachte. »Wir leben dort, meine Tante, mein Onkel und ich. Wir handeln mit Pelzen und Leder, und wir wünschen uns Frieden, damit die Profite steigen.« Sie schnitt eine Grimasse.

»Ich verstehe nicht recht.«

Sie lehnte sich zurück, stocherte mit ihrem Bajonett im Feuer herum und trank von dem Wein. »Wird es dort Probleme geben?«

»Probleme?«

»So wie heute Abend. Tote. Diebstähle. Vergewaltigungen.«

»Wenn die Franzosen kämpfen, ja.«

»Sie werden kämpfen.« Teresa blickte ihn an. »Du musst mich finden, wenn du in der Stadt bist, verstehst du?«

Er nickte verwirrt. »Ich verstehe.« Draußen heulte ein Hund den sanft fallenden Schnee an. »Warum ausgerechnet in Badajoz?«

Sie blieb aufs Neue stumm, biss sich auf die Lippen und schaute ihm prüfend ins Gesicht. Dann nahm sie seine Hand und legte sie unter der Decke auf ihren nackten Bauch. »Fühlt er sich anders an?«

»Nein.« Er streichelte ihre Hand und verstand überhaupt nichts mehr. Sie atmete tief aus.

»Ich habe ein Kind ausgetragen.« Seine Hand erstarrte auf ihrem warmen Fleisch. Sie zuckte mit den Schultern. »Ich hab mir gedacht, dass du böse werden würdest.«

»Ein Kind?« Seine Gedanken schienen zu wirbeln wie der Schnee über dem Feuer.

»Dein Kind. Unsere Tochter.« Tränen traten in ihre Augen, und sie vergrub den Kopf an seiner Schulter. »Sie ist krank, Richard, so krank, dass sie nicht transportfähig ist. Sie könnte sterben. Und sie ist noch so klein.«

»Unsere Tochter? Meine?« Er spürte in sich den Keim der Freude.

»Ja.«

»Wie hast du sie genannt?«

Sie sah zu ihm auf, und in ihren Augen funkelten die Tränen. »Antonia. So hieß meine Mutter. Wäre es ein Junge geworden, hätte ich ihn Ricardo genannt.«

»Antonia«, wiederholte er den Namen. »Das gefällt mir.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Und du bist nicht böse?«

»Wieso sollte ich böse sein?«

»Soldaten können keine Kinder brauchen.«

Er zog sie an sich und erinnerte sich an ihren ersten Kuss, nicht weit von hier, in einem Platzregen, während die französischen Ulanen das Bachbett absuchten. Sie hatten so wenig Zeit füreinander gehabt. Er erinnerte sich an den Abschied im Schatten des Rauchs von Almeida. »Wie alt ist sie?«

»Knapp über sieben Monate. Sie ist noch sehr klein.«

Er stellte sich das Kind vor: klein, verletzlich, krank, und das mitten in Badajoz, umgeben von Franzosen, umgeben von den Mauern, die düster über dem Rio Guadiana aufragten. Seine Tochter.

Teresa schüttelte den Kopf. »Ich war überzeugt, dass du böse sein würdest.« Sie sprach so leise, wie der Schnee jenseits der verschlossenen Fensterläden fiel.

»Böse? Nein. Ich bin …« Aber er fand wieder einmal keine Worte. Eine Tochter? Seine Tochter? Und diese Frau war die Mutter seines Kindes? Er begann erst langsam zu begreifen, war immer noch verwundert und verwirrt und fand keine Worte. Mehr als eine Tochter, eine Familie, und Sharpe dachte darüber nach, dass er keine Familie gehabt hatte, seit seine Mutter vor nahezu dreißig Jahren gestorben war. Er hielt Teresa umschlungen, drohte sie in seinen Armen zu erdrücken, weil er nicht wollte, dass sie seine Augen sah. Er hatte eine Familie, endlich eine Familie.

In Badajoz.

KAPITEL 7

»Wo gehen wir hin?«

»Nach Badajoz!«

Das Bataillon fand den Scherz endlos amüsant. Es brauchte nur ein Mann in einer Kompanie die Frage zu stellen, und schon holten die übrigen Männer tief Luft und grölten die Antwort hinaus. Sie übertrieben die spanische Aussprache: der kehlige »ch«-Laut des »j« genüsslich hingezogen bis zum abschließenden gelispelten »z«. Wenn er vom South Essex gebrüllt wurde, hörte sich der Name der Stadt an, als würden vierhundert Mann gleichzeitig spucken und sich erbrechen. Die Freude darüber hatte ein gutes Stück ihres Weges über die vertrauten Straßen von Portugal angehalten. Sie marschierten in Grenznähe gen Süden.

»Wo gehen wir hin?«

»Nach Badajoz!«

Es war immer noch kalt. Der Schnee war verschwunden, außer auf den Gipfeln, und das letzte Eis war in den Flüssen geschmolzen, aber der Wind wehte weiter von Norden und brachte täglich Regen, der durch die Mäntel drang, alle Decken durchnässte und die nächtlichen Quartiere dampfig feucht machte. Ein Großteil der Armee war im Norden geblieben, in der Nähe von Ciudad Rodrigo, und versuchte den Franzosen weiszumachen, dass man nichts gegen die mächtige südliche Festung unternehmen werde, die den Zugang nach Spanien aus Richtung Lissabon überwachte.

»Wo gehen wir hin?«

»Nach Badajoz!«

Lawford lebte, wenn auch fiebrig und schwach, aber er erholte sich langsam in dem Klosterspital, wo Crauford gestorben war. In ungefähr einem Monat, wenn sein altes Bataillon vor Badajoz stand, würde man den Colonel in die Heimat verfrachten und höchstwahrscheinlich mit der Kutsche vom Hafen zu den Besitztümern seiner Familie bringen. Er hatte gelächelt, als Sharpe ihn besucht hatte, und sich mühsam aufgerichtet.

»Es ist nur der linke Arm, Richard.«

»Jawohl, Sir.«

»Ich kann immer noch reiten und einen Degen führen. Ich komme bestimmt wieder.«

»Hoffentlich, Sir.«

Lawford hatte den Kopf geschüttelt.

»Ziemlich töricht von mir, wie? Aber in einer Hinsicht hattest du unrecht.«

»Inwiefern?«

»Niemand hat auf mich geschossen, obwohl ich den Umhang nicht an hatte.«

»Dann hätten Sie es verdient, angeschossen zu werden.«

Lawford hatte gelächelt. »Beim nächsten Mal nehme ich deinen Rat ernst.«

Wenn es ein nächstes Mal gibt, hatte Sharpe gedacht. Lawford mochte zurückkehren wie erhofft, aber bis dahin würden Monate vergehen, und er würde nicht zum South Essex zurückkehren. Bis dahin würde es einen neuen Kommandeur geben, und das Gerücht hatte sich im Regiment verbreitet wie Musketenrauch über einem Schlachtfeld. Jemand hatte vorgeschlagen, und dieser Vorschlag wurde nicht begrüßt, Sir Henry Simmerson nach Spanien zurückzuholen, aber Sharpe zweifelte daran, dass der ehemalige Colonel geneigt sein würde, seinen lukrativen Posten bei der neumodischen Einkommensteuerbehörde aufzugeben. Ein weiterer

Gedanke war, Forrest zu befördern, doch der wurde verworfen, und weitere Namen kamen ins Gespräch.

Jeder Colonel, der die Pfade des South Essex kreuzte, wurde sorgfältig in Augenschein genommen, für den Fall, dass er der neue Mann war. Doch es ergab sich, dass sie, als sie eines frühen Morgens in südlicher Richtung den Tajo überschritten, immer noch unter Forrests Befehl standen und nichts von Lawfords Nachfolger gehört hatten.

Teresa ritt mit dem Bataillon. Die Leichte Kompanie kannte sie, erinnerte sich, welche Rolle sie beim Kampf in der Nähe von Almeida gespielt hatte, und obwohl Sharpe nie darüber sprach, erfuhren die Männer irgendwie von der Existenz des Kindes. Harper, der im lässigen Marschtritt neben ihm herging, grinste Sharpe zu. »Keine Sorge, Sir. Der Kleinen wird es gut gehen, wahrhaftig. Die Jungs werden sich alle um sie kümmern.«

Die Ehefrauen des Bataillons, die mit ihren Kindern hinterhermarschierten, brachten Sharpe und Teresa kleine Geschenke. Eine Decke, ein Paar kleine Fäustlinge aus der Wolle einer alten Socke, eine geschnitzte Rassel. Sharpe war überrascht, tief berührt und verlegen über die Freude, mit der man die Nachricht begrüßt hatte.

Die Männer waren voller Zuversicht. Sie freuten sich auf Badajoz, weil sie in Ciudad Rodrigo glücklicherweise nur leichte Verluste erlitten hatten. Das South Essex war wie die übrige Armee der Meinung, dass es, wenn der Sturm auf die Bresche in Ciudad Rodrigo nur sechzig Tote gekostet habe, bei der Eroberung von Badajoz gelingen müsse, mit ebenso leichten Verlusten davonzukommen. Teresa hatte ihnen zugehört und den Kopf geschüttelt. »Die kennen Badajoz nicht.« Vielleicht, hatte Sharpe daraufhin gedacht, war das auch besser so.

»Wo gehen wir hin?«

»Nach Badajoz!«

Sie machten drei Tage Station in Portalegre und ließen einen Sturmregen über sich hinwegfegen, der die Straßen gefährlich und die Furt unpassierbar gemacht hatte. Sie waren das einzige Bataillon in der Stadt und lebten mit allem Komfort, aber Sharpe konnte den Türpfosten der Häuser entnehmen, wie oft die Armee schon auf dieser Straße vorbeigezogen war. Die Intendantur pflegte die Türen mit Kreide zu markieren. SE/L/6 besagte, dass sechs Männer der Leichten Kompanie des South Essex in dem betreffenden Haus unterzubringen waren, aber jedes Haus wies außerdem zahlreiche verblassende Markierungen auf, die davon sprachen, wie lange der Krieg schon andauerte. Sie sprachen von englischen, irischen, walisischen, schottischen, deutschen und portugiesischen Regimentern, und einige fremdartige Markierungen waren von französischen Bataillonen hinterlassen worden. Erst wenn Badajoz erobert war, würde sich der Krieg wieder nach Spanien verlagern, und Portalegre würde so friedlich wie früher werden.

Sharpe und Teresa schliefen in einem Gasthof, im Hauptquartier des Bataillons, und für Sharpe waren die drei Tage eine Periode der Zufriedenheit, vielleicht die letzte, ehe sie erneut innerhalb der hohen, düsteren Festungsmauern zusammentreffen würden – wenn überhaupt. Teresa wollte bald aufbrechen, wollte nach Badajoz vorausreiten zu dem kleinen kranken Mädchen.

Sie musste fort, ehe die Briten die Stadt erreichten und ihre Tore verschlossen sein würden.

»Warum ausgerechnet Badajoz?«, fragte Sharpe zum wiederholten Mal, während sie in der Dachstube in Portalegre lagen und der regnerische Nachmittag in den regnerischen Abend überging.

»Ich hatte dort Verwandte. Ich wollte nicht, dass sie daheim zur Welt kommt.«

Er wusste, warum! Weil seiner Tochter das Schandmal anhaftete, ein Mischling zu sein. »Aber sie wissen Bescheid, oder etwa nicht?«

Teresa zuckte mit den Schultern. »Sie wissen es, aber sie begreifen nicht, was sie wissen, deshalb tun sie so, als wüssten sie es nicht.« Sie hob noch einmal die Schultern. »Und der Bruder meines Vaters ist ein reicher Mann. Er und seine Frau sind kinderlos, und sie sorgen gut für Antonia.«

Antonia war krank. Teresa wusste nicht, was ihr fehlte. Auch die Ärzte wussten es nicht, aber das Kind war zu klein, es behielt sein Essen nicht bei sich, und die Schwestern im Kloster hatten behauptet, das Kind werde sterben.

Teresa schüttelte den Kopf. »Sie wird nicht sterben.« Sie sagte es mit grimmiger Entschlossenheit. Kein Kind, das von ihr abstammte, würde seinen Lebenswillen so leicht verlieren.

»Und sie hat schwarzes Haar?« Sharpe konnte sich über jedes Stückchen Information freuen.

»Das weißt du doch, ich habe es dir schon hundertmal gesagt. Langes schwarzes Haar. Sie wurde damit geboren, und dann ist es ausgefallen, und jetzt wächst es nach. Und sie hat eine kleine Nase. Nicht wie meine und nicht krumm wie deine.«

»Vielleicht ist sie doch nicht von mir.«

Sie schlug nach ihm und lachte. »Sie ist von dir. Sie runzelt die Stirn so.« Sie gab sich redliche Mühe, Sharpes Gesichtsausdruck nachzuahmen, und knurrte ihn an. Da zog er sie zu sich herab aufs Bett, und sie lagen schweigend da, während der Regen ans Fenster klatschte, und Sharpe fragte sich, was wohl vor ihnen lag auf der glitschigen, steinigen Straße.

»Vielleicht sollten wir heiraten?«

Sie antwortete zunächst nicht. Sie lag neben ihm und lauschte dem Regen, den Stimmen von unten und dann dem Klappern von Hufen in den Stallungen. »Da reist jemand ab.«

Er sagte nichts.

Sie fuhr mit dem Finger über die Narbe auf seiner Wange. »Wärst du bereit, in Casatejada zu leben?«

Er lag still da. Wollte er als Fremder in einem fremden Land leben? Wollte er Teresas Mann sein, abhängig von ihr, wenn es ums Überleben ging? Er seufzte. »Vielleicht. Nach dem Krieg.«

Sie lächelte und wusste, dass die Antwort nichts zu bedeuten hatte. Dies war nun schon das vierte Jahr des Kampfes gegen die Franzosen in Spanien, und immer noch war das Land vom Feind besetzt. Niemand konnte sich mehr an den Frieden erinnern. Ehe sie Frankreich bekämpft hatten, hatten die Spanier gegen die Engländer gekämpft, bis ihre Flotte bei Trafalgar die endgültige Niederlage erlitten hatte, versenkt oder zusammen mit der französischen Flotte gekapert.

Auch jenseits der Grenzen gab es keinen Frieden. Russland, Österreich, Italien, Preußen, Dänemark, Ägypten, Indien, überall war Krieg, und selbst in Amerika war die Rede vom Krieg, als wollte die junge Nation beweisen, dass sie es mit der alten Welt aufnehmen konnte in einem Spiel, das seit zwei Jahrzehnten den Globus überzog. Dieser Krieg wurde auf drei Kontinenten ausgetragen, auf sämtlichen Ozeanen, und manch einer glaubte, dass er der letzte Krieg sei, das Ende aller Dinge, die vollkommene Vernichtung, wie sie in der Bibel vorhergesagt wurde. Gott allein wusste, wann er vorbei sein würde. Vielleicht erst dann, wenn der letzte Franzose, der noch davon träumte, die Weltherrschaft an sich zu reißen, in den blutdurchtränkten Schlamm geschlagen wurde.

Teresa küsste ihn. »Nach dem Krieg, Richard.«

Ihre Hand lag über der Tasche seines Hemdes, und sie schob die Finger hinein und holte das goldene Medaillon mit Jane Gibbons' Bild hervor. Sharpe hatte das Medaillon ihrem ermordeten Bruder abgenommen. Teresa öffnete es und verhöhnte ihn mit ihrem Lächeln. »Du hast sie in England kennengelernt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie ist hübsch.«

»Kann sein.«

Er versuchte, ihr das Medaillon abzunehmen, aber sie schloss ihre kräftigen Finger darum.

»Kann sein! Sie ist hübsch, gib es doch zu.«

»Ja. Sehr hübsch.«

Sie nickte zufrieden. »Du wirst sie heiraten.« Er lachte und dachte daran, wie unmöglich diese Vorstellung war, aber sie schüttelte den Kopf. »Du wirst es tun, ich weiß es. Warum solltest du sonst das mit dir herumtragen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Aberglaube? Es erhält mich am Leben.«

Sie runzelte die Stirn und bekreuzigte sich: Stirn, Bauch, eine Brustspitze und dann die andere, ein großes Kreuz, um den Teufel fernzuhalten. »Wie ist sie?«

Sharpe deckte Teresa zu. Ihr einziges Kleid trocknete an dem kleinen Kaminfeuer. »Sie ist schlank. Sie lächelt viel. Sie ist sehr reich, und sie wird einen sehr reichen Mann heiraten.« Er grinste ihr zu. »Sie ist sanft. Angenehm.«

Teresa ging nicht auf die implizite Kritik an ihr ein. Jeder, der die Chance hatte, ein sorgloses, angenehmes Leben zu führen, wäre töricht gewesen, darauf zu verzichten. »Wie hast du sie kennengelernt?«

Sharpe war unbehaglich zumute. Er versuchte, das Thema zu wechseln, doch sie bestand darauf. »Erzähl es mir, wie?«

»Sie wollte wissen, wie ihr Bruder umgekommen ist.«

Teresa lachte. »Und du hast es ihr gesagt?«

»Nicht die Wahrheit. Ich habe ihr gesagt, er sei von den Franzosen getötet worden, im tapferen Kampf.«

Sie lachte wieder. Sie kannte die Geschichte: Lieutenant Gibbons hatte versucht, Sharpe umzubringen, und Patrick Harper hatte den Lieutenant mit dem Bajonett niedergemacht. Sharpe dachte an die kleine, unbeleuchtete Kirche in Essex, an das blonde Mädchen, das seiner holprigen Schilderung gelauscht hatte, und an den Stein aus weißem Marmor, der der Wahrheit über ihren heimtückischen, selbstsüchtigen und sadistischen Bruder spottete:

Zum ewigen Gedenken an Lieutenant Christian Gibbons, Bürger dieser Gemeinde, der sich am 4. Februar 1809 von der grafschaftlichen Miliz zum Regiment von South Essex gemeldet und mit der britischen Armee im Kampf gegen die Tyrannei in Spanien vereint hat. Er hat sich bewiesen auf dem Felde von Talavera, wo Tag und Nacht die Angriffe des Feindes zurückgeschlagen wurden. So groß war seine Unerschrockenheit, dass er, nachdem er dem Überfall des überlegenen Feindes widerstanden, samt Kompanie eine Standarte der Franzosen angegriffen und erobert hat, eine Ruhmestat, wie sie unserer Armee in Spanien bis dahin nicht gelungen war. Obwohl er derart seinen Mut und Kampfgeist bewiesen hatte, starb er am 28. Juli 1809 den Heldentod, im fünfundzwanzigsten Jahr seines Lebens. Dieser Gedenkstein wurde errichtet als gerechter Tribut an so viel Heldentum und Würde, von Sir Henry Simmerson, Kommandeur des siegreichen Regiments, und den Angehörigen seiner Gemeinde.

A. D. 1810

Sharpe hatte in sich hinein gelacht, nicht nur, weil Sir Henry sich nicht gescheut hatte, auf blankem Marmor die Erbeutung des französischen Regimentsadlers für sich zu

beanspruchen – das war geschehen, nachdem man Sir Henry von seinem Kommando entbunden hatte –, sondern weil die ganze Inschrift gelogen war. Gibbons war nicht einmal in der Nähe des Adlers gewesen, als Sharpe und Harper sich den Weg durch das feindliche Bataillon freigekämpft hatten. Aber der Marmorstein würde mit seinem behauenen Waffenschmuck auf der Spitze noch dastehen, wenn die Wahrheit längst vergessen war.

Es klopfte an der Tür. »Wer da?«

»Price, Sir.«

»Was ist denn?«

»Jemand, der Sie sprechen möchte, Sir. Unten.«

Sharpe fluchte. »Wer denn?«

»Major Hogan, Sir?« Price machte eine Frage daraus, als bestünde die Möglichkeit, dass Sharpe der Name nicht mehr geläufig war.

»Gütiger Himmel! Ich bin schon so gut wie unten!«

Teresa beobachtete, wie er in die langen Stiefel stieg und seinen Säbel umgürtete. »Ist das der Hogan, an den wir Berichte schicken?«

»Ja. Er wird dir gefallen.« Er sah, wie sie ihr Kleid befühlte, das immer noch feucht war. »Du wirst doch herunterkommen?«

Sie nickte. »Gleich.«

Im Hauptschankraum des Gasthofs ging es laut, fröhlich und rau zu. Sharpe drängte sich durch die versammelten Offiziere und entdeckte Hogan, der klatschnass in der Nähe der Essensausgabe saß. Der irische Major begrüßte ihn mit ausgestreckter Hand, wies jedoch zunächst auf die Offiziere. »Die sind ja guter Dinge.«

»Sie sind überzeugt, dass wir in Badajoz leichtes Spiel haben werden.«

»Ach so.« Hogan hob die Augenbrauen, dann machte er Sharpe auf der Sitzbank Platz. »Wie ich hörte, bist du Vater geworden.«

»Ob es wohl noch jemanden gibt, der darüber nicht Bescheid weiß?«

»Schäm dich nicht. Vater sein ist eine gute Sache. Wein?«

Sharpe nickte. »Wie steht es bei Ihnen?«

»Kalt, nass, viel zu tun. Und bei dir?«

»Trocken, warm und faul. Was gibt es Neues?«

Hogan schenkte Wein ein und holte seine Schnupftabaksdose hervor. »Die Franzosen bibbern wie nasse Hühner. Sie versuchen gar nicht erst, Ciudad Rodrigo zurückzuerobern, und sie senden keine Truppen nach Süden aus, sondern schreiben sich einen Brief nach dem anderen und machen sich Vorwürfe.« Hogan hob sein Glas. »Auf dein Wohl, Richard, und das deiner Familie.«

Sharpe errötete verlegen, hob jedoch ebenfalls sein Glas. Er sah zu, wie Hogan eine große Prise Schnupftabak nahm. »Und was machen Sie hier?«

Die Augen des Majors tränten, sein Mund öffnete sich, und der Nieser, der herauskam, hätte ausgereicht, einen vielarmigen Kerzenleuchter zu löschen. »Maria, Moses und Martha, was für ein Teufelszeug! Badajoz, Richard, es geht wie immer um Badajoz. Ich soll mich ein wenig umsehen und dann dem Peer Bericht erstatten.« Er wischte sich den Schnurrbart ab. »Allerdings glaube ich nicht, dass sich seit dem letzten Jahr viel geändert hat.«

»Und?« Sharpe wusste, dass Hogan beide Male dabei gewesen war, als man 1811 vergeblich versucht hatte, Badajoz einzunehmen.

Hogan zuckte mit den Schultern. »Eine teuflische Stadt, Richard, wirklich teuflisch: Mauern wie die des Towers von London, wahrhaftig, und oben auf dem Hügel über dem Fluss kann man sich Windsor Castle vorstellen. Die haben

Gräben, die eine Armee verschlucken können.« Der Ire schüttelte den Kopf. »Ich würde mir an eurer Stelle keine großen Hoffnungen machen.«

»So schlimm ist es?«

»Wer weiß?« Hogan nahm einen Schluck Wein. »Die Stadt ist groß, wahrhaftig, und die können jeden Zoll ihrer Mauern verteidigen. Ich nehme an, der Peer wird mehrere Angriffe gleichzeitig unternehmen, aber ich weiß nicht recht.«

Wellington würde vermutlich die Mauern an mehreren Stellen zugleich angreifen lassen, genau wie er in der einen Nacht drei Angriffe auf Ciudad Rodrigo befohlen hatte, aber mehrere Angriffe auf einmal garantierten noch keinen Erfolg. Alte Soldaten, Männer, die mit Wellington in Indien gekämpft hatten, wussten, dass er etwas gegen Belagerungen hatte. Der Oberbefehlshaber ging im Kampf vorsichtig mit seinen Soldaten um, setzte sich zwischen den Schlachten für ihre Gesundheit ein, aber andererseits war ihm zuzutrauen, dass er sie gegen die Mauern einer Festung anrennen lassen würde, als würde er aufs Geratewohl mit Schrot auf sie schießen, nur um die Belagerung abzukürzen. Sharpe hob die Schultern. »Was sein muss, muss sein.«

»Sagte die Jungfrau.« Hogan grinste. »Und was gibt es Neues bei dir?«

»Nicht viel.« Sharpe malte mit verschüttetem Wein den Buchstaben »A« auf den Tisch, dann wischte er ihn wieder aus. »In Elvas werden Rekruten dazukommen. Zweihundert Mann und Offiziere, sagt man uns, aber nichts Neues über einen Kommandeur. Haben Sie etwas gehört?«

Hogan spuckte einen Olivenkern aus. »Kein Wort. Ich wette zwei Kisten Wein gegen eine mit dir, dass ihr noch vor der Belagerung einen bekommen werdet.«

»Und die fängt wann an?«

Hogan dachte darüber nach, wobei er eine Olive in der Handfläche hin und her rollen ließ. »In drei Wochen? Die Kanonen kommen auf dem Seeweg nach. Alles ist in Bewegung.«

Sharpe blickte durch das kleine Fenster in der Hintertür auf den Regen, der draußen niederprasselte. »Sie werden besseres Wetter brauchen.«

Hogan schüttelte den Kopf. »Es kann ja nicht ewig regnen.«

»Das hat Noahs Bruder auch behauptet.«

Hogan lächelte. »Schon, aber wenigstens ist ihm erspart geblieben, vierzig Tage lang Elefantendung zu schaufeln.«

Sharpe grinste. Das Bataillon würde demnächst Schlamm schaufeln, sich auf die große Festung zu graben, und als er an Badajoz dachte, veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Hogan bemerkte seine Besorgnis.

»Was bekümmert dich?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ach, nichts.«

»Geht es vielleicht um das bewusste Beförderungsschreiben?«

Sharpe deutete ein Schulterzucken an. »Kann sein.«

»Man kann sich nicht auf sie verlassen, das ist wahr, aber deine Beförderung können sie dir nicht mehr abnehmen, jetzt nicht mehr.«

»Wären Sie bereit, darauf ein paar Flaschen Wein zu verwetten?«

Hogan sagte nichts. Es gab nichts zu sagen. Die Horse Guards hatten schon Offiziere befördert, die völlig blind waren, und andere, die nur wegen ihres Geldes und ihrer Verbindungen nicht im Irrenhaus saßen, und sie hatten gewiss nicht die Angewohnheit, Beförderungen nur deshalb gut zu heißen, weil ein Mann gute Arbeit leistete.

Hogan schüttelte den Kopf und hob erneut sein Glas. »Der Teufel soll sie holen, diese Federfuchser.«

»Mögen sie allesamt verrotten.«

In der Nähe der Essensausgabe kam Bewegung auf, auf Hogans Gesicht erschien ein freundliches Lächeln, und Major Forrest trat zu ihnen. Sharpe hörte nur halb zu, während Hogan seine Neuigkeiten wiederholte. Seine Gedanken verweilten wieder einmal bei dem verdammten Beförderungsantrag. Wenn sie ihn nur endlich bestätigen würden, könnte er sich entspannen.

Er versuchte sich vorzustellen, was passieren würde, wenn sie ihn ablehnten, wenn er plötzlich wieder Lieutenant wäre. Dann musste er vor Knowles strammstehen und ihn »Sir« nennen, und jemand, den Sharpe ausgebildet, sozusagen großgezogen und zwei Jahre durch den Krieg geführt hatte, würde den Befehl über die Kompanie erhalten. Er erinnerte sich, wie er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Verschüchtert und hilflos waren sie gewesen, aber inzwischen gab es in der ganzen Armee kaum bessere Soldaten als sie. Er konnte sich einfach nicht verstellen, sie zu verlieren, oder gar Harper. Gütiger Himmel! Wenn er nun Harper verlieren würde?

»Gütiger Himmel!« Einen Augenblick glaubte Sharpe, Hogan habe seine Gedanken gelesen, doch dann sah er, dass der Major quer durch den Raum starrte. Hogan schüttelte den Kopf. »Wenn je sich eine Schönheit offenbaret mir, die ich begehrt und auch bekam, so war es doch ein Abglanz nur von ihr.«

Teresa hatte den Raum betreten und kam zu ihnen herüber. Hogan wandte sich an Forrest. »Ist das vielleicht Ihre Lady, Major? Die von Sharpe kann es nicht sein. Der Mann hat keinen Geschmack! Er hat noch nie etwas von John Donne gehört, ganz zu schweigen davon, dass er ein falsches Zitat erkennen könnte. Nein. Eine solche Schönheit könnte sich nur in einen Mann von Geschmack

verlieben, in einen Mann wie Sie, Major, oder in mich.« Er zupfte an seinem Kragen, während Major Forrest vor Freude errötete.

Lieutenant Price war vor Teresa in die Knie gegangen. Er versperrte ihr den Weg und streckte ihr eine rote Paprikaschote entgegen, wie eine Rose seiner unsterblichen Liebe. Die übrigen Lieutenants feuerten ihn an und riefen Teresa zu, dass Harold Price gute Zukunftsaussichten habe, aber sie warf ihm nur eine Kusshand zu und schob sich an ihm vorbei.

Sharpe war ungeheuer stolz auf sie. Überall auf der ganzen Welt, in jedem Salon, in jedem Theater, in jedem Palast, und natürlich in einer feuchten, rauchigen Schankstube in Portalegre, hätte sie als schön gegolten. Die Mutter seines Kindes. Seine Frau.

Er erhob sich ihretwegen und war schon wieder verlegen, weil er seine Freude vor so vielen Leuten zu erkennen gab, und bot ihr einen Stuhl an. Er stellte Hogan vor, der sich sogleich in flüssigem Spanisch an sie wandte und sie zum Lachen brachte. Sie warf einen Blick auf Sharpe, mit zärtlichen Augen unter den langen, dunklen Wimpern, hörte den Scherzen des Iren zu und lachte wieder. Der Pionier prostete ihr zu, schäkerte mit ihr und wandte sich dann an Sharpe. »Du bist ein glücklicher Mann, Richard.«

»Ich weiß, Sir, ich weiß.«

Lieutenant Price fand keinen Abnehmer für seine rote Paprikaschote. Er warf sie quer durch den Raum und ließ lauthals die Frage folgen: »Wo gehen wir hin?«

»Nach Badajoz!«

Dröhnendes Gelächter im Schankraum.

Teil II

Februar – März 1812

KAPITEL 8

»Halt!« Stiefel dröhnten auf der Straße. »Steht verdammt noch mal still, ihr Schweinehunde! Still!« Der Sergeant kicherte, knirschte mit den wenigen Zähnen, die ihm geblieben waren, wandte sich ab und wirbelte augenblicklich wieder herum. »Ich sage, stillgestanden! Wenn dich der verfluchte Arsch juckt, Gutteridge, kann ich dich ja mit dem Bajonett kratzen! Still!« Er wandte sich an den jungen Offizier und stand makellos stramm. »Sir!«

Der Ensign, dem in Gegenwart des hoch gewachsenen Sergeants deutlich unbehaglich war, erwiderte den Gruß. »Danke, Sergeant.«

»Sie brauchen sich nicht zu bedanken, Sir. Ich tu doch nur meine Pflicht, Sir.« Der Sergeant gab sein gewohnheitsmäßiges Kichern von sich, einen ungehemmten, beunruhigenden Laut, und seine Augen huschten unstet hin und her. Die Augen des Sergeants waren blau, fast himmelblau, fand der Ensign, während der Rest von ihm gelb aussah, fiebrig gelb wie ein unangenehmer Belag auf seinem Haar, seinen Zähnen, seiner Haut. Die himmelblauen Augen richteten sich auf den Ensign. »Wollen Sie jetzt den Captain aufsuchen, Sir, ja? Ihm sagen, dass wir angekommen sind?«

»Ja, natürlich.«

»Geben Sie ihm meine Empfehlungen, Sir. Meine allerbesten.« Der Sergeant kicherte wieder, und das Kichern verwandelte sich in angestrengtes Husten. Sein Kopf zuckte auf dem langen, dürren Hals mit der schrecklichen Narbe.

Der Ensign trat in den Hof des Hauses, an dessen Torpfosten mit Kreide die Aufschrift SE/LC angebracht war. Er war erleichtert, den Sergeant zurücklassen zu können, seinen ständigen Quälgeist auf der langen Reise vom Depot des South Essex hierher, und erleichtert, dass nun die anderen Offiziere der Leichten Kompanie des South Essex die Last mittragen konnten, die der Wahnsinn des Sergeants bedeutete. Nein, so stimmte es nicht. Der Sergeant war nicht etwa wahnsinnig, entschied der Ensign, aber er hatte etwas an sich, das von der Möglichkeit dicht unter der gelblichen Oberfläche lauernden äußersten Grauens sprach. Der Sergeant machte dem Ensign ebenso Angst wie den Rekruten.

Aber die Soldaten im Hof waren fast ebenso beängstigend. Sie sahen aus wie andere Veteranen auch in Portugal, hatten eine Erscheinung angenommen, die sich nicht mit dem vertrug, was man in England unter Soldatentum verstand. Ihre Uniformen waren von scharlachrot entweder in helles Rosa übergegangen oder in dunkel kränkliches Purpur. Die Farbe, die noch am häufigsten vorkam, war Braun, denn Jacken wie Hosen waren vielfach geflickt mit grobem Bauerntuch. Und ihre Haut war selbst mitten im Winter dunkelbraun. Vor allem aber fiel dem Ensign ihr offensichtliches Selbstvertrauen auf. Sie gaben sich lässig, gingen wie selbstverständlich mit ihren blank polierten, wenn auch verbeulten Waffen um, und der Ensign fühlte sich erneut unbehaglich in seinem neuen scharlachroten Rock mit den leuchtend gelben Besätzen. Als Ensign stand er auf der untersten Stufe der Offiziersrangleiter, und William Matthews, ein Sechzehnjähriger, der vorgab, sich regelmäßig zu rasieren, fürchtete sich beim ersten Anblick dieser Männer, die zu kommandieren man von ihm erwartete.

Ein Mann stand gebückt unter der Pumpe auf dem Hof, und ein anderer bediente den Schwengel, sodass dem

Ersteren das Wasser über den Kopf und den nackten Rücken lief. Als der Mann sich wieder aufrichtete, entdeckte Matthews ein Geflecht aus dicken Narben auf seinem Rücken, das von einer Auspeitschung herrührte.

Der Ensign wandte sich von dem grässlichen Anblick ab. Sein Vater hatte ihn gewarnt, das Militär würde den Abschaum der Gesellschaft und sämtliche Unruhestifter anlocken, und Matthews wusste, dass er soeben ein derartiges Stück menschlichen Treibguts erblickt hatte.

Ein weiterer Soldat, der aus unerfindlichen Gründen die grüne Jacke der Rifles trug, sah seine Miene und grinste. Matthews merkte, dass er beobachtet und beurteilt wurde, doch dann erschien ein anständig gekleideter Offizier, und er marschierte erleichtert auf den Neuankömmling zu, einen Lieutenant, und salutierte. »Ensign Matthews, Sir. Angetreten mit den Rekruten.«

Der Lieutenant lächelte vage, wandte sich ab und erbrach sich. »Oh, Himmel!« Der Lieutenant schien Probleme mit dem Atmen zu haben, aber er richtete sich mühselig wieder auf und wandte sich an den Ensign. »Mein lieber Junge, tut mir entsetzlich leid. Die verdammten Portugiesen tun überall Knoblauch rein. Ich bin Harold Price.« Price nahm seinen Tschako ab und rieb sich den Schädel. »Deinen Namen hab ich nicht mitbekommen. Tut mir wirklich leid.«

»Matthews, Sir.«

»Matthews, Matthews.« Price sagte den Namen so, als müsse er eine tiefere Bedeutung haben. Dann hielt er den Atem an, während sich ihm erneut der Magen umdrehte. Als der Krampf vorbei war, atmete er langsam aus. »Verzeih mir, mein lieber Matthews. Ich glaube, mein Magen ist heute Morgen äußerst empfindlich. Du könntest mir wohl nicht die Ehre erweisen, mir fünf Pfund zu leihen? Nur für einen Tag, oder zwei? Guineen wären noch besser.«

Auch davor hatte ihn sein Vater gewarnt. Aber Matthews fand, dass es unklug wäre, die Bekanntschaft mit seiner

neuen Kompanie mit einer groben Weigerung zu beginnen. Er merkte, dass die Soldaten auf dem Hof genau zuhörten, und fragte sich, ob man ihm wohl einen Streich spielen wollte, aber was blieb ihm anderes übrig?

»Aber natürlich, Sir.«

Lieutenant Price wirkte überrascht. »Mein lieber Junge. Wie reizend! Ausgezeichnet! Ich werde dir natürlich einen Schuldschein geben.«

»Und dann hoffst du, dass der Ensign in Badajoz umkommt, wie?«

Matthews wirbelte herum. Der hoch gewachsene Soldat, dessen Rücken so schrecklich vernarbt war, hatte das Wort ergriffen. Auch das Gesicht des Mannes war narbig und trug einen wissenden, wenn nicht gar spöttischen Ausdruck, der mit seinem ernsthaften Tonfall nichts zu tun hatte. Er grinste Matthews an. »Das versucht er mit jedem. Pumpt sie an und hofft, dass sie sterben. Dabei müsste er einen ganz hübschen Profit erzielen.«

Matthews wusste nicht, was er sagen sollte. Der Soldat hatte in freundschaftlichem Ton gesprochen, aber keinen Gebrauch von dem Wort »Sir« gemacht, was ihn sehr beunruhigte. Matthews hatte das Gefühl, dass sich selbst die geringe Autorität, die mit seinem niedrigen Rang verbunden war, bereits in Luft auflöste. Er hoffte, dass der Lieutenant eingreifen würde, aber Price zog ein klägliches Gesicht, setzte seinen Tschako wieder auf und grinste den narbigen Mann an. »Das ist Ensign Matthews, Sir. Er hat die Ersatztruppen hierher begleitet.«

Der hoch gewachsene, narbige Mann nickte dem Ensign zu. »Freue mich, dass du da bist, Matthews. Ich bin Sharpe, Captain Sharpe. Wie heißt du?«

»Matthews, Sir.« Der Ensign schaute Sharpe verblüfft an. Ein Offizier, der irgendwann ausgepeitscht worden war? Er

merkte, dass seine Antwort unvollständig gewesen war. »William, Sir.«

»Guten Morgen und herzlich willkommen.« Sharpe gab sich Mühe, höflich zu sein. Er hatte etwas gegen Vormittage, und dieser Vormittag war besonders unangenehm. Heute Morgen sollte Teresa aus Elvas aufbrechen und die letzten paar Meilen über die Grenze nach Badajoz reiten. Schon wieder ein Abschied. »Wo hast du die Männer gelassen?«

Matthews hatte sie nirgends gelassen. Der Sergeant hatte sämtliche Entscheidungen getroffen. Dennoch zeigte er in Richtung Tor. »Draußen, Sir.«

»Hol sie rein, hol sie rein.« Sharpe rieb sich mit einem Stück Sackleinen das Haar trocken. »Sergeant Harper! Sergeant Read!« Harper konnte die Rekruten in die Kompanie einführen, während Read, der Methodist und Antialkoholiker, einen Wirbel um die Bücher der Kompanie entfalten konnte. Ihnen allen stand ein geschäftiger Tag bevor.

Sharpe zog sich hastig an. Der Regen hatte aufgehört, wenigstens vorübergehend, aber der Wind wehte weiterhin von Norden her und brachte hohe Wolkenfetzen mit sich, die eine Fortsetzung des schlechten Wetters im März versprachen. Da sie die Ersten waren, die in Elvas eintrafen, hatte sich das Bataillon zumindest seine Quartiere aussuchen können, und die Männer lebten fast schon in Sichtweite von Badajoz jenseits der Grenze vergleichsweise bequem.

Die beiden Festungen lagen knappe zehn Meilen voneinander entfernt zu beiden Seiten eines flachen Tals, waren jedoch trotz ihrer Nähe ganz und gar verschieden. Badajoz war eine Stadt, Hauptstadt einer Provinz, während Elvas ein kleiner Marktflecken war, der wie zufällig im Zentrum weitläufiger Verteidigungsanlagen lag. So beeindruckend die portugiesischen Mauern sein mochten,

waren sie doch winzig im Vergleich zu den spanischen Befestigungen, die die Straße nach Madrid versperrten.

Sharpe wusste, dass es idiotisch war, aber der gigantischen Festung im Osten haftete etwas Finsteres an, und er hasste den Gedanken, dass Teresa hinter den aufragenden Mauern und breiten Gräben verschwinden würde. Doch sie musste zu dem Kind zurückkehren, zu seinem Kind, und er hatte die Pflicht, sie zu finden und zu beschützen, wenn der Augenblick gekommen war.

Plötzlich hörte er auf, an Teresa und Antonia zu denken. Die Erinnerung wurde fortgerissen und ersetzt durch ein Ekelgefühl, das zähflüssig war wie Erbrochenes.

Seine Vergangenheit hatte ihn eingeholt, hier in Elvas, eine verhasste Vergangenheit. Dasselbe gelbliche Gesicht, dasselbe Zucken darin und dasselbe Gekicher! Mein Gott! Hier, in seiner Kompanie? Ihre Augen begegneten sich, und Sharpe sah das unverschämte Grinsen, das an der Schwelle zum totalen Wahnsinn zu stehen schien.

»Halt!« Der Sergeant glotzte die Ersatztruppen finster an. »Links um! Stillgestanden, ihr Schweinehunde! Halt die verdammte Klappe, Smithers, sonst räume ich mit dir die Stallungen aus!« Der Sergeant machte auf dem Absatz kehrt, marschierte auf Sharpe zu und kam Hacken schlagend zum Stehen. »Sir!«

Ensign Matthews blickte zwischen den beiden hoch gewachsenen Männern hin und her. »Sir? Dies ist Sergeant …«

»Ich kenne Sergeant Hakeswill.«

Der Sergeant kicherte, zeigte die wenigen gelblichen Zähne. Speichel tropfte auf sein stoppeliges Kinn. Sharpe versuchte, sich das Alter des Sergeants auszurechnen. Hakeswill musste mindestens vierzig sein, wenn nicht fünfundvierzig, aber seine Augen waren immer noch die eines gerissenen Kindes. Sie blickten Sharpe amüsiert,

verächtlich und ohne zu blinzeln an. Sharpe war bewusst, dass Hakeswill ihn dazu bringen wollte, die Augen zu senken, daher wandte er sich ab und entdeckte Harper, der sich den Gürtel zuschnallte, während er auf den Hof trat. Er nickte dem Iren zu. »Lassen Sie sie bequem stehen, Sergeant. Sie brauchen Schlafplätze und etwas zu essen.«

»Sir.«

Sharpe wandte sich erneut Hakeswill zu. »Du hast dich zu dieser Kompanie gemeldet?«

»Sir!«, bellte der Sergeant, und Sharpe erinnerte sich, wie pedantisch Hakeswill immer die Etikette der Armee befolgt hatte. Kein Soldat drillte genauer, reagierte mit größerer Förmlichkeit, und dennoch schien jede seiner Handlungen von einer gewissen Verachtung geprägt zu sein.

Hakeswills Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. »Überrascht, Sir?«

Sharpe hätte den Mann am liebsten auf der Stelle umgebracht, nur um diesen beleidigenden Blick auszulöschen und für immer dem Zucken und Zähneknirschen und Kichern und Grinsen ein Ende zu bereiten. Viele Männer hatten versucht, Obadiah Hakeswill zu töten. Die Narbe an seinem Hals mit ihren feurig roten Hautfalten befand sich seit seinem zwölften Lebensjahr dort. Damals hatte man ihn zum Tode durch den Strang verurteilt, weil er ein Lamm gestohlen hatte. Er hatte die Tat nicht begangen. Sein wahres Vergehen bestand darin, dass er die Pfarrerstochter gezwungen hatte, sich vor ihm zu entkleiden, indem er ihr eine züngelnde Natter an den Hals hielt. Das Mädchen hatte sich unbeholfen seiner Kleider entledigt und erst geschrien, als der Junge es angegriffen hatte. Der Pfarrer hatte eine Tochter gerettet, es jedoch für einfacher befunden, dem Jungen den Diebstahl eines Lamms vorzuwerfen, da diese Anklage sicherer zum Tod führte, und hatte mit der Gerichtsbarkeit

entsprechende Vereinbarungen getroffen. Schon damals war niemandem daran gelegen, Obadiah Hakeswill am Leben zu lassen, außer vielleicht seiner Mutter, und die hätte der Pfarrer, wenn er einen Vorwand gefunden hätte, am liebsten neben ihrem missratenen Sohn aufgeknüpft.

Aber irgendwie hatte er überlebt. Man hatte ihn aufgehängt, aber er war am Leben geblieben, samt seinem lang gestreckten, dürren Hals und der feurigen Narbe, die bewies, dass er einst am Strang gehangen hatte. Er hatte sich zum Militär gemeldet und dort eine Lebensweise gefunden, die ihm passte. Nun hob er die Hand und rieb über die Narbe unter seinem linken Ohr. »Wird schon alles gut werden, Sir, jetzt, wo ich da bin.«

Sharpe wusste, was er meinte. Die Legende besagte, dass Hakeswill, der Unverwundbare, der Überlebende einer gerichtlichen Exekution, nicht umzubringen sei, und die Legende hielt sich mit der Zeit immer hartnäckiger. Sharpe hatte mit angesehen, wie zwei Reihen Soldaten von Schrapnells getötet worden waren, während Hakeswill, der direkt vor ihnen gestanden hatte, unversehrt blieb.

Hakeswills Gesicht zuckte, verbarg das Lachen, das durch Sharpes unausgesprochene Abneigung ausgelöst wurde. Das Zucken legte sich. »Ich freue mich, hier zu sein, Sir. Bin stolz auf Sie, richtiggehend stolz. Mein bester Rekrut.« Er hatte laut gesprochen, hatte alle, die im Hof versammelt waren, über ihre gemeinsame Vergangenheit in Kenntnis gesetzt. Außerdem klang eine Herausforderung durch, ebenso unausgesprochen wie ihr gegenseitiger Hass. Sie besagte, dass sich Hakeswill nicht ohne Weiteres dem Befehl eines Mannes unterordnen würde, den er einst gedrillt und tyrannisiert hatte.

»Wie geht's Captain Morris, Hakeswill?«

Der Sergeant grinste, dann kicherte er Sharpe ins Gesicht, sodass der Offizier seinen schlechten Atem roch. »Sie erinnern sich an ihn, wie? Er ist jetzt Major, Sir, wie ich

hörte. In Dublin. Aber Sie, Sir, waren ein unartiger Junge, wenn Sie einem alten Soldaten die Bemerkung erlauben.«

Der Hof verfiel in Schweigen. Die Versammelten hörten dem Wortwechsel zu und spürten die Feindseligkeit zwischen den beiden Männern. Sharpe senkte die Stimme, sodass ihn außer Hakeswill niemand hören konnte. »Wenn du mir auch nur einen Mann in dieser Kompanie anrührst, Sergeant, bringe ich dich, verdammt noch mal, persönlich um.« Hakeswill grinste, setzte zu einer Antwort an, aber Sharpe kam ihm zuvor. »Still jetzt!« Hakeswill stand stramm. Sein Gesicht war plötzlich umwölkt von Wut, weil ihm verweigert worden war, zu antworten. »Kehrt!«

Sharpe ließ ihn stehen, mit dem Gesicht zur Wand. Gottverdammt! Hakeswill! Es war Hakeswill und Morris zu verdanken, dass Sharpe die Narben auf dem Rücken trug, und Sharpe hatte sich an jenem Tag in ferner Vergangenheit geschworen, dass er ihnen ebenso große Schmerzen bereiten würde wie sie ihm. Hakeswill hatte einen einfachen Soldaten so geprügelt, dass ihm die Sinne schwanden. Der Mann hatte das Bewusstsein wiedererlangt, nicht jedoch den Vollbesitz seiner Sinne, und Sharpe war dabei Zeuge gewesen. Er hatte versucht, den Schlägen ein Ende zu machen, und war stattdessen von Morris und Hakeswill beschuldigt worden, selbst geprügelt zu haben. Man hatte ihn an ein Wagenrad gebunden und ausgepeitscht.

Da er nun nach so vielen Jahren plötzlich seinem Feind gegenüberstand, kam sich Sharpe unangenehm hilflos vor.

Hakeswill schien in der Tat unantastbar zu sein. Er hatte das Selbstvertrauen eines Mannes, dem es gleichgültig sein konnte, was mit ihm passierte, weil er unverwundbar war. Der Sergeant ging mit einem schwärenden Hass gegen andere Menschen durchs Leben und verbreitete Angst und Schrecken in jeder Kompanie, in der er diente. Hakeswill, wusste Sharpe, hatte sich nicht verändert, auch nicht vom

Äußeren her. Derselbe dicke Bauch, vielleicht ein paar Zoll dicker, ein paar mehr Falten im Gesicht, die eine oder andere neue Zahnlücke, aber immer noch die gelbe Haut und der irre Blick. Sharpe erinnerte sich mit Unbehagen daran, dass Hakeswill ihm einst versichert hatte, sie seien einander ähnlich. Beide auf der Flucht, beide ohne Familie. Die einzige Methode zu überleben, hatte der Sergeant gesagt, war die, fest zuzuschlagen, und zwar als Erster.

Sharpe betrachtete die Rekruten. Sie waren auf der Hut, was nicht anders zu erwarten war, auf der Hut vor dieser neuen Kompanie. Obwohl sie das nicht wissen konnten, teilte Sharpe ihre Beunruhigung. Ausgerechnet Hakeswill in seiner Kompanie? Dann erinnerte er sich an den Beförderungsantrag, und er dachte, dass die Kompanie vielleicht gar nicht die seine war. Als er merkte, wie seine Gedanken den fruchtlosen Abstieg in die Depression begannen, verdrängte er sie gewaltsam. »Sergeant Harper?«

»Sir?«

»Was steht heute an?«

»Fußball, Sir. Grenadierkompanie gegen die Portugiesen. Mit schweren Verlusten wird gerechnet.«

Sharpe wusste, dass Harper versuchte, die Neuankömmlinge aufzuheitern, und lächelte pflichtschuldigst. »Ihr habt also einen leichten ersten Tag vor euch. Genießt ihn. Morgen wird gearbeitet.« Morgen würde er ohne Teresa sein, morgen hieß, einen Tag näher an Badajoz zu sein, und morgen konnte er wieder Lieutenant sein. Er stellte fest, dass die Rekruten, von denen er einige persönlich geworben hatte, darauf warteten, dass er fortfuhr. Er zwang sich erneut zu einem Lächeln. »Willkommen beim South Essex. Ich freue mich, dass ihr hier seid. Dies ist eine gute Kompanie, und ich bin sicher, sie wird es bleiben.« Diese Worte klangen selbst in

seinen Ohren unglaublich lahm, so als wüsste er, dass sie nicht der Wahrheit entsprachen.

Er nickte Harper zu. »Weitermachen, Sergeant.«

Der Ire warf Hakeswill, der immer noch mit dem Gesicht zur Wand stand, einen Seitenblick zu, und Sharpe tat so, als habe er ihn nicht gesehen. Der verdammte Hakeswill konnte ruhig dort stehen bleiben. Dann jedoch erbarmte er sich. »Sergeant Hakeswill!«

»Sir!«

»Abtreten!«

Sharpe ging hinaus auf die Straße. Eigentlich wollte er allein sein, aber Leroy lehnte am Torpfosten. Der Amerikaner zog amüsiert die Brauen hoch. »Heißt so der Held auf dem Felde von Talavera Rekruten willkommen? Kein Aufruf zu Ruhmestaten? Kein Hörnerklang?«

»Die können froh sein, dass man sie überhaupt willkommen heißt.«

Leroy paffte an seiner Zigarre und ging neben Sharpe her. »Ich nehme an, Ihre schlechte Laune rührt daher, dass die Dame uns verlässt?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Kann sein.«

»Soll ich Ihnen sagen, was es außerdem Neues gibt?«

Leroy war stehen geblieben. Seine dunklen Augen blickten amüsiert.

»Napoleon ist gestorben?«, sagte Sharpe sarkastisch.

»Leider nein. Unser Kommandeur trifft heute ein. Das scheint Sie nicht zu überraschen?«

Sharpe wartete ab, bis ein Priester auf einem Maultier mit hängendem Kopf an ihnen vorbei war. »Sollte ich überrascht sein?«

»Nein.« Leroy grinste ihm zu. »Aber die normale Reaktion wäre zu fragen: ›Wie, warum, was, woher weißt du das?‹

Dann könnte ich Ihnen antworten, und das Ganze nennt sich Konversation.«

Sharpes Depression verflüchtigte sich in Leroys Gegenwart. »Also, sagen Sie es mir.«

Der dünne lakonische Amerikaner zog ein verblüfftes Gesicht. »Ich hätte nie geglaubt, dass Sie danach fragen würden. Wer ist er? Sein Name lautet Brian Windham. Der Name Brian hat mir nie zugesagt, es ist ein Name, den eine Frau einem Knaben gibt, weil sie hofft, dass er zum ehrlichen Mann heranwachsen wird.« Er verstreute Asche auf der Straße. »Warum? Ich glaube, darauf gibt es keine Antwort. Was ist er? Er ist ein mächtiger Fuchsjäger. Jagen Sie, Sharpe?«

»Sie wissen doch, dass ich nicht jage.«

»Dann könnte Ihre Zukunft düster aussehen, genau wie die meine. Und woher weiß ich das?«

Er hielt inne.

»Woher wissen Sie es?«

»Weil unser guter Colonel, der ehrenwerte Brian Windham, einen Vorboten hat, einen Herold, einen Johannes, der sein Kommen predigt, einen wahrhaftigen Paul Revere.«

»Wen?«

Leroy seufzte. Er war wieder einmal ungewöhnlich redselig. »Sie haben noch nie von Paul Revere gehört?«

»Nein.«

»Sie sind ein glücklicher Mann, Sharpe. Er hat meinen Vater einen Verräter genannt, und unsere Familie hat Revere einen Verräter genannt, und ich befürchte, die Debatte ist zu unseren Ungunsten ausgegangen. Jedenfalls geht es darum, mein lieber Sharpe, dass er ein Vorbote war, ein Überbringer von Warnungen, und unser guter Colonel hat uns in Gestalt eines neuen Majors eine Vorwarnung zukommen lassen, dass er bald eintreffen wird.«

Sharpe sah Leroy an. Der Gesichtsausdruck des Amerikaners hatte sich nicht verändert. »Tut mir leid, Leroy. Tut mir wirklich leid.«

Leroy zuckte mit den Schultern. Als dienstältester Captain hatte er sich Hoffnungen auf den freien Majorsposten im Bataillon gemacht. »Man darf in dieser Armee nichts erwarten. Er heißt Collett, Jack Collett, schon wieder ein ehrenwerter Name, und schon wieder ein Fuchsjäger.«

»Tut mir ernstlich leid.«

Leroy ging weiter. »Und noch etwas.«

»Was denn?«

Leroy zeigte auf den Hof des Hauses, in dem die Offiziere untergebracht waren. Sharpe blickte durch den Torbogen und erlebte zum zweiten Mal an diesem Morgen einen plötzlichen, unangenehmen Schock. Ein junger Mann von Mitte zwanzig stand neben einem Stapel Gepäck, von dem seine Ordonnanz soeben die Gurte entfernte. Sharpe hatte den Offizier noch nie gesehen, aber die Uniform war ihm nur allzu gut bekannt. Es war die Uniform des South Essex, einschließlich der silbernen Anstecknadel mit dem Adler, den Sharpe erbeutet hatte, aber es war eine Uniform, die nur ein Mann tragen konnte. Sie war mit einem Säbel ausgestattet, der an einer Kette hing, und einer am Kreuzgurt befestigten silbernen Pfeife. Die Rangabzeichen, die den Mann als Captain auswiesen, waren keine Epauletten, sondern aus Ketten gefertigte und mit einem Jagdhorn geschmückte Flügel. Sharpe sah einen Mann vor sich, der als Captain der Leichten Kompanie des South Essex gekleidet war. Er fluchte.

Leroy lachte. »Willkommen im Reich der Unterdrückten.«

Niemand hatte gewagt, es ihm zu sagen, außer Leroy! Schweinehunde hatten über seinen Kopf hinweg einen neuen Mann dazugeholt, und er hatte nichts davon erfahren! Er empfand ungeheure Wut,

Niedergeschlagenheit und Hilflosigkeit angesichts der Tatsache, wie langsam die Mühlen der Armee mahlten. Es war nicht zu glauben. Hakeswill, Teresas Abreise und jetzt auch noch das!

Major Forrest erschien im Torbogen, entdeckte Sharpe und kam auf ihn zu. »Sharpe?«

»Sir.«

»Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse«, sagte der Major kläglich.

»Schlüsse, Sir?«

»Bezüglich Captain Rymer.« Forrest wies mit dem Kopf auf den neuen Offizier, der sich in eben diesem Augenblick umdrehte und Sharpe mit Blicken maß. Er verneigte sich kurz, und Sharpe zwang sich, den höflichen Gruß zu erwidern. Er wandte sich wieder an Forrest.

»Wie ist es dazu gekommen?«

Forrest hob die Schultern. »Er hat Lennox' Rang gekauft.«

Lennox? Sharpes Vorgänger war seit zweieinhalb Jahren tot. »Aber das ist doch …«

»Ich weiß, Sharpe. Sein Testament wurde vor Gericht verhandelt. Die Nachlassverwalter haben seinen Rang gerade erst zum Erwerb freigegeben.«

»Ich wusste nicht einmal, dass er zum Verkauf stand!« Nicht, dachte Sharpe, dass er sich die fünfzehnhundert Pfund hätte leisten können.

Leroy steckte sich am Stummel der alten eine neue Zigarre an. »Wahrscheinlich hat niemand gewusst, dass er zum Verkauf stand. Stimmt's, Major?«

Forrest nickte bekümmert. Ein offener Verkauf bedeutete, dass der gesetzliche Preis gezahlt werden musste. Wahrscheinlicher war, dass es sich bei Captain Rymer um den Freund eines der Anwälte handelte, die die Konkurrenz ausgestochen und den Rang an Rymer verkauft hatten, um

einen höheren Preis zu erzielen. Der Major breitete die Arme aus. »Tut mir leid, Sharpe.«

»Und was passiert jetzt?« Sharpes Stimme war hart.

»Nichts.« Forrest gab sich Mühe, einen hoffnungsvollen Ton anzuschlagen. »Major Collett, Sie haben ihn noch nicht kennengelernt, Sharpe, ist derselben Meinung wie ich. Das Ganze ist ein Missverständnis. Darum bleibt Ihnen das Kommando erhalten, bis Colonel Windham eintrifft.«

»Heute noch, Sir?«

Forrest nickte. »Es wird schon alles gut werden, Sharpe. Sie werden sehen. Bestimmt.«

Sharpe sah Teresa mit ihrem Sattel über den Hof gehen, aber sie sah ihn nicht. Er wandte sich ab und starrte über die Dächer von Elvas, die im Sonnenlicht rosa wirkten. Er sah eine Wolkenbank, die vom Nordwind herangetrieben wurde und mit ihrem Schatten die Landschaft teilte. Spanien lag im Schatten, und Badajoz war eine finstere Zitadelle in weiter Ferne.

Er fluchte lange und ausgiebig, als könnten die Flüche zu seinen Gunsten gegen das missliche Schicksal angehen. Er wusste, dass es sinnlos, wenn nicht gar dumm war, aber ihm kam die Festung an der Straße nach Osten, deren Mauern hoch über dem Rio Guadiana aufragten, wie das Zentrum des Bösen vor, das Rachsucht und Hass gegen jeden verbreitete, der ihr zu nahe kam. Hakeswill, Rymer, Teresas Abreise, alles veränderte sich, und was, fragte er sich, mochte sonst noch schiefgehen, ehe sie dem Bösen in Badajoz ein Ende bereiteten?

KAPITEL 9

Alles an Obadiah Hakeswill war reizlos und so abstoßend, dass er schon wieder faszinierend wirkte. Der Leib war gigantisch, aber wer seinen Bauch für ein Zeichen von Schwächlichkeit hielt, musste sich vor den Armen und Beinen in Acht nehmen, die ungeheuer stark waren. Er war unbeholfen, außer dann, wenn er eine Drillbewegung ausführte, aber selbst wenn er marschierte, meinte man zu erkennen, dass jeden Moment ein knurrendes, watschelndes Ungetüm aus ihm werden konnte, halb Tier, halb Mensch. Seine Haut war gelblich, ein Überbleibsel seines Aufenthalts auf den Fieberinseln. Sein blondes Haar wurde langsam grau. Es bedeckte nur noch spärlich seinen narbenbedeckten Schädel und hing in Strähnen herab bis zu dem in die Länge gezogenen, verspannten, obszön vernarbten Hals.

Irgendwann in der Vergangenheit, noch bevor man versucht hatte, ihn zu hängen, war ihm klar geworden, dass er nie geliebt werden würde, woraufhin er beschlossen hatte, gefürchtet zu werden. Einen Vorzug hatte er. Obadiah Hakeswill hatte vor gar nichts Angst. Wenn andere Männer sich über Hunger oder Kälte, Feuchtigkeit oder Krankheit beklagten, kicherte der Sergeant nur und wusste, dass es sich nur um vorübergehende Zustände handelte. Es machte ihm nichts aus, wie groß die Verletzungen waren, die er sich im Kampf zuzog. Wunden heilten, Prellungen verschwanden, und er konnte nicht sterben. Das wusste er seit dem Moment, als er am Ende des Strangs gebaumelt hatte. Er konnte nicht sterben, weil ihn ein Zauber beschützte, der Zauber seiner Mutter.

Er war stolz auf die entsetzliche Narbe, das Symbol seiner Unverwundbarkeit, und er wusste, dass sie anderen Männern Angst machte. Kein Offizier legte sich mit Obadiah Hakeswill an. Sie alle fürchteten die Konsequenzen seiner Wut und die Abscheulichkeit seiner Erscheinung, daher hielten sie ihn bei Laune, denn sie konnten sich darauf verlassen, dass er sich im Gegenzug strikt an die Vorschriften halten und sich gegenüber den einfachen Soldaten für ihre Autorität einsetzen würde. Innerhalb dieser Grenzen stand es ihm frei, Rache zu nehmen an einer Welt, die ihn hässlich, plump und einsam gemacht hatte, einer Welt, die versucht hatte, ihn umzubringen, und die ihn nun vor allen Dingen fürchtete.

Er hasste Sharpe. Für Hakeswill waren Offiziere dann Offiziere, wenn sie wie John Morris in ihre gehobene Position hineingeboren und zur Vergabe von Belohnungen und Privilegien da waren. Dagegen war Sharpe ein Emporkömmling. Er stammte aus der gleichen Gosse wie Hakeswill. Darum hatte der Sergeant einmal versucht, ihn zu brechen, doch der Versuch war fehlgeschlagen. Beim zweiten Mal wollte er nicht versagen.

Als er nun im Stall hinter dem Haus der Offiziere hockte, einen Schinkenknochen mit den Fingernägeln bearbeitete und die Fleischfetzen in seinen Mund stopfte, erinnerte er sich mit Vergnügen an ihre Begegnung. Hakeswill hatte die Verlegenheit des Offiziers registriert und sie als kleinen Sieg verbucht, an den man anknüpfen und den man ausnutzen konnte. Dann war da noch der Sergeant. Der Ire war es bestimmt wert, geködert zu werden.

Hakeswill kicherte, während er sich weiter den Mund mit Essen vollstopfte und die Flohbisse in seiner Achselhöhle kratzte. In der Angst steckte Profit, nicht in der Harmonie. Hakeswill hatte für die eigene Bequemlichkeit gesorgt, indem er ganze Kompanien in streitende Lager gespalten hatte: in jene, die für ihn waren, und jene, die gegen ihn

waren. Wer ihm nicht passte, musste mit Geld oder Gefälligkeiten bezahlen, um das Leben des Sergeants erträglich zu machen. Hakeswill hatte das unbestimmte Gefühl, dass Patrick Harper oder Sharpe es dazu nicht so leicht kommen lassen würden, aber er lachte nur laut. Er hatte sich nicht erneut zu einem Frontbataillon gemeldet – einem Bataillon, dem die reiche Beute des Krieges zufallen würde –, um sich von diesen beiden behindern zu lassen.

Er kramte in seinem Munitionsbeutel und holte eine Hand voll Münzen heraus. Der Betrag war nicht hoch, nur ein paar Shilling, aber mehr hatte er im Chaos ihrer Ankunft nicht zu stehlen vermocht. Er war in den Stall gekommen, um seine Ausbeute zu zählen und tief in seinem Tornister zu vergraben. Gefälligkeiten waren ihm lieber als Geld. Bald würde er herausgefunden haben, welche Soldaten der Leichten Kompanie verheiratet waren und welche die hübschesten Frauen hatten. An sie musste er sich halten, sie würden durch Hakeswills Batterie von Folterwaffen zu einem bebenden Haufen Elend reduziert werden, bis sie bereit waren, alles herzugeben, nur um seinen Quälereien zu entgehen. Dann pflegte er ihre Frauen zu verlangen. Er wusste, dass sich im Durchschnitt zwei oder drei fügten, dass sie bereit waren, ihre weinenden Frauen zu einem mit Stroh gefüllten Stall wie diesem zu bringen, und dass sich die Frauen nach einer Weile ergaben. Einige kamen schon betrunken an, aber das machte ihm nichts aus, und eine hatte versucht, ihn mit einen Bajonett zu durchbohren. Er hatte sie umgebracht und ihren Mann die Schuld an ihrem Tod in die Schuhe geschoben. Er lachte, als er sich an die Hinrichtung des Mannes erinnerte. Er war an einem hohen Baum aufgeknüpft worden.

Er brauchte Zeit, bis er sich in diesem neuen Bataillon zurechtgefunden hatte, bis er alles untersucht hatte wie ein Tier, das sich in seinem Bau niederlässt, aber irgendwann würde er es geschafft haben. Und wie ein Tier, das sich zur

Ruhe bettet, würde er als Erstes die spitzen Steine beseitigen, die ihm ins gelbe Fell stachen. Brocken wie Sharpe und Harper.

Er hatte den Stall für sich allein. Ein einzelnes Pferd regte sich im Verschlag hinter ihm, und zwischen den dicken, gebogenen Dachziegeln drang Licht herein. Der Sergeant war froh um die Zeit, die er allein verbringen und zum Nachdenken verwenden konnte. Ausrüstungsteile zu stehlen war ein guter Anfang. Er brauchte sich nur gewisse Männer auszusuchen, sie zu bestehlen, dann den Verlust zu melden und sie zu beschuldigen, in der Hoffnung, dass der neue Kommandeur etwas für Auspeitschungen übrig hatte. Wozu ein Mann nicht bereit war, nur um der Auspeitschung zu entgehen, und was würde eine Frau nicht geben, um ihren Mann vor den Schlägen zu bewahren! So leicht war das.

Er lachte wieder. Zwei oder drei gnadenlose Auspeitschungen, und die Kompanie würde ihm aus der Hand fressen! Nun hatte sich auch noch wie ein Lauffeuer das Gerücht im Bataillon verbreitet, dass Sharpe seine Kompanie verloren habe. Eine gute Nachricht. Damit wäre ein Hindernis beseitigt, und Price, hatte Hakeswill erkannt, würde kein echtes Problem darstellen. Der neue Ensign Matthews war noch ein halbes Kind, und das einzige Problem war Patrick Harper. Dessen Schwäche war vermutlich seine exzessive Ehrlichkeit. Hakeswill grinste. So einfach war das!

Die Tür zum Stall ging auf, und Hakeswill erstarrte. Er zog es vor, unsichtbar zu bleiben, zu beobachten, ohne beobachtet zu werden. Die Schritte sagten ihm, dass nur eine Person hereingekommen war, die nun an die Reihe von Verschlägen hinter Hakeswill trat, während die große, hölzerne Tür sich unter ihrem eigenen erheblichen Gewicht schloss. Er konnte den Neuankömmling nicht sehen, daher richtete er sich unendlich langsam auf und stimmte seine

Bewegungen so ab, dass das Rascheln des Strohs auf Zugluft zurückzuführen sein mochte. Dann ließ zu seinem Glück ein Pferd lautstark Harn ab, und das Plätschern übertönte die Geräusche, die er verursachte, als er sich auf die Knie hob, um durch einen Spalt zwischen den Planken zu spähen.

Fast hätte er vor Freude gekräht. Der Eindringling war eine Frau. Eine Frau, die so schön war, dass ein Mann davon träumen konnte, im Bewusstsein, dass er sie nie besitzen würde. Außerdem war sie eine Einheimische, das sah er ihrer Kleidung, ihrer dunklen Haut und dem schwarzen Haar an, und einheimische Frauen waren immer leicht zu haben. Er verspannte sich. Er begehrte diese Frau. Er vergaß alles andere: Sharpe, Harper, seine Pläne, alles, denn er wurde überflutet von Lust nach dieser Frau. Behutsam begann er sein Bajonett aus der Halterung zu ziehen.

Teresa legte ihrem Pferd den Sattel auf, rückte unter dem Leder die Satteldecke gerade und zog den Gurt durch die dicke Schnalle. Sie sprach leise auf Spanisch mit dem Pferd und hörte nichts Ungewöhnliches im Stall. Sie wollte Sharpe nicht verlassen, wollte nicht zu den *Afrancesados*, den Franzosenfreunden, in die Stadt zurückkehren, aber dort war die kranke Antonia, und Teresa musste zurück, um während der Belagerung ihr Kind zu beschützen. Anschließend, so Gott wollte, würde das Kind wieder so weit genesen sein, dass es transportfähig war.

Und die Heirat? Sie seufzte und blickte zum Dach empor. Es war nicht recht, dass Antonia ein uneheliches Kind war, aber Teresa konnte sich nicht damit abfinden, dieser Armee zu folgen wie ein Hündchen einer Meute, und sie wusste, dass Richard Sharpe nicht bereit war, mitzugehen und in Casatejada zu leben. Sollte sie ihn trotzdem heiraten? Dann hätte das Kind wenigstens einen Namen, einen guten

Namen, und es war keine Schande, wenn ein Kind den Namen eines unbekannten, abwesenden Vaters trug.

Sie seufzte wieder. Das alles musste warten, bis die Belagerung vorbei war oder es dem Kind besser ging. Plötzlich stellte sich wie eine dunkle Wolke der Gedanke ein, was sein würde, wenn Sharpe bei der Belagerung umkam. Sie zuckte mit den Schultern. Dann würde sie allen mitteilen, er habe sie noch vor der Belagerung geheiratet, und niemand konnte ihr das Gegenteil beweisen.

Hakeswill wartete, bis ihre Hände damit beschäftigt waren, das Halfter anzulegen, dann warf er sich mit dem glänzenden Bajonett in der Hand über die Abtrennung, packte sie bei den Haaren und zog sie mit seinem Gewicht zu sich herab. Sie schlug nach ihm, verlor hoffnungslos die Balance, und schon hatte er die Spitze des schmalen Bajonetts an ihre Kehle angesetzt und kniete neben ihrem Kopf.

»Hallo, kleine Miss.«

Sie sagte nichts. Sie lag flach auf dem Rücken neben dem Pferd, und sein Gesicht schwebte umgekehrt über ihr. Hakeswill leckte sich die Lippen. »Bist wohl Portugiesin, wie?«

Der Sergeant lachte. Das war ein Geschenk der Götter, ein Geschenk, um seinen ersten Tag bei der neuen Kompanie würdig zu begehen. Er hielt ihr das Bajonett an die Kehle und kam langsam herum, damit er sie richtig betrachten konnte. Das Pferd regte sich, aber er hatte keine Angst vor Pferden, und dann waren seine Knie neben ihrer Taille angekommen, und er lachte laut. Die Frau war schön, noch schöner, als sie durch den Spalt zwischen den Verschlägen ausgesehen hatte. Er würde sich bis in alle Ewigkeit an sie erinnern. »Du Englisch sprechen?« Die Frau sagte nichts. Er drückte mit dem Bajonett zu, ein wenig, sodass die Haut unversehrt blieb. »Sprichst du Englisch, Missy?«

Vermutlich nicht, aber darauf kam es nicht an, denn sie würde nicht lange genug leben, um ihn zu verraten, in welcher Sprache auch immer. Die Militärpolizei pflegte einen Mann wegen Vergewaltigung aufzuhängen, deshalb musste die Frau sterben, es sei denn, er gefiel ihr, was natürlich, wie er sich eingestand, unwahrscheinlich war, aber nicht unmöglich. Dieser Hündin auf den Fieberinseln hatte er gefallen, diesem blinden Mädchen. Dagegen deutete nichts darauf hin, dass dieser kleinen Schönen seine Aufmerksamkeiten so recht willkommen waren.

Angst schien sie allerdings auch nicht zu haben, was ihn verwirrte und beunruhigte. Er erwartete von einer Frau, dass sie wie üblich schrie, aber sie beobachtete ihn ruhig, mit großen, dunklen Augen unter langen Wimpern. Der Schrei würde noch kommen, er war jedenfalls darauf vorbereitet. Gleich gedachte er ihr die Kehle zuzuhalten und ihr das Bajonett in den Mund zu stecken. Er wollte die Klinge so weit einführen, dass sie daran fast erstickte, bis sie nur noch die zwölf Zoll scharfkantigen Metalls sehen konnte, die aus ihrem Mund aufragten und von seiner Faust gehalten wurden. In dieser Position, wusste Hakeswill, bewegte sich und schrie keine Frau, und es war leicht, sie am Ende mit einem kurzen, heftigen Stoß zu töten. Die Leiche konnte er an der Rückseite des Stalls ins Stroh schieben, und selbst wenn sie gefunden wurde, konnte niemand wissen, dass er die Tat begangen hatte. Er kicherte. »Obadiah Hakeswill, Missy, ganz zu Ihren Diensten.«

Sie lächelte ihn an, bezaubernd und unerwartet. »Obberdeier?«

Er verharrte. Soeben hatte er das Bajonett verlagern wollen. Er war misstrauisch, nickte jedoch. »Sergeant Obadiah Hakeswill, Missy, und in Eile, wenn du nichts dagegen hast.«

Ihre Augen, so groß sie waren, weiteten sich noch mehr, als sei sie beeindruckt. »Sergeant? *Si?*« Sie lächelte erneut. »Sergeant Obberdeier Hekswill? *Si?*« Sie sprach die Worte geradezu zärtlich aus, mit Bedacht.

Hakeswill war verblüfft. Es war gewiss dunkel genug im Stall, aber nicht so dunkel, dass sie sein Gesicht nicht gesehen hätte. Dennoch schien sie Gefallen an ihm zu finden. Das war nicht unmöglich, nahm er an, aber selbst wenn er ihr gefiel, bestand kein Grund, die Sache hinauszuzögern. Grund vielmehr, sich zu beeilen. »Sehr richtig, Liebchen, ein Sergeant. *Mucho importante.*« Er hatte zu wenig Platz, das verdammte Pferd war zu nahe, aber dann lächelte die Frau wieder und klopfte auf der gegenüberliegenden Seite neben sich auf das Stroh. »Importante?«

Er grinste sie an, freute sich darüber, wie beeindruckt sie schien, und ließ mit dem Bajonett von ihr ab. »Dann rück mal beiseite.«

Sie nickte, lächelte erneut, ihre Hände schoben sich unter ihren Nacken, und sie leckte sich die Lippen. Hakeswill senkte den Blick, um zu beobachten, wie sie die langen, schlanken Beine anzog, und er sah nicht, wie sie die Klinge aus der Scheide holte, die um ihren Hals hing. Er war mit seinen Knöpfen beschäftigt, als das Messer ihm das Gesicht aufschlitzte, sodass Blut herausspritzte, als ihre Knie hochschossen und ihn gegen die Hinterhand des Pferdes warfen. Er schrie gellend auf, holte mit dem Bajonett aus, aber das Messer war schneller und schnitt ihm das Handgelenk auf. Er ließ das Bajonett fallen und schrie sie an, und sie stieß es mit dem Fuß beiseite, während sie flink wie ein Hase unter dem Bauch ihres Pferdes hindurch kroch.

»Hure!« Er tastete unter dem Pferd nach ihr, aber die Hündin hatte sein Bajonett und stach damit auf ihn ein. Er war gezwungen, sich zurückzuziehen, und dann verfluchte

sie ihn in schnellem, flüssigem Englisch. Er wischte sich das Blut vom Gesicht und spuckte nach ihr.

Sie aber kauerte lachend hinter ihrem Pferd und richtete die Klinge auf ihn. »Komm und hol sie dir, Obadiah.«

Er stand auf und trat rückwärts in den Gang zwischen den Verschlägen. Noch war er zwischen ihr und der Tür, und es gab mehr als eine Methode, ihr beizukommen. Er befühlte sein Gesicht. Die Wunde war nicht groß, und sein Handgelenk war noch zu gebrauchen. Er grinste sie an. »Dich krieg ich schon noch, Missy, und dann zerhack ich dich in kleine Stücke.« Er kicherte und merkte, wie sein Kopf zuckte. »Verdammte kleine portugiesische Hure!« Sie befand sich immer noch zwischen dem Pferd und der hölzernen Abtrennung, und als er vortrat, stand sie auf. Sie hielt sein Bajonett in der Hand und lächelte.

Beim Anblick des Bajonetts blieb er stehen. Sie hielt es tief, jederzeit bereit, von unten herauf zuzustoßen, und sie zitterte nicht. Er überlegte, ob er sie überrumpeln konnte, aber diese Hündin erweckte den Eindruck, als könne sie echten Schaden anrichten, daher wich er zurück, achtete nur darauf, dass er zwischen ihr und der Tür blieb, und sah sich nach der Mistgabel um, die es in jedem Stall geben musste. Er wollte diese Frau haben. Sie war schön, und er begehrte sie, und er würde sie bekommen. Sein Gesicht zuckte, während der Gedanke in seinem Kopf hämmerte. Nehmen würde er sie, nehmen, nehmen. Dann entdeckte er die Mistgabel, trat rasch zurück, drehte sich um und griff danach.

Bis dahin hatte die Frau ihn fast erreicht. Für eine portugiesische Hure hatte sie gehörig viel Mut. Er sprang zur Seite, um dem Stoß des Bajonetts zu entgehen. Zur Hölle mit ihr! Sie rannte an ihm vorbei, erreichte die Tür, aber statt sie aufzustoßen, blieb sie stehen, machte kehrt und verhöhnte ihn. Sie sprach ihn auf Spanisch an, einer

Sprache, der es an Schmähworten nicht mangelte, und lachte über die eigenen Worte.

Hakeswill nahm an, dass es sich um Portugiesisch handle, das er ebenso wenig verstand wie Spanisch, aber eines war sicher: Was er zu hören bekam, waren keine Komplimente. Er streckte die Mistgabel vor und schritt damit auf sie zu. Sie konnte seinem Angriff unmöglich entgehen, deshalb wandte er sich grinsend an sie. »Mach es dir einfach, Missy, lass das Messerchen fallen. Komm schon, fallen lassen!«

Teresa wollte ihn umbringen, anstatt ihn Sharpe zu überlassen. Sie ging auf Englisch über, weil sie sich davon versprach, einen wütenden, unüberlegten Angriff zu provozieren. Sie musste den Satz sorgfältig formulieren, musste sicherstellen, dass er sich in ihrem Kopf richtig anhörte. Dann lachte sie ihm ins Gesicht. »Deine Mutter war eine Sau, die sich an eine Krähe verkauft hat.«

Er brüllte. Seine Wut explodierte wie Schießpulver. »Mutter!« Er rannte auf sie zu, schwenkte die Mistgabel, und sie hätte das Bajonett mit der Sicherheit eines Bischofs geführt, der eine Todsünde aufspießt, wenn nicht in diesem Augenblick die Stalltür geöffnet worden wäre, sodass sich die Zinken der Mistgabel im Holz verfingen und der hässliche Sergeant das Gleichgewicht verlor und stürzte, worauf das Bajonett ins Leere stach.

Hakeswill drehte sich im Fallen um. Er war vorübergehend geblendet vom Sonnenschein, der durch die Türöffnung fiel, und hatte nur den Eindruck eines riesenhaften Schattens. Ein Stiefel traf ihn. Er wurde getreten, wie man ihn noch nie getreten hatte, wurde vom Boden hochgerissen und zurückgeworfen. Aber er hielt die Mistgabel umklammert und knurrte seinen Gegner an. Der verdammte irische Sergeant! Er rappelte sich hoch und sprang den Iren an, aber Harper packte nur die Mistgabel an beiden Zinken und bog sie auseinander. Hakeswill drängte mit ganzer Kraft auf ihn ein, doch Harper stand

felsenfest, und die Gabel bewegte sich nicht vom Fleck, bis auf das Metall, das gerade gebogen wurde, als handle es sich um einen feuchten Weidenstock.

»Was, zum Teufel, geht hier vor?« Sharpe erschien an der Tür und hielt sie auf.

Teresa lächelte ihm über das Bajonett hinweg zu. »Sergeant Obadiah wollte mich vergewaltigen und anschließend in kleine Stücke hacken.«

Harper entriss Hakeswill die Mistgabel und warf sie fort. »Gestatten Sie, dass ich einen Mord begehe, Sir?«

»Abgelehnt.« Sharpe trat vor und ließ die Tür zuschlagen. »Verriegle das Tor.«

Hakeswill sah zu, wie Harper das Seil um den Haken schlang. Demnach handelte es sich um Sharpes verdammte Frau? Es sah ganz danach aus, wenn man davon ausging, wie sie ihn anlächelte und seinen Arm anfasste. Hakeswill erkannte, dass er dieser Hure das Bajonett in die Kehle hätte stoßen sollen, solange er noch die Gelegenheit hatte. Weiß Gott, sie war schön, und er spürte, dass sein Verlangen immer noch anhielt, und er würde sie bekommen, bei Gott, er würde sie bekommen! Dann blickte er in Sharpes Gesicht, das angespannt war vor lauter Wut. Hakeswill zuckte mit den Schultern. Also wollte man ihn gehörig verprügeln. Er war schon des Öfteren verprügelt worden, und wenn er geprügelt wurde, hieß das, dass keine Anklage wegen Vergewaltigung gegen ihn erhoben werden sollte. Außerdem war die Frau die einzige Zeugin, und sie war offensichtlich unversehrt. Sein Gesicht zuckte hemmungslos, und er konnte es nicht verhindern. Dann fiel ihm ein, wie die Frau ihn wütend gemacht hatte, wie sie ihn zu einer blinden Attacke veranlasst hatte, und er beschloss, die gleiche Taktik auf Sharpe anzuwenden. »Die spielt die Hure für die Offiziere, stimmt's, Captain? Wie viel soll's denn kosten? Ich kann mir das verdorbene Stück leisten.«

Harper knurrte, Teresa trat vor, aber Sharpe hielt sie beide zurück. Er blickte Hakeswill unverwandt an, ging zwei Schritte auf ihn zu, und es hatte den Anschein, als habe er nicht gehört, was der Sergeant gesagt hatte. Er räusperte sich und sprach in sanftem Ton zu ihm. »Sergeant Hakeswill. Ich habe mir nicht ausgesucht, dass du und ich in ein und derselben Kompanie dienen. Verstehst du mich?«

Hakeswill nickte. Der kleine Halunke von einem Emporkömmling wollte sich wohl als Offizier aufspielen!

Sharpe sprach ruhig weiter: »Wir haben in dieser Kompanie drei Regeln, Sergeant, hörst du mir auch zu?«

»Jawohl, Sir!« Hakeswill hatte große Lust auf die Hündin. Und er würde sie bekommen, wenn es so weit war.

»Diese Regeln lauten folgendermaßen, Sergeant.« Sharpe sprach mit liebenswürdiger Vernunft, wie ein Captain zu einem geschätzten Unteroffizier spricht, obwohl er immer noch keine Ahnung hatte, ob er nun tatsächlich Captain war oder nicht. »Erstens, dass du tüchtig kämpfen sollst, dass du kämpfen sollst, um zu siegen. Ich weiß, dass du das kannst, Sergeant, ich habe mich selbst davon überzeugt.«

»Jawohl, Sir!«, bellte Hakeswill bestätigend.

»Zweitens, dass sich kein Mann ohne meine Erlaubnis betrinken darf.« Sharpe fragte sich, ob in ein paar Stunden seine Erlaubnis noch eine gebrauchte Musketenkugel wert sein würde, aber dann durfte sich Rymer um Lieutenant Price kümmern. »Verstanden?«

»Jawohl, Sir!«

»Gut. Und drittens, Sergeant.« Sharpe war nur noch zwei Schritte von Hakeswill entfernt und versuchte die gemurmelten spanischen Drohungen Teresas zu überhören. »Drittens, Sergeant, darfst du nicht stehlen, es sei denn vom Feind oder wenn du zu verhungern drohst. Verstanden?«

»Sir!« Hakeswill lachte innerlich. Sharpe war so verdammt weich geworden wie geschmolzene Butter!

»Ich freue mich, dass du verstanden hast, Sergeant. Stehen geblieben!«

Hakeswill stand stramm, und Sharpe versetzte ihm einen Tritt zwischen die Beine. Hakeswill klappte zusammen, und die rechte Faust des Offiziers schlug ihm ins Gesicht, zu hoch, aber mit genügend Kraft, ihn zurücktaumeln zu lassen.

»Stehen geblieben! Ich sage dir schon, wann du dich bewegen sollst, du Schweinehund!«

Alte Gewohnheit ließ den Sergeant erstarren, genau wie Sharpe vorhergesehen hatte. Hakeswills Überleben beim Militär hing vom absoluten Gehorsam gegenüber Befehlen ab. Davon abgesehen konnte er alles tun, aber mit der Missachtung eines Befehls hätte er seine Streifen, seine Privilegien aufs Spiel gesetzt und seine Stellung, die es ihm ermöglichte, andere zu quälen. Hakeswill litt starke Schmerzen, aber er stand still. Vielleicht, dachte der Sergeant, war Sharpe doch nicht so weich geworden, wie er angenommen hatte. Andererseits hatte kein Mann die Oberhand über Obadiah Hakeswill gewonnen und lange genug gelebt, um sich damit brüsten zu können.

Sharpe wandte sich ihm erneut zu. »Ich freue mich, dass du verstanden hast, Sergeant, weil das dein Leben leichter machen wird. Meinst du nicht auch?«

»Sir!« Die Anrede kam als schmerzhaftes Grunzen heraus.

»Gut. Was hattest du mit meiner Frau zu schaffen?«

»Sir?«

»Du hast richtig gehört, Sergeant.«

»Hab mich nur mit ihr bekannt gemacht, Sir.«

Sharpe schlug wieder zu, mitten hinein in den mächtigen Bauch, und dann noch einmal. Hakeswill sackte nach vorn, und Sharpe schlug ihm mit der Handkante ins Gesicht,

diesmal auf die Nase des Sergeants, sodass Blut daraus hervorschoss. »Stillgestanden!«

Hakeswill zitterte vor Wut. Die jahrelange Disziplin kämpfte mit dem Verlangen zurückzuschlagen, aber er nahm sich zusammen und stand stramm. Dann jedoch riss das unwillkürliche Zucken seinen Kopf herum, und Sharpe schrie ihn an. »Stillgestanden! Ich befehle dir, dich nicht zu bewegen!« Sharpe trat noch näher heran, schien Hakeswill geradezu einzuladen, dass er nach ihm schlug. »Was ist als Nächstes vorgesehen, Hakeswill? Ich nehme an, die Kompanie wird anfangen, Ausrüstungsteile zu verlieren, Ersatzstiefel, Feldküchentöpfe, Bürsten, Koppel, und der gute Sergeant Hakeswill wird die Verluste melden, hab ich recht?« Hakeswill regte sich nicht. »Und dann folgen Sabotageakte an den Waffen. Fäden, die sich in den Schrauben der Gewehrschlösser verfangen haben, fehlende Zuhaltungen, feuchter Dreck im Lauf. Ich kenne deine Tricks. Wie viele Auspeitschungen willst du veranlassen, ehe sie dir alle Geld zahlen? Drei? Vier?«

Im Stall breitete sich Stille aus. Draußen waren Hunde zu hören, die aufgeregt japsten, aber Sharpe ignorierte die Laute.

Teresa trat vor. »Warum bringst du ihn nicht um? Darf ich?«

»Ich weiß auch nicht.« Sharpe starrte in das schmerzverzerrte, bösartige Gesicht. »Weil er behauptet, er könne nicht getötet werden, und wenn ich ihn töte, will ich, dass es öffentlich geschieht. Ich will seine Opfer wissen lassen, dass er tot ist, dass jemand sie gerächt hat. Wenn wir es jetzt tun, muss es im Geheimen geschehen. Das will ich nicht. Ich will, dass tausend Augen zusehen, dann werde ich ihn töten.« Er wandte dem Sergeant den Rücken zu und sah Harper an. »Mach die Tür auf.«

Sharpe trat beiseite, wandte sich ein letztes Mal an Hakeswill. »Geh hinaus und dann weiter. Verschwinde

einfach, Sergeant, und dann geh weiter. Noch elf Meilen, dann kannst du dir eine blaue Uniform anziehen. Tu etwas für dein Land, Hakeswill, indem du desertierst.«

Die blauen Augen richteten sich auf Sharpe. »Gestatten, dass ich gehe, Sir!« Er hatte immer noch Schmerzen.

»Geh.«

Harper hielt ihm die Tür auf. Er war enttäuscht. Er hätte Hakeswill gern niedergemacht, ihn vernichtet, und als der Sergeant an ihm vorbei marschierte, spuckte er ihn an. Hakeswill begann zu singen, ganz leise. »Sein Vater kam aus Ir-re-land, seine Mutter war ’ne Sau …«

Harper schlug zu. Hakeswill fing den Schlag ab und stürmte auf den hünenhaften Iren ein. Sie waren gleich groß, aber Hakeswill litt immer noch Schmerzen. Er trat zu, verfehlte Harper und spürte, wie dessen Schläge seine Unterarme und seinen Kopf trafen. Gott! Dieser Ire war bärenstark!

»Aufhören!«, rief Sharpe.

Doch sie hatten alles um sich herum vergessen. Harper schlug wieder und immer wieder zu, stieß mit dem Kopf nach dem Gegner, bis eine Hand seine Schulter packte und ihn zurückzerrte. »Ich sagte, aufhören!«

Hakeswill konnte nach den Prügeln, die er bezogen hatte, nichts mehr sehen. Er holte mit der Faust nach einer verschwommen grünen Uniform aus, worauf Sharpe zurücktrat, ein Bein hob und es Hakeswill in den Bauch stieß. Der Sergeant fiel rückwärts um, hinaus ins Sonnenlicht und stürzte in eine gelbe Lache aus Pferdeurin. Sharpe sah Harper an. Er war unverletzt, starrte jedoch wie gebannt auf den Hof, über den Kopf des gefallenen Hakeswill hinweg, und das Gesicht des Iren hatte einen verblüfften, verwirrten Ausdruck angenommen.

Sharpe blickte ins Sonnenlicht. Der Hof schien angefüllt zu sein mit Hunden, Jagdhunden, von denen einige mit

aufgeregt wedelnden Schwänzen den gestürzten Mann in der herrlich riechenden Pfütze untersuchten. Mitten unter den Hunden stand ein Pferd, ein Rappe, groß und wunderschön gepflegt, und auf dem Rücken des Pferdes saß ein Colonel, der unter seinem Zweispitz eine Miene heftiger Abneigung zur Schau stellte. Der Colonel blickte auf den Sergeant hinab, der aus Handgelenk, Nase und Wange blutete, und dann richteten sich die stahlgrauen Augen auf Sharpe.

Der Reiter hielt eine Peitsche in den Händen, seine Stiefel waren mit exquisiten Troddeln geschmückt, und sein Gesicht über den mit Kronen versehenen Epauletten gehörte zu der Sorte, die Sharpe über der Richterbank eines Landgerichts erwartet hätte. Es war ein wissendes Gesicht, von Erfahrung geprägt, und Sharpe ging davon aus, dass dieser Mann sich ebenso darauf verstand, eine Pflugschar anzusetzen, wie darauf, einen Aufruhr zu ersticken. »Ich nehme an, Sie sind Mister Sharpe?«

»Jawohl, Sir.«

»Melden Sie sich um halb eins bei mir, Sharpe.« Seine Augen huschten über die Versammelten, von Sharpe zu dem irischen Sergeant, dann zu der Frau mit dem Bajonett. Der Colonel machte von seiner Peitsche Gebrauch, worauf das Pferd gehorsam kehrtmachte und die Hunde Hakeswill in Ruhe ließen, um ihrem Herrn zu folgen.

Der Reiter hatte sich nicht vorgestellt, aber das war auch nicht nötig. Über eine Lache Urin hinweg, mitten in einer Auseinandersetzung, bei der es um eine Frau ging, hatte Sharpe soeben seinen neuen Kommandeur kennengelernt.

KAPITEL 10

»Auf bald, Richard?«

»Auf bald.«

»Du weißt, wo ich zu finden bin?«

Er nickte. »Im Hause Moreno, in einer schmalen Gasse hinter der Kathedrale.«

Sie lächelte, beugte sich vor, um ihrem Pferd den Hals zu tätscheln. »Und im Hof vor dem Haus stehen zwei Orangenbäume. Es ist ganz leicht zu finden.«

»Wirst du es schaffen?«

»Natürlich.«

Sie warf einen Blick auf die portugiesischen Posten, die ihr das Haupttor aufhielten. »Ich muss aufbrechen, Richard. Nimm's leicht.«

»Ich will es versuchen. Du aber auch.« Es fiel ihm schwer zu lächeln, und seine nächsten Worte klangen unbeholfen. »Grüß die Kleine von mir.«

Sie lächelte. »Mach ich. Bald wirst du sie zu sehen bekommen.«

»Ich weiß.« Und dann war sie fort. Die Hufe ihres Pferdes hallten im dunklen Bogentunnel des Tors wider, und er sah zu, wie die portugiesischen Soldaten das Fallgatter herunterließen und die inneren Torflügel zuschlugen. Er war allein. Nein, nicht ganz allein, denn am Ende der Straße wartete Harper auf ihn, aber er kam sich dennoch allein vor. Wenigstens, glaubte er, würde Teresa in Sicherheit sein. Die Kaufleute handelten immer noch von Badajoz aus, ihre Konvois zogen nach wie vor gen Norden, Osten und Süden, und Teresa hatte vor, die Stadt zu umrunden, einen dieser Konvois aufzuspüren und in seinem

Schutz zu dem Haus mit den zwei Orangenbäumen zurückzureiten. Die Stadt war nur zehn Meilen entfernt, nicht einmal einen Tagesmarsch, aber Sharpe kam es vor, als liege sie am anderen Ende der Welt.

Harper ging mit kummervoller Miene neben ihm her. »Tut mir leid, Sir.«

»Ist nicht so schlimm.«

Der Sergeant seufzte. »Ich weiß, dass Sie einen guten Eindruck auf den Colonel machen wollten. Tut mir leid.«

»Ist nicht deine Schuld. Ich hätte diesen Schweinehund dort im Stall töten sollen.«

Harper grinste. »Jawohl, das hätten Sie. Soll ich es jetzt tun?«

»Nein. Er gehört mir. Und ich werde es in aller Öffentlichkeit tun.« Sie zwängten sich an Ochsenkarren vorbei, die hoch mit Spaten, Schanzkörben und mächtigen Holzbalken beladen waren, aus denen später Kanonenstellungen werden sollten. Elvas füllte sich mit Material für die Belagerung, nur die Kanonen selbst fehlten. Sie wurden noch über die Straßen gezogen, die vom Tajo heranführten, und brachten die Hoffnung auf eine weitere Bresche mit sich, ein weiteres Himmelfahrtskommando.

»Sir?«, fragte Harper verlegen.

»Ja?«

»Stimmt das, Sir?«

»Stimmt was?«

Der Ire blickte von oben auf Sharpe herab, so groß war er. »Dass Sie die Kompanie verlieren? Wie ich höre, gibt es einen neuen Captain, einen jungen Mann von den 51st?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das wird den Jungs nicht gefallen, Sir, wahrhaftig.«

»Die Jungs werden sich, verdammt noch mal, damit abfinden müssen.«

»Gott schütze Irland.« Sie gingen schweigend einige Schritte weiter, bergauf in Richtung Stadtmitte. »Demnach stimmt es?«

»Vermutlich.«

Harper schüttelte den Kopf, schwerfällig und langsam. »Gott schütze Irland. Wer hätte das gedacht? Werden Sie mit dem General sprechen?«

Sharpe schüttelte den Kopf. Er hatte es in Betracht gezogen, jedoch den Gedanken augenblicklich verworfen. Er hatte Wellington einst das Leben gerettet, aber diese Schuld war längst abgegolten, und der General hatte ihn schon einmal zum Captain befördert. Es war nicht Wellingtons Schuld, dass sein Antrag abgelehnt worden war, falls dem so war, oder dass ein Anwalt illegal ein Offizierspatent verkauft hatte. Das kam des Öfteren vor. »Ich kann nicht jedes Mal zu ihm rennen, wenn es Probleme gibt.« Er zuckte mit den Schultern. »Es wird schon alles gut gehen, Harper, wie immer.«

Harper ließ sich nicht beschwichtigen, sondern schlug mit der Faust gegen eine Mauer, sodass ein schlafender Hund aufschreckte. »Unglaublich! Das können die nicht machen!«

»Natürlich können sie.«

»Dann sind sie töricht.« Harper dachte einen Augenblick lang nach. »Sie denken doch wohl nicht daran, sich abzusetzen?«

»Wohin?«

»Zurück zu den Rifles?«

»Ich weiß nicht. Noch ist nichts sicher. Außerdem haben die Rifles alle Offiziere, die sie brauchen, wenn nicht noch mehr.«

»Demnach haben Sie wirklich daran gedacht.« Harper nickte versonnen. »Würden Sie mir etwas zusichern?«

Sharpe lächelte. »Ich weiß, worauf du hinaus willst. Die Antwort lautet ja.«

»Bei Gott, ohne Sie bleibe ich auch nicht hier. Ich gehe mit Ihnen zurück zu den Rifles. Sie brauchen jemand Vernünftigen um sich.«

Sie trennten sich vor dem Offiziershaus, als soeben die große Wolkenbank Elvas in Schatten hüllte und baldigen Regen versprach. Sharpe blieb stehen. »Wir sehen uns um vier Uhr.«

»Jawohl, Sir. Hoffentlich fällt die Wahl auf Sie.« Um vier Uhr sollte eine Parade stattfinden, damit Colonel Windham sein neues Bataillon inspizieren konnte.

Sharpe nickte. »Ich auch. Sieh zu, dass die Jungs in gutem Zustand antreten.«

Er wusste nicht, wo sich Windham aufhielt, daher blieb er im Vorraum stehen und betrachtete die Ansammlung sauberer neuer Tschakos auf dem Tisch. Er konnte sich nicht überwinden, den großen Raum zu betreten, die Offiziersmesse. Er hätte weder die mitleidigen Blicke seiner Mitoffiziere ertragen noch die unvermeidliche Konfrontation mit Rymer. Daher blieb er im Vorraum und starrte das riesige, düstere Gemälde eines Priesters in weißer Kutte an, der auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Die Soldaten, die die Reisigbündel entfachten, wirkten kriecherisch mit bösartigen Gesichtern und sollten offensichtlich die Engländer darstellen, während der leidende Priester den durchgeistigten Blick märtyrerartiger Versöhnlichkeit zur Schau trug. Sharpe hoffte, dass der Halunke ordentliche Schmerzen erlitten hatte.

»Captain Sharpe?«

Er drehte sich um. Ein kleiner Major mit gestutztem Schnurrbart blickte von einer Tür aus zu ihm herüber.

»Sir?«

»Collett. Major Collett. Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sharpe. Hab natürlich von Ihnen gehört. Hier entlang.«

Sharpe war dabei, sein mangelndes Mitleid mit dem vor langer Zeit verbrannten Priester zu bedauern. Er fragte sich, ob sein böser Wunsch ihm Unglück bringen würde. Er blickte noch einmal zu dem Gemälde auf und zwinkerte dem Mann zu. »Entschuldigung.«

»Was meinten Sie, Sharpe?«

»Nichts, Sir, nichts.« Er folgte Collett ins Empfangszimmer des Hauses, einen Raum, der mit weiteren bedrückenden religiösen Gemälden und mit langen braunen Vorhängen geschmückt war, die den Raum in verfrühte Nacht zu hüllen schienen. Colonel Windham saß an einem niedrigen Tisch und verfütterte Fleischstücke an seine Hunde. Er blickte nicht auf, als Collett Sharpe ins Zimmer führte.

»Sir! Das hier ist Sharpe, Sir!« Collett hätte Windhams Zwillingsbruder sein können: die gleichen gekrümmten Reiterbeine, die gleiche ledrige Haut und das gleiche kurz geschnittene graue Haar. Als jedoch der Colonel aufblickte, entdeckte Sharpe Spuren von Scharfsinn auf Windhams Gesicht, die auf dem des Majors fehlten. Der Colonel nickte liebenswürdig. »Haben Sie was übrig für Hunde, Sharpe?«

»Jawohl, Sir.«

»Treue Tiere, Sharpe. Man braucht sie nur regelmäßig zu füttern und häufig zu treten, dann tun sie alles für einen. Ganz wie die Soldaten, nicht wahr?«

»Jawohl, Sir.« Sharpe stand unbeholfen da, den Tschako in der Hand, und Windham winkte ihn zu einem Stuhl.

»Hab die Tiere mitgebracht. Wie ich hörte, kann man hier recht anständig Sport treiben. Jagen Sie, Sharpe?«

»Nein, Sir.«

»Ein feiner Sport! Ein feiner Sport!« Er hielt einen Fetzen Rindfleisch hoch und verlockte einen der Jagdhunde, vergebens immer höher danach zu springen. Dann ließ Windham das Fleisch fallen. Der Hund fing es mitten in der Luft auf und verschwand damit knurrend unter dem Tisch. »Darf sie natürlich nicht verwöhnen. Tut ihnen nicht gut. Das ist Jessica, meine Frau.« Er zeigte auf den Tisch.

»Wie bitte, Sir?«

»Frau, Sharpe, Frau. Meine Frau heißt Jessica. Gemahlin des Kommandeurs und so weiter. Mrs Windham.« Er sprudelte die verschiedenen Bezeichnungen seiner Frau schnell heraus, und Sharpe begriff, dass er nicht den Hund unter dem Tisch meinte, sondern das ungefähr fünf Zoll hohe ovale Porträt, das darauf stand. Das Porträt steckte in einem kostbaren Rahmen aus Silberfiligran und zeigte eine Frau mit dunklem, streng frisiertem Haar, fliehendem Kinn und einem Gesicht, das erschreckende Missbilligung ausdrückte. Sharpe hatte das starke Gefühl, dass der kauende Hund einen besseren Gefährten abgab, aber das Gesicht des Colonels wurde ganz weich, als er das Bild betrachtete. »Eine gute Frau, Sharpe, eine gute Frau. Eine wahre Stütze der Gesellschaft.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe war allmählich leicht verwirrt. Er war zu dieser Begegnung angetreten in der Erwartung, dass man ihm wegen der Kompanie und wegen Rymer Bescheid geben oder dass man ihn wegen der Schlägerei im Stallhof rufen würde. Aber stattdessen rühmte der neue Kommandeur die Tugenden einer guten Ehefrau.

»Sie bringt echtes Interesse auf, Sharpe, wahrhaft echtes Interesse. Sie weiß von Ihnen! Hat mir geschrieben, als ich ihr mitgeteilt habe, dass ich das Bataillon bekommen soll, und mir einen Zeitungsausschnitt geschickt. Sie ist der Meinung, dass Sie Ihre Sache gut gemacht haben, Sharpe.«

»Jawohl, Sir.«

»Sie ist sehr auf die Besserung der Leute bedacht. Stimmt’s nicht, Jack?«

»In der Tat, Sir.« Colletts Antwort erfolgte so prompt, dass Sharpe sich fragte, ob Colletts Rolle im Leben darin bestand, allem zuzustimmen, was der Colonel sagte. Windham stellte das Porträt zurück auf den Tisch. Er hatte es liebevoll mit beiden Händen hochgehalten.

»Was war eigentlich heute Morgen los, Sharpe?«

»Eine private Meinungsverschiedenheit, Sir. Sie ist bereinigt.« Er empfand einen Anflug von Genugtuung, als er daran dachte, wie er Hakeswill geschlagen hatte.

Windham war nicht zufrieden. »Worum ging es bei dieser Meinungsverschiedenheit?«

»Eine Frau war beleidigt worden, Sir.«

»Ich verstehe.« Windhams Miene verriet tiefe Missbilligung. »Einheimische Frau?«

»Eine Spanierin, Sir.«

»Zweifellos aus dem Tross der Armee. Ich will, dass die Frauen fortgeschafft werden, Sharpe. Rechtmäßige Ehefrauen können natürlich bleiben, aber es gibt zu viele Huren. Macht einen schlechten Eindruck. Lassen Sie sie fortschaffen!«

»Entschuldigen Sie, Sir?«

»Die Huren, Sharpe. Sie sollen sie fortschaffen.« Windham nickte, als sei die Aufgabe, nachdem er den Befehl erteilt hatte, so gut wie vollendet. Sharpe sah, dass er einen raschen Seitenblick auf das Porträt der gestrengen Jessica warf. Der Schütze hatte den Verdacht, dass sich Mrs Windhams echtes Interesse für das Bataillon auch auf dessen moralisches Wohlergehen erstreckte.

»Wo soll ich sie denn hinschaffen, Sir?«

»Was meinen Sie?«

»Zum nächsten Bataillon, Sir?«

Collett versteifte sich, aber Windham nahm die Frage nicht übel. »Habe verstanden, Sharpe, aber mir geht es darum, dass sie abgeschreckt werden. Kapiert? Ich werde ein Exempel statuieren, wenn ich Männer beim Streit um Frauen erwische.«

»Jawohl, Sir.« Der Colonel hatte offensichtlich viel vor.

»Zweitens, Sharpe. Die Ehefrauen des Bataillons haben jeden Sonntag zur Inspektion anzutreten. Um zehn Uhr vormittags. Sie lassen sie antreten, ich inspiziere sie.«

»Eine Inspektion der Ehefrauen, Sir. Jawohl, Sir.« Sharpe behielt für sich, was er davon hielt. Eine derartige Parade war in England nicht unüblich, aber in Spanien kam sie selten vor. Offiziell waren die Frauen der Armeedisziplin unterworfen, obwohl nur sehr wenige unter ihnen die Tatsache anerkannten. Sharpe ging davon aus, dass sich die kommenden Sonntage in jedem Fall als recht amüsant erweisen würden. Aber warum er? Warum nicht einer der Majors oder gar der Bataillonssergeants?

»Zehn Uhr, Sharpe. Und ich will keine unverheirateten Frauen sehen. Sagen Sie ihnen das. Ich verlange Papiere. Ich will niemanden dabeihaben wie diese Frau heute Morgen!«

»Das war meine Frau, Sir.« Sharpe hatte keine Ahnung, warum er das gesagt hatte, es sei denn deshalb, weil er Windhams Selbstsicherheit ins Wanken bringen wollte. Jedenfalls gelang es ihm. Der Colonel saß mit offenem Mund da. Er blickte sich Hilfe suchend nach Collett um, doch der konnte ihm nicht helfen. Dann starrte er Sharpe an.

»Was?«

»Meine Frau, Sir. Mrs Sharpe.«

»Gütiger Himmel.« Der Colonel blätterte die Papiere durch, die neben dem Porträt seiner eigenen Ehefrau lagen. »Hier ist nichts vermerkt über Ihre Eheschließung.«

»Wir haben privat geheiratet, Sir.«

»Wann? Wer hat Ihnen die Erlaubnis erteilt?«

»Vor sechzehn Monaten, Sir.« Er lächelte den Colonel an. »Wir haben eine Tochter. Sie ist fast acht Monate alt.«

Er sah dem Offizier an, dass dieser die Zahlen aufaddierte und die falsche Antwort erhielt. Im Endeffekt war es die Diskrepanz, die ihn davon abhielt, weitere Fragen zu stellen. Windham war verlegen. »Muss mich bei Ihnen entschuldigen, Sharpe. Sie nehmen es mir doch hoffentlich nicht übel.«

»Nein, Sir.« Sharpe lächelte engelsgleich.

»Lebt beim Bataillon, nicht wahr? Ihre Mrs Sharpe?«

»Nein, Sir. In Spanien. Sie ist dort beschäftigt.«

»Beschäftigt?« Windham blickte misstrauisch drein. »Was tut sie dort?«

»Sie tötet Franzosen, Sir. Sie ist Partisanin, unter dem Decknamen ›La Aguja‹. Die Nadel.«

»Gütiger Himmel!« Windham gab auf. Lawford und ein Dutzend anderer hatten ihn über Sharpe unterrichtet, und er hatte die Information als eine Art Warnung verstanden. Sharpe, hatte man ihm mitgeteilt, war ein unabhängig denkender Mann, der auf dem Schlachtfeld brauchbar war, jedoch dazu neigte, ungewöhnliche Mittel einzusetzen, um seine Erfolge zu erzielen. Er war vom einfachen Soldaten aufgestiegen, wusste der Colonel, und das war mit Sicherheit ein Nachteil. Windham hatte noch nie einen einfachen Soldaten erlebt, der einen erfolgreichen Offizier abgegeben hätte. Entweder stieg ihnen die Machtposition zu Kopfe oder der Schnaps, und in beiden Fällen wurden sie von ihren Mannschaften meist gehasst. Für eines waren sie allerdings geeignet: für die Verwaltung. Sie kannten die Verfahren von vorn bis hinten, wesentlich besser als andere Offiziere, und sie waren die besten Exerziermeister der Armee. Sicher, Lawford hatte gesagt, dass Sharpe eine

Ausnahme sei, aber Windham war fünfzehn Jahre älter als Lawford und meinte, sich beim Militär besser auszukennen als er. Er musste zugeben, dass Sharpes bisherige Leistungen einmalig waren, aber andererseits war nicht zu leugnen, dass man dem Mann ungewöhnliche Freiheiten gelassen hatte. Freiheit, wusste Windham, war eine verdammt gefährliche Sache. Sie konnte einen Mann auf Gedanken bringen, die seinem Rang ganz und gar unangemessen waren. Dennoch fiel es ihm schwer, Sharpes Freiheiten zu beschneiden, obwohl er dazu verpflichtet war. Windham nahm jedes Hindernis gern direkt von vorn an, doch jetzt zögerte er wie eine alte Frau auf einer Schindmähre, die Ausschau nach einem Loch in der Hecke hält. »Ich habe Glück gehabt, Sharpe.«

»Glück, Sir?«

»Mit meiner Berufung.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe kam sich wie ein Mann vor, der gewusst hat, dass seine Hinrichtung bevorsteht, es jedoch nicht glauben wollte. Und nun richteten sich die Läufe des Exekutionskommandos auf ihn.

»Elf Captains, das ist zu viel!«

»Jawohl, Sir.«

Windham warf einen Blick auf Collett, aber der Major hatte die Augen gesenkt und war ihm überhaupt keine Hilfe. Verdammt noch mal! In gerader Linie auf die Hürde zu! »Rymer muss die Kompanie behalten, Sharpe. Er hat das Patent erworben, mit seinem eigenen Geld. Sie sehen gewiss ein, dass er ein Recht darauf hat.«

Sharpe sagte nichts und machte ein ausdrucksloses Gesicht. Er hatte damit gerechnet, aber das verringerte nicht die Erbitterung, die er empfand. Rymer sollte das begehrte Gut bekommen, weil Rymer das Geld hatte?

Die Tatsache, dass Sharpe einen Adler erobert hatte, dass er von Wellington als bester Befehlshaber einer Leichten

Truppe in der ganzen Armee bezeichnet worden war, sollte nichts gelten. Gegenüber dem System der Käuflichkeit von Offizierspatenten waren solche Leistungen bedeutungslos. Hätte sich Napoleon Bonaparte zur britischen Armee gemeldet, könnte er sich glücklich schätzen, wenn er es inzwischen zum Captain gebracht hätte, anstatt zum Herrscher über die halbe Welt!

Zum Teufel mit Rymer, zum Teufel mit Windham und zum Teufel mit der ganzen verdammten Armee! Sharpe hatte gute Lust, davonzugehen und das ganze ungerechte System abzuschütteln.

Plötzlich schlug heftiger Regen gegen die Fensterscheiben. Windham legte den Kopf schief, genau wie es die Jagdhunde zu seinen Füßen getan hatten. »Regen!« Der Colonel wandte sich an Collett. »Meine Decken hängen zum Entlüften aus, Jack. Dürfte ich dich bitten, meine Ordonnanz darauf aufmerksam zu machen?«

Collett entfernte sich pflichtschuldigst, und Windham lehnte sich zurück. »Tut mir leid, Sharpe.«

»Jawohl, Sir. Und der Beförderungsantrag?«

»Abgelehnt.« Das war es also. Das Exekutionskommando hatte abgedrückt. Lieutenant Richard Sharpe lachte höhnisch auf, was Windham zu einem Stirnrunzeln veranlasste. Er war wieder Lieutenant!

»Und was erwarten Sie von mir, Sir?« Sharpe ließ zu, dass seiner Stimme die Erbitterung anzumerken war. »Werde ich Captain Rymer unterstellt?«

»Nein, Mister Sharpe, das werden Sie nicht. Captain Rymer würde Ihre Gegenwart peinlich finden. Das werden Sie gewiss verstehen. Er braucht Zeit, um sich einzugewöhnen. Nein, ich selbst werde Ihnen zu tun geben.«

»Ich vergaß, Sir. Ich soll mich ab jetzt um die Frauen kümmern.«

»Werden Sie nicht impertinent, Sharpe!« Bei Windhams Ausbruch schreckten die Hunde hoch. »Sie verstehen mich wohl doch nicht, wie? Es gibt gewisse Regeln, Anordnungen, Vorschriften, Sharpe, von denen unser Leben bestimmt wird. Wenn wir diese Regeln missachten, so lästig sie auch sein mögen, öffnen wir Anarchie und Tyrannei Tür und Tor, ausgerechnet dem, wogegen wir kämpfen! Verstanden?«

»Jawohl, Sir.« Sharpe wusste, dass es keinen Sinn hatte, darauf hinzuweisen, dass die Regeln, Anordnungen und Vorschriften von den Privilegierten ersonnen wurden, um die Privilegierten zu schützen. So war es schon immer gewesen, so würde es immer sein. Ihm blieb jetzt nur noch, hier zu verschwinden, solange die letzten Reste seiner Würde intakt waren, und sich dann gnadenlos zu betrinken. Er würde Lieutenant Price einmal vorführen, wie ein wahrer Fachmann auf die Schnauze flog.

Windham lehnte sich zurück. »Wir marschieren gen Badajoz.«

»Jawohl, Sir.«

»Sie sind der rangälteste Lieutenant.«

»Jawohl, Sir«, antwortete Sharpe mit teilnahmsloser Stimme.

»Dort werden Offiziersstellen frei, Mann! Wenn wir angreifen.« Damit hatte er recht. Sharpe nickte.

»Jawohl, Sir.«

»Oder Sie könnten tauschen.« Windham sah Sharpe erwartungsvoll an.

»Nein, Sir.« Es gab immer Offiziere, die bereit waren, mit einem anderen Offizier in einem Bataillon zu tauschen, das näher bei den Spieltischen und weit entfernt von seltsamen Krankheiten stationiert war. Gewöhnlich boten sie ein Bestechungsgeld an, um den Austausch zu erleichtern. Aber Sharpe wagte es nicht, Spanien zu verlassen, nicht,

solange Teresa und Antonia in Badajoz eingeschlossen waren. Er lauschte dem Regen vor dem Fenster und dachte an Teresa auf ihrem Pferd.

»Ich bleibe, Sir.«

»Gut!« Windham schien darüber nicht erfreut zu sein. »Es gibt viel zu tun. Der Maultierzug muss wieder aufgerüstet werden, das habe ich bereits gesehen, und Gott weiß, dass wir mit Hacken und Spaten überschwemmt werden. Die müssen alle gezählt werden.«

»Ich soll mich um Maultiere, Hacken und Frauen kümmern, Sir?«

Diesmal begegnete Windham der Herausforderung. »Ja, Mister Sharpe, wenn Sie darauf bestehen, es so zu formulieren.«

»Eine angemessene Aufgabe, Sir, für einen alternden Lieutenant.«

»Möglicherweise, Lieutenant, lernen Sie dabei, was Demut heißt.«

»Jawohl, Sir.« Eine wichtige soldatische Tugend, die Demut, dachte Sharpe und lachte erneut höhnisch auf. Demut war es nicht gewesen, die bei Ciudad Rodrigo die Kanone erobert, den Weg durch die engen Gassen von Fuentes de Onoro frei gehauen, das Gold aus Spanien geholt, dem Feind den Adler abgenommen, eine Schar verhungernder Scharfschützen vor der Vernichtung gerettet oder den Sultan Tippu getötet hatte. Sharpes höhnisches Gelächter verwandelte sich in echtes. Seine Arroganz richtete sich gegen ihn selbst. Vielleicht hatte Windham ja doch recht. Es fehlte ihm an Demut. Nun war ihm bestimmt, Frauen antreten zu lassen und Schaufeln zu zählen. Beide Aufgaben verlangten weder Initiative noch Führungsqualitäten, und Maultiere waren dafür berüchtigt, dass sie rasche, sichere Entscheidungen scheuten. Da war

Demut noch am ehesten angebracht. Er würde demütig sein. »Sir?«

»Ja?«

»Eine Bitte.«

»Sprechen Sie, Mann.«

»Ich möchte in Badajoz ein Himmelfahrtskommando befehligen, Sir. Ich möchte, das Sie meinen Namen jetzt gleich melden. Ich weiß, es ist noch früh, aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es gleich erledigen könnten.«

Windham starrte ihn an. »Sie sind nicht recht bei Trost, Mann.«

Sharpe schüttelte den Kopf. Er hatte nicht vor zu erklären, dass ihm um eine Beförderung zu tun war, die ihm kein Mann wieder abnehmen konnte, und dass er sich in einer Bresche bewähren wollte, weil er das noch nie versucht hatte. Und wenn er starb, was sicherlich der Fall sein würde, und niemals seine Tochter zu sehen bekam? Dann würde sie wissen, dass ihr Vater bei dem Versuch, zu ihr vorzudringen, gestorben war, an der Spitze eines Angriffs, und sie konnte stolz darauf sein. »Ich will es so, Sir.«

»Das ist nicht nötig, Sharpe. In Badajoz werden Sie bestimmt befördert.«

»Werden Sie meinen Namen melden, Sir?«

Windham erhob sich. »Denken Sie darüber nach, Sharpe, denken Sie erst noch einmal darüber nach.« Er wies auf die Tür. »Melden Sie sich morgen früh bei Major Collett.«

Die Unterredung war weitaus schlimmer verlaufen, als er befürchtet hatte.

Der Colonel schüttelte den Kopf. »Es ist nicht nötig, Sharpe, wirklich nicht nötig. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.«

Sharpe achtete nicht auf den Regen. Er stand da und starrte über das Tal hinweg zur Festung hinüber. Er dachte

an Teresa, wie sie den riesigen Mauern immer näher kam, und war sich darüber im Klaren, dass er, was immer auch passieren mochte, in die Bresche musste. Die Wiederherstellung seines Rangs und hoffentlich des Kommandos über seine Kompanie verlangten es. Und weil er ein Soldat war, verlangte es vor allem sein Stolz.

Den Demütigen, hatte man ihm gesagt, gehört die Welt. Aber nur, dachte er, wenn der letzte Soldat sie ihnen in seinem Testament hinterließ.

KAPITEL 11

»Sergeant Hakeswill, Sir! Angetreten zum Rapport bei Lieutenant Sharpe, Sir, wie befohlen, Sir!« Der rechte Stiefel landete krachend neben dem linken, der Arm bebte nach, als die Hand zum Salut angelegt wurde, das Gesicht zuckte und verriet endloses Amüsement.

Sharpe erwiderte den Salut. Seit seiner Degradierung waren drei Wochen vergangen, aber sie machte ihm immer noch zu schaffen. Die Männer des Bataillons waren peinlich berührt und sprachen ihn mit »Sir« oder »Mister Sharpe« an. Nur Hakeswill setzte ihm zu. Sharpe zeigte auf das Durcheinander auf dem Boden. »Hierher. Aufräumen!«

»Sir!« Hakeswill wandte sich an die Arbeitsmannschaft der Leichten Kompanie. »Ihr habt den Lieutenant gehört! Aufräumen, und zwar schnellstens! Der Captain wartet auf uns.«

Rifleman Hagman, der beste Schütze in der Kompanie, der sieben Jahre unter Sharpe gedient hatte, schenkte seinem alten Captain ein trauriges Lächeln. »Übler Tag, Sir.«

Sharpe nickte. Der Regen hatte aufgehört, aber es sah ganz danach aus, als würde er bald wieder anfangen. »Wie steht’s bei dir, Dan?«

Der Schütze grinste, zuckte mit den Schultern und sah sich um, ob Hakeswill auch nicht zuhörte. »Verdammt mies, Sir.«

»Hagman!«, bellte Hakeswill. »Dass du verdammt steinalt bist, heißt nicht, dass du nicht arbeiten kannst. Sieh verdammt noch mal zu, dass du dich hier herüber begibst, schnellstens!« Der Sergeant grinste Sharpe zu. »Tut mir

leid, Lieutenant, Sir. Einfach keine Zeit für ein Schwätzchen, wie? Haben zu arbeiten.« Er knirschte mit den Zähnen, und die blauen Augen blinzelten heftig. »Wie geht’s der Gnädigsten, Sir? Gut? Ich hatte gehofft, die Bekanntschaft erneuern zu können. In Baddy-choss ist sie?« Er kicherte und wandte sich ab, der Arbeitsmannschaft zu, die dabei war, die Schaufeln aufzulesen, die von einem Karren mit gebrochener Achse heruntergefallen waren.

Sharpe ignorierte die Sticheleien, weil jede Reaktion Hakeswill die Genugtuung gegeben hätte, ihn aus der Fassung gebracht zu haben. Er blickte von dem Karren über den grauen, angeschwollenen Fluss. Badajoz. Nur noch vier Meilen entfernt, eine Stadt, die auf einer Landzunge zwischen dem Rio Guadiana und dem Bach namens Rivillas erbaut war. Über der Stadt ragte das weitläufige Schloss auf dem felsigen Hügel auf, der sich dort erhob, wo der Bach in den Fluss mündete.

Die Armee war am selben Morgen von Elvas aufgebrochen und wartete nun, während die Pioniere letzte Hand an die Pontonbrücke legten, auf der die Briten ans südliche Ufer und nach Badajoz gelangen sollten. Jeder mit hölzernen Streben verstärkte Blechponton wog fast zwei Tonnen, und nun bildeten die schwerfälligen, länglichen Boote, die man mit Ochsengespannen hierher befördert hatte, eine Linie ans andere Ufer des Guadiana. Sie waren inzwischen alle miteinander vertäut und verankert gegen die Strömung des vom Regen angeschwollenen Flusses, und die Pioniere hatten über ihre flachen Decks drei Zoll dicke Taue gespannt. Das Wasser schäumte schmutzig zwischen den Blechbooten, während auf den Tauen Planken verlegt wurden. Die Geschwindigkeit, mit der das geschah, verriet, wie geübt die Pioniere inzwischen im Überqueren spanischer Wasserläufe waren. Noch ehe die letzten Planken an ihrem Platz waren, fuhren auch schon die

ersten Karren los, und Männer schaufelten Sand und Erde auf die Planken, um eine provisorische Wegfläche zu bereiten.

»Vorwärts!« Die ersten Einheiten begannen mit der Überquerung, abgesessene Soldaten der neu eingetroffenen Schweren Kavalleriebrigade, die ihre Pferde am Halfter führten. Die Tiere reagierten nervös auf die schwankende Brücke, aber sie gingen hinüber. Badajoz würde bald von Truppen umzingelt sein.

Am gegenüberliegenden Ufer saß die Kavallerie auf, nahm in Schwadronen Aufstellung, und als die ersten Infanteristen den Fuß auf die Brücke setzten, gaben die Reiter ihren Tieren die Sporen und trabten auf die Stadt zu. Sie konnten wenig ausrichten gegen die massiven Mauern. Sie dienten als Demonstration, als stolze Absichtserklärung und als Abschreckung für die vereinzelten französischen Kavalleristen in Badajoz, die versucht sein mochten, einen Angriff gegen den Brückenkopf zu reiten.

Es begann zu regnen. Die Tropfen schlugen auf die wogende dunkle Wasserfläche und durchnässten die bereits feuchten Soldaten, die den Fluss überquerten und dann nach links in Richtung Stadt aufbrachen. Einmal jubelte die Infanterie, als von Badajoz Kanonendonner herüber klang. Eine Schwadron der Schweren Kavallerie war den Mauern zu nahe gekommen. Daraufhin war eine französische Kanone abgefeuert worden, und die britischen Reiter brachten sich, da sie kein Risiko eingehen wollten, im Galopp außer Reichweite. Der Jubel war ironisch gemeint. Die Infanterie mochte bald selbst im Kanonenfeuer sterben, dennoch tat es ihr gut, mit anzusehen, wie den aufgeputzten Kavalleristen eine Lehre erteilt wurde. Kein Kavallerist würde gezwungen sein, sich bei Badajoz in die Bresche zu schlagen.

Die Männer des South Essex waren zu Packeseln degradiert worden. Über einhundert Karren der Pioniere warteten darauf, den Fluss zu überqueren, und zwei davon hatten gebrochene Achsen. Das South Essex musste ihre Ladung über den Fluss schleppen. Windham brachte sein Pferd neben Sharpe zum Stillstand. »Alles bereit, Mister Sharpe?«

»Jawohl, Sir.«

»Behaltet euer Gepäck bei euch, wenn wir hinübergehen!«

»Jawohl, Sir.« Nein, Sir, drei Tornister voll, Sir. »Sir?«

»Mister Sharpe?« Windham hatte es eilig.

»Haben Sie mein Gesuch weitergeleitet, Sir?«

»Nein, Mister Sharpe, es ist noch zu früh. Meine Empfehlung!«

Der Colonel berührte die Troddel an seinem Zweispitz und riss sein Pferd herum.

Sharpe band seinen Säbel fest, der ihm beim Zählen von Schaufeln und Spitzhacken ohnehin im Weg war, und schleppte sich durch den Morast dorthin, wo sich das Gepäck des Bataillons befand. Jede Kompanie hielt sich ein Maultier, das die Bücher für die endlosen Schreibarbeiten trug, die mit dem Rang eines Captains verbunden waren, einige kärgliche Vorräte und, recht vorschriftswidrig, einen Teil des Offiziersgepäcks. Andere Maultiere trugen die Vorräte des Bataillons, die Truhe mit den Ersatzwaffen, Uniformen, weitere Papiere und die schauerlichen Gerätschaften des Feldschers. Unter die Maultiere mischten sich die Bediensteten der Offiziere mit Ersatz- und Packpferden am Halfter, und dazwischen sprangen die Kinder umher. Sie kreischten und krochen spielend zwischen den Beinen der Tiere umher, bewacht von ihren Müttern, die unter provisorischen Regendächern kauerten und auf den Marschbefehl warteten.

Die Vorschrift besagte, dass das Bataillon nur sechzig Ehefrauen mitführen durfte, aber nach drei Jahren im Felde hatten sich beim South Essex natürlich wesentlich mehr versammelt. Es waren an die dreihundert Frauen, die mit dem Bataillon marschierten, und noch einmal so viele Kinder, und sie waren zu gleichen Teilen englischer, irischer, schottischer, walisischer, spanischer und portugiesischer Herkunft. Sogar eine Französin war darunter, die der Feind in der Schlacht um Fuentes de Onoro zurückgelassen hatte. Sie war lieber bei ihren Eroberern geblieben und hatte einen Sergeant aus Sterritts Kompanie geheiratet.

Einige waren Huren, die es auf die wenigen Pennys der Soldaten abgesehen hatten, und einige waren richtige Ehefrauen mit Papieren, um sich als solche auszuweisen, während andere sich Ehefrau nannten, aber auf die Zeremonie verzichtet hatten. Alle waren zäh. Viele hatten im Laufe des Krieges zwei- oder dreimal geheiratet, nachdem sie ihre Männer an eine französische Kugel oder spanisches Fieber verloren hatten.

Am vergangenen Morgen hatte Windham die Parade der Frauen abgesagt. In der Kaserne waren derartige Paraden sogar recht sinnvoll. Sie erlaubten dem Kommandeur, mit den Familien Kontakt zu halten, und gaben einem guten Offizier Gelegenheit, mögliche Brutalität zu entdecken. Aber die Frauen des South Essex sträubten sich dagegen, antreten zu müssen. Sie waren es nicht gewohnt und hatten lautstark ihre Unzufriedenheit kundgetan.

Als Sharpe sie zum ersten Mal zur Inspektion durch Windham aufgereiht hatte, hatte die hübsche Frau des Schützen Clayton ihren Säugling gestillt. Der Colonel hatte innegehalten, auf sie hinabgeblickt und die Stirn gerunzelt. »Das ist wohl kaum der rechte Zeitpunkt, Frau!«

Da hatte sie ihm grinsend ihre Brüste hingestreckt. »Wenn er Hunger hat, hat er Hunger, genau wie sein

Vater.« Die Frauen waren in Gelächter ausgebrochen, die Männer hatten geschimpft, und Windham war davonstolziert. Jessica hätte gewusst, wie man in so einem Fall vorzugehen hatte. Er nicht.

Als sich Sharpe nun dem durchnässten Gepäck näherte, grinsten ihm die Frauen unter ihren Decken hervor zu. Lily Grimes, eine winzige Frau von unwiderstehlicher Fröhlichkeit und mit einer Stimme, die durchdringend war wie ein gut geschärftes Bajonett, salutierte spöttisch. »Hat er's endlich aufgegeben, uns aufmarschieren zu lassen, Captain?« Die Frauen hatten nicht aufgehört, ihn Captain zu titulieren.

»So ist es, Lily.«

Sie zog die Nase hoch. »Der spinnt.«

»Wer?«

»Der verdammte Colonel. Warum wollte er uns überhaupt antreten lassen?«

Sharpe grinste. »Er macht sich Sorgen um euch, Lily. Er will ein Auge auf euch haben.«

Sie schüttelte den Kopf. »Da könnt ich mir eher vorstellen, dass er Sally Claytons Titten sehen will.« Sie lachte und äugte zu Sharpe empor. »Sie ha'm auch nicht weggeguckt, Captain. Ich hab's gesehen.«

»Ich hab mir nur dich an ihre Stelle gewünscht, Lily.«

Sie kreischte vor Lachen. »Jederzeit, Captain, Sie brauchen nur zu fragen.«

Sharpe lachte und ging weiter. Er bewunderte die Frauen, und er hatte sie gern. Sie ertrugen alle Unbequemlichkeiten des Feldzugs: die Nächte im strömenden Regen, die knappen Rationen, die langen Märsche. Und dennoch gaben sie nie auf. Sie sahen zu, wie ihre Männer in die Schlacht zogen, und suchten anschließend auf dem Felde nach einem gefallenen oder verwundeten Ehemann. Und währenddessen zogen sie ihre

Kinder groß und kümmerten sich um ihre Männer. Sharpe hatte erlebt, dass Lily zwei ihrer Kinder eine beschwerliche Straße hinaufschleppte, dazu die Muskete ihres Mannes und die wenigen Habseligkeiten der Familie. Sie waren zäh.

Und sie waren keine feinen Damen. Drei Jahre auf der Pyrenäenhalbinsel hatten dafür gesorgt. Einige trugen alte Uniformen, aber die meisten waren mit bauschigen, schmutzigen Röcken, zerrissenen Schals und Tüchern um den Kopf bekleidet. Ihre Haut war dunkel gebräunt, ihre Hände und Füße waren schwielig, und die meisten konnten binnen zehn Sekunden einen Leichnam leer plündern und binnen dreißig Sekunden ein ganzes Haus. Sie waren unflätig, laut und gänzlich unbescheiden. Keine Frau konnte mit einem Bataillon zusammenleben, ohne so zu werden. Sie schliefen mit ihren Männern oft genug unter freiem Himmel, wo nur ein Baum oder eine Hecke die Illusion vermittelte, für sich allein zu sein. Die Frauen wuschen sich, erleichterten sich, liebten und gebaren – alles unter den Blicken von eintausend Augen. Für einen heiklen Beobachter waren sie ein schrecklicher Anblick, aber Sharpe gefielen sie. Sie waren zäh, loyal, freundlich, und sie beschwerten sich nicht.

Major Collett grölte, das Bataillon solle sich bereit machen, und Sharpe wandte sich seiner Aufgabe zu: dem Gepäck. Das Chaos war grenzenlos. Zwei Kinder hatten es geschafft, einem der Maultiere des Marketenders die Gurte durchzuschneiden. Der Marketender, ein Spanier, der als eine Art reisender Gemischtwarenhändler mit dem Bataillon unterwegs war, schrie die Kinder an, wagte es jedoch nicht, die Strohseile loszulassen, an denen seine anderen Maultiere festgebunden waren.

Sharpe brüllte ihnen zu: »Bereit machen!« Sie achteten nicht auf ihn. Die Gehilfen des Marketenders fingen die Kinder ein, nahmen ihnen die gestohlenen Flaschen ab, aber dann griffen die Mütter, die reiche Beute witterten,

die Gehilfen an, weil sie ihre Kinder geschlagen hatten. Sharpes neues Kommando war ein rechtes Inferno.

»Richard!« Sharpe drehte sich um. Hinter ihm stand Major Hogan.

»Sir.«

Hogan blickte grinsend von seinem Pferd herab. »Wir sind aber förmlich heute.«

»Wir tragen große Verantwortung. Sehen Sie nur.« Sharpe wies auf das Gepäck. »Meine neue Kompanie.«

»Ich hab’s gehört.« Hogan glitt vom Pferd, reckte sich und wandte sich der Brücke zu, als von dorther Rufe erschollen. Das Pferd eines Offiziers war von den reißenden grauen Wasserfluten scheu geworden. Es bewegte sich mit kurzen, ruckartigen Schritten rückwärts auf die nachfolgende Kompanie Infanteristen zu. Der Captain im Sattel geriet in Panik und peitschte auf das Pferd ein, sodass es noch mehr erschrak. Es erhob sich immer wieder auf die Hinterhand.

»Absteigen!«, schrie Hogan. Er hatte eine überraschend laute Stimme. »Absteigen, du Narr! Herunter mit dir!«

Der Offizier schlug weiter auf das Pferd ein und zerrte an den Zügeln, worauf das Pferd all seine Kraft darauf verwandte, seinen Reiter abzuwerfen. Es gelang ihm. Das Pferd warf sich wiehernd hoch, und der Offizier stürzte aus dem Sattel, prallte vom Rand der Brückenfläche ab und verschwand stromabwärts im Fluss. »Blöder Hund!« Hogan war wütend. Ein Sergeant warf ein Stück Holz in den Fluss, allerdings nicht weit genug, und Sharpe sah, wie der Captain mit den Armen ruderte und gegen die eiskalte Strömung ankämpfte, die ihn immer weiter von der Brücke fortzog. »Der ist erledigt.«

Niemand sprang hinein, um den Offizier zu retten. Bis ein Mann Tornister, Provianttasche, Munitionsbeutel, Waffen und Stiefel abgelegt hatte, wäre der Captain nicht mehr zu retten gewesen. Das Pferd, von seiner Bürde befreit, stand

zitternd auf der Brücke. Ein einfacher Soldat beruhigte es und führte es dann ruhig ans südliche Ufer. Der Captain war verschwunden.

»Eine freie Stelle«, lachte Sharpe.

»Du bist erbittert?«

»Erbittert, Sir? Nein, Sir. Lieutenant zu sein befriedigt mich sehr.«

Hogan setzte ein trauriges Lächeln auf. »Wie ich hörte, hast du dich betrunken.«

»Nein.« Er hatte sich seit dem Tag, da Teresa aufgebrochen war, nicht einmal, sondern dreimal betrunken, seit dem Tag, da er die Kompanie verloren hatte. Sharpe zuckte mit den Schultern. »Sie wissen, dass meine Beförderung schon im Januar abgelehnt wurde? Niemand hat gewagt, es mir mitzuteilen. Dann kommt plötzlich der neue Mann, deshalb muss man es mir endlich sagen. Also kümmere ich mich ums Gepäck, während ein halbgarer Jüngling meine Kompanie versaut.«

»Ist er wirklich so schlimm?«

»Ich weiß es nicht. Tut mir leid.« Sharpe hatte sich von seiner Wut hinreißen lassen.

»Willst du, dass ich mit dem General rede?«

»Nein!« Der Stolz hielt Sharpe davon ab, um Hilfe zu winseln. Doch dann wandte er sich Hogan zu. »Ja, Sie können mit dem General sprechen. Sagen Sie ihm, dass ich in Badajoz eines seiner Himmelfahrtskommandos übernehmen will.«

Hogan, der dabei war, eine Prise Schnupftabak zur Nase zu führen, verhielt auf halbem Wege. Er streute sie sorgfältig wieder in die Schnupftabaksdose und ließ den Deckel zuschnappen. »Meinst du das im Ernst?«

»Im Ernst.«

Hogan schüttelte den Kopf. »Das hast du nicht nötig, Richard. Gott! Es wird Beförderungen geben, so

massenhaft wie Gräber! Siehst du das nicht ein? In einem Monat bist du wieder Captain.«

Sharpe schüttelte den Kopf. Er hatte durchaus verstanden, aber sein Stolz war verletzt. »Ich will dieses Kommando haben, Sir, ich will es. Bitten Sie meinetwegen darum.«

Hogan nahm Sharpes Ellbogen und drehte ihn so, dass sie am Fluss entlang in östlicher Richtung zur Stadt hinüber blickten. »Weißt du, was das ist, Richard? Verdammt unmöglich ist es!« Er zeigte auf die breite Steinbrücke, auf der die Straße in die Stadt führte. »Dort können wir nicht angreifen. Was immer die Brücke überquert, wird in Fetzen gerissen. Versuchen wir's daher an der Ostmauer. Dort haben sie den Bach eingedämmt, sodass er einen verdammt riesigen See bildet. Wir würden die Navy brauchen, um dorthinüber zu kommen. Wir könnten zwar den Damm sprengen, aber sie haben eine richtige Festung gebaut, um uns daran zu hindern. Natürlich wäre da das Schloss.« Hogans Worte klangen besorgt, fast bitter. »Wenn dir danach ist, dreißig Yards Felswand zu erklettern, anschließend dreizehn Yards Mauerwerk und die ganze Zeit den Kartätschen auszuweichen, kannst du das herzlich gern tun.« Er wies in eine neue Richtung. »Dann haben wir die Westmauer. Sieht ganz einfach aus, nicht wahr?«

Sie sah ganz und gar nicht einfach aus. Selbst auf vier Meilen Entfernung konnte Sharpe die gigantischen Bastionen sehen, die wie Miniaturburgen aus der Mauer herausragten und sie schützten.

Hogans Stimme wurde immer schärfer, wie immer, wenn der Pionier sich erregte. »Zu einfach sieht sie aus! Die wollen erreichen, dass wir dort angreifen. Warum? Ich vermute, dass sie vermint ist. Unter diesem Glacis steckt wahrscheinlich mehr verdammtes Pulver, als Guy Fawkes sich je erträumt hat. Wenn wir dort angreifen, erlebt der Heilige Petrus seinen ereignisreichsten Tag seit Agincourt!«

Er war inzwischen richtig wütend, erkannte die Probleme mit dem Auge des Pioniers und münzte sie in Blut um. »Bleibt die Südmauer. Dort müssten wir mindestens eine vorgeschobene Festung nehmen, wenn nicht gar zwei, und dann müssten wir noch die Mauer durchbrechen. Weißt du, wie dick die ist? Wie groß war die Entfernung vom Rand des Grabens zur anderen Mauerseite in Ciudad Rodrigo?«

Sharpe besann sich. »Dreißig Yards? Stellenweise fünfzig?«

»Genau.« Hogan zeigte erneut in Richtung Badajoz. »Mindestens einhundert Yards, stellenweise noch mehr. Und dieser Graben ist schweinisch, Richard, echt schweinisch. Man braucht mindestens eine Minute, um ihn zu durchqueren, und die haben reichlich, wenn nicht im Überfluss Gelegenheit, quer zu schießen. Diese Mauer, Richard, ist groß. Riesengroß! Man könnte die Mauer von Ciudad Rodrigo in dem Graben unterbringen, und sie wäre nicht einmal zu sehen. Verstehst du? Eine mörderische Mauer, das ist sie.« Er betonte die Worte überdeutlich, versuchte immer noch, Sharpe eines Besseren zu belehren. Hogan seufzte. »Jesus Christus! Wir könnten versuchen, sie auszuhungern. Wir könnten hoffen, dass sie sterben vor Lachen, wir könnten darauf hoffen, dass die Pest sie holt, aber ich sage dir, Richard, ich weiß nicht, ob es uns gelingen wird, durch eine Bresche dort einzudringen.«

Sharpe starrte die mächtige Festungsstadt im schräg einfallenden, zischenden Regen an. »Es wird uns nichts anderes übrig bleiben.«

»Und weißt du, wie? Indem wir so viele arme Schweinehunde in die Schlacht schicken, dass die Franzosen sie nicht alle umbringen können. Das ist die einzige Möglichkeit, und sie gefällt mir gar nicht.«

Sharpe wandte sich ihm zu. »Die armen Schweinehunde werden aber dennoch ein Himmelfahrtskommando brauchen.«

»Und es muss ein verdammter Narr her, der den Befehl übernimmt, nehme ich an, und du willst beweisen, dass du ein Narr bist! Um Himmels willen, Richard, warum willst du dieses Kommando haben?«

Sharpes Wut flammte erneut auf. »Weil es besser ist als diese Erniedrigung! Ich bin Soldat, kein verdammter Schreiberling! Ich besorge verdammtes Futter, zähle verdammte Schaufeln und übernehme das Strafexerzieren. Immer heißt es, ja, Sir, nein, Sir, darf ich Ihre Latrine ausheben, Sir, und das hat mit Soldatentum verdammt noch mal nichts zu tun!«

Hogan ereiferte sich: »Selbstverständlich hat das mit Soldatentum zu tun! Was, zum Teufel, verstehst du unter Soldatentum?« Die beiden Männer standen einander im Morast gegenüber. »Glaubst du etwa, wir könnten ohne Futter einen Krieg gewinnen? Oder ohne Schaufeln? Oder, Gott helfe uns, ohne Latrinen? Das ist Soldatentum! Nur weil man dir jahrelang gestattet hat, zu tun, was dir passt, wie ein verdammter Pirat, heißt das nicht, dass du nicht auch deinen Beitrag zur richtigen Arbeit leisten musst.«

»Hören Sie, Sir.« Sharpe stand dicht davor, loszuschreien. »Wenn man uns befiehlt, diese verdammten Mauern zu erklettern, werden Sie noch froh sein, dass es dort im Graben ein paar verdammte Piraten gibt und nicht bloß Schreiberlinge.«

»Und was willst du tun, wenn es keine Kriege mehr auszufechten gibt?«

»Dann fange ich, verdammt noch mal, einen neuen an.« Sharpe begann zu lachen. »Sir.«

»Wenn du diesen hier überlebst.« Hogan schüttelte den Kopf. Seine Wut legte sich so schnell, wie sie aufgeflackert war. »Gütiger Himmel, Mann! Dort drinnen ist deine Frau. Dein Kind.«

»Ich weiß.« Sharpe zuckte mit den Schultern. »Aber ich will dieses Kommando haben.«

»Du wirst dabei umkommen.«

»Bitten Sie Wellington meinetwegen darum.«

Der Ire runzelte die Stirn. »Dir macht nur dein Stolz zu schaffen, das ist alles. In zwei Monaten wird dir alles wie ein böser Traum vorkommen, das verspreche ich dir.«

»Kann sein. Aber ich will das Kommando haben.«

»Starrköpfig bist du, du verdammter Narr.«

Sharpe lachte wieder. »Ich weiß. Colonel Windham ist der Meinung, ich müsste lernen, demütig zu sein.«

»Er hat recht. Es ist ein Wunder, dass Unseresgleichen überhaupt etwas für dich übrig hat, aber so ist es nun mal.« Er schüttelte leicht den Kopf. »Ich werde deinetwegen mit dem General sprechen, aber versprechen kann ich nichts.« Er raffte die Zügel in einer Hand zusammen. »Würdest du mir hinauf helfen? Wenn das nicht unter deiner Würde ist.«

Sharpe grinste und hievte den Major in den Sattel. »Sie werden also für mich bitten?«

»Ich hab doch gesagt, dass ich mit ihm sprechen werde, oder etwa nicht? Aber es ist nicht seine Entscheidung, wie du genau weißt. Die obliegt dem General der angreifenden Division.«

»Aber die Generäle hören auf Wellington.«

»Ja, das stimmt.« Hogan holte die Zügel ein, dann besann er sich. »Weißt du, was morgen für ein Tag ist?«

»Nein.«

»Dienstag, der siebzehnte März.«

»Na und?« Sharpe zuckte mit den Schultern.

Hogan lachte. »Du bist ein Heide, ein unverbesserlicher, rettungsloser Heide, wahrhaftig. St. Patrick’s Day. Der wichtigste Festtag in Irland. Du musst Sergeant Harper eine Flasche Rum geben, weil er ein guter Katholik ist.«

Sharpe grinste. »Ich werde dran denken.«

Hogan sah zu, wie das South Essex aus dem Marschtakt geriet, während es die Brücke überquerte, gefolgt von Sharpe und seiner bunten Schar aus Frauen, Kindern, Offiziersburschen und Maultieren.

Hogan war bekümmert. Er zählte den hoch gewachsenen Schützen zu seinen Freunden. Es mochte sein, dass Sharpe arrogant war, aber Hogan hatte neben seinen Kenntnissen des Pionierhandwerks eine Menge Shakespeare im Kopf. Nichts ist in Friedenszeiten einem Manne so geziemend wie stille Demut und Bescheidenheit.

Aber sie hatten keinen Frieden, sondern einen mörderischen Feldzug vor sich, und morgen, am Festtag von St. Patrick, würde die Armee anfangen, sich in Richtung Badajoz einzugraben. Hogan wusste, dass man mit Demut und Bescheidenheit keine Festung einnehmen konnte. Vielleicht mit der Zeit, aber Wellington würde ihnen keine Zeit lassen. Der General machte sich Sorgen, dass die französischen Fronttruppen, die den britischen zahlenmäßig überlegen waren, der Stadt zu Hilfe eilen könnten. Badajoz musste schnell erobert werden, und das musste mit Blut bezahlt werden – mit viel Blut. Der Angriff musste bald erfolgen, zu bald, am besten noch vor dem Ende der Fastenzeit. Hogan gefiel die Aussicht gar nicht. Die Bresche würde von den Leibern der gefallenen Briten geschlossen werden.

Er hatte versprochen, bei Wellington vorzusprechen, und er würde es tun, allerdings nicht so, wie Sharpe gehofft hatte. Hogan würde seine Freundespflicht tun. Er würde den General bitten, dass man Sharpes Gesuch nach Möglichkeit ablehnen solle. Er würde Sharpe das Leben retten. Das war schließlich das Mindeste, was man für einen Freund tun konnte.

Teil III

St. Patricks Day, 17. März,
bis Ostersonntag, 29. März 1812

KAPITEL 12

Wenn es einem Mann gelungen wäre, eines der neumodischen Heißluftballons habhaft zu werden und damit Badajoz zu überfliegen, hätte er auf eine Stadt hinabgeblickt, die wie das Viertelsegment eines Zahnrades mit Speichen geformt war. Das Schloss, uraltes Mauerwerk auf Felsgestein, bildete die gigantische Achsnabe. Die Mauern im Norden und Osten waren Speichen, die in rechtem Winkel von der Nabe ausgingen, während die Mauern im Süden und Westen in weitem, unebenem Bogen ineinander übergingen und mit sieben mächtigen Zähnen besetzt waren.

Es war unmöglich, von Norden her anzugreifen. Die Stadt war am Ufer des Rio Guadiana erbaut worden, der in Badajoz breiter war als die Themse bei Westminster, und der einzige Zugang war der über eine lange alte Steinbrücke. Jeder Yard der Brücke wurde von den Kanonen abgedeckt, die auf der Nordmauer der Stadt aufgestellt waren. Und jenseits des Flusses wurde das Brückentor von drei vorspringenden Befestigungen geschützt. Die größte, San Cristobal, bot mehr als zwei Regimentern Platz. Die Franzosen waren sicher, dass von Norden her kein Angriff erfolgen würde.

Die Ostmauer, die zweite Speiche, war verwundbarer. An ihrem nördlichen Ende stand das Schloss, hoch und gigantisch groß, eine Festung, die seit Jahrhunderten das Land beherrschte, aber südlich des Schlosses stand die Stadtmauer auf niedrigerem Grund einem Hügel gegenüber. Die Franzosen kannten die Gefahr und hatten dort, wo der Schlosshügel steil zur Unterstadt abfiel, den Bach Rivillas gestaut. Nun wurde die angreifbare Ostmauer

von einer aufgeschwemmten Wasserfläche geschützt, die so breit war wie der Fluss im Norden und sich weit bis in den Süden der Stadt erstreckte. Wie Hogan zu Sharpe gesagt hatte: Nur die Navy hätte über den neuen See hinweg angreifen können, es sei denn, der Damm ließe sich sprengen und der See sich entleeren.

Damit blieb der weite Bogen, den Süd- und Westmauer beschrieben, ein Bogen, der fast eine Meile lang war und keinen schützenden Fluss oder Bach zu bieten hatte. Stattdessen gab es die Zähne am Rand des Rades, die sieben riesigen Bastionen, die aus der Stadtmauer ragten, und jede Bastion hatte die Größe einer kleinen Burg. San Vincente hieß die nördlichste, die am Schnittpunkt von Nord- und Westmauer neben dem Fluss errichtet worden war, und von San Vincente aus reihten sich die Bastionen in südlicher und westlicher Richtung aneinander, bis sie den eingedämmten Rivillas erreichten. San José, Santiago, San Juan, San Roque, Santa Maria, Trinidad und San Pedro. Die Heiligen, die Mutter Jesu Christi und die Heilige Dreifaltigkeit, ausgerüstet mit jeweils über zwanzig Kanonen, um eine Stadt zu beschützen.

Die Bastionen waren nicht der einzige Schutz des weiten Mauerbogens. Erst kam das Glacis, jener Erdwall, der dafür sorgte, dass Kanonenkugeln abprallten und hoch über die Verteidigungsanlagen hinweg sausten, und dann der breite Graben. Der Abfall vom Glacis zum Boden des Grabens war an keiner Stelle weniger als zwanzig Fuß, und wenn man im Graben angelangt war, fingen die eigentlichen Probleme erst an. Die Bastionen konnten jedem Angriff in die Flanke fallen, konnten ihn von oben herab beschießen, und am Grunde des breiten Grabens gab es zusätzliche Vorschanzen. Diese Vorschanzen waren hohe, dreieckige Mauerattrappen, die einen Angriff aufzuspalten vermochten und in der Dunkelheit den Soldaten vorgaukeln konnten, sie hätten die echte Mauer erreicht. Jeder Soldat,

der eine Vorschanze erkletterte, wäre durch sorgfältig gezieltes Kanonenfeuer hinabgefegt worden. Vom Graben aus erhoben sich fast sechzig Fuß hoch die Mauern, und auf den breiten Wehrgängen waren alle fünf Yards Kanonen aufgestellt.

Badajoz war keine mittelalterliche Festung, die man hastig den Gegebenheiten der modernen Kriegführung angepasst hatte. Die Stadt war einst der Stolz Spaniens gewesen, eine brillant konstruierte, massiv gebaute Todesfalle, die nun von den besten französischen Einheiten auf der Pyrenäenhalbinsel besetzt gehalten wurde. Zweimal war es den Briten misslungen, die Stadt zu erobern, und es schien ein Jahr später keinen Grund zu der Annahme zu geben, dass der dritte Versuch erfolgreich verlaufen würde.

Die Festungsstadt hatte nur eine Schwäche. Im Osten, gegenüber der Bastion namens Trinidad und jenseits der gefluteten Wasserfläche, stieg der flache Hügel San Miguel auf. Von seiner niedrigen, flachen Kuppe aus konnten die Belagerer die südöstliche Ecke der Stadt beschießen, und das war die einzige Schwachstelle. Die Franzosen wussten es und hatten sich darauf vorbereitet, indem sie im Süden und Osten zwei Befestigungen errichtet hatten. Die eine, La Picurina, stand am jenseitigen Ufer des neuen Sees am unteren Hang des San Miguel. Die zweite, Pardaleras, befand sich im Süden und bewachte den Zugang zu jeglicher Bresche, die von den Kanonen auf dem Hügel geschlagen werden mochte. Die Schwäche war also nicht erheblich, aber die Briten mussten sich damit abfinden.

So kam es, dass sie am Festtag des Heiligen Patrick hinter dem Hügel San Miguel aufmarschierten. Sie wussten genau wie die Franzosen, dass sich der Hauptsturm gegen die Südostecke der Stadt richten würde, gegen die Bastionen Santa Maria und Trinidad, und die Tatsache, dass eben dieser Plan bereits zweimal fehlgeschlagen war, spielte keine Rolle.

Von der Kuppe des Hügels, wo sich neugierige Männer versammelten, um einen Blick auf die Stadt zu werfen, war die Bresche, die bei der letzten Belagerung entstanden war, deutlich zwischen den zwei Bastionen zu erkennen. Sie war mit helleren Steinen repariert worden, und das frische Mauerwerk schien der künftigen britischen Bemühungen zu spotten.

Sharpe stand neben Patrick Harper und starrte zu den Mauern hinüber. »Jesus, sind die hoch!« Der Sergeant sagte nichts. Sharpe zog die Flasche aus seinem Mantel und streckte sie ihm entgegen. »Hier. Ein Geschenk zum St. Patrick's-Festtag.«

Harpers breites Gesicht strahlte vor Freude. »Sie sind ein großartiger Bursche, Sir, für einen Engländer. Soll ich Ihnen etwa die Hälfte zum St.-Georges-Tag aufheben?«

Sharpe versuchte, die Kälte zu vertreiben, indem er mit den Füßen aufstampfte. »Ich denke, ich nehme die Hälfte jetzt gleich.«

»Dacht ich mir's doch.« Harper war froh, Sharpe um sich zu haben. Er hatte im vergangenen Monat wenig von ihm zu sehen bekommen. Andererseits machte die Begegnung sie beide verlegen. Der Ire wusste, dass Sharpe die Bestätigung nötig hatte, dass die Leichte Kompanie ihn vermisste, und Harper hielt ihn für einen Narren, weil er der mündlichen Versicherung bedurfte. Natürlich vermisste die Kompanie ihn. Ihre Angehörigen waren nicht anders als die übrige Armee. Sie waren fast ausschließlich Versager, deren Versagen sie in Gerichtshöfe und Gefängnisse geführt hatte. Sie waren Diebe, Trunkenbolde, Schuldner und Mörder, Männer, die Britannien aus den Augen und aus dem Sinn haben wollte. Es war einfacher, ein Stadtgefängnis zu leeren, indem man einen Rekrutierungstrupp hineinließ, als die langwierige Methode anzuwenden, die aus Verfahren, Urteil und Strafe bestand.

Nicht alle waren Kriminelle. Einige hatten sich von den Rekrutierungsfeldwebeln übertölpeln lassen, die ihnen einen Ausweg aus dörflicher Beschwerlichkeit und Enge versprochen hatten. Einige hatten in der Liebe versagt und sich aus Verzweiflung zum Militärdienst gemeldet. Das waren jene, die sich geschworen hatten, lieber in der Schlacht zu sterben, als ihre Liebste mit einem anderen Mann verheiratet zu sehen. Viele waren Trunkenbolde, die sich vor einem einsamen eisigen Tod in einem winterlichen Straßengraben fürchteten. Sie hatten sich einer Armee angeschlossen, die ihnen Kleidung, Stiefel und pro Tag einen Fünftel Liter Rum bot. Einige wenige hatten sich aus patriotischen Erwägungen gemeldet. Einige, darunter auch Harper, waren dabei, weil es daheim nichts als Hunger gab und die Armee Essen und ein Entkommen bot. Sie waren fast bis auf den letzten Mann Ausschuss und Abfallprodukte einer Gesellschaft, und die Armee war für sie ein einziges großes Himmelfahrtskommando.

Dennoch waren sie die besten Infanteristen der Welt. Das war nicht immer so gewesen und würde es, ohne die richtigen Befehlshaber, auch in Zukunft nicht sein. Harper wusste instinktiv, dass es sich bei dieser Armee, die vor Badajoz aufmarschiert war, um ein ausgezeichnetes Werkzeug handelte, besser als alles, was Napoleon aufbringen konnte, und Harper wusste auch, warum. Weil es Offiziere wie Sharpe gab, die den Versagern vertrauten. Das fing natürlich ganz oben an, bei Wellington persönlich, und setzte sich durch die Ränge hinab fort. Dabei war der Trick ganz einfach. Man nehme einen Mann, der in allem versagt hat, gebe ihm eine letzte Chance, lasse ihm gegenüber Vertrauen erkennen, führe ihn zu einem Erfolg, und plötzlich gewinnt er Selbstvertrauen, das den nächsten Erfolg sicherstellt. Bald darauf halten sich diese Männer für unbezwingbar und werden tatsächlich unbezwingbar, aber

dazu brauchte es nach wie vor Offiziere wie Sharpe, die ihnen ständig das Vertrauen aussprachen.

Natürlich vermisste die Leichte Kompanie ihn! Er hatte Großes von ihnen erwartet und darauf vertraut, dass sie siegen würden. Vielleicht würde der neue Mann dieses Kunststück eines Tages erlernen, aber bis dahin, wenn es überhaupt dazu kam, würden die Männer Sharpe vermissen. Zum Teufel, dachte Harper, die haben ihn sogar richtig gern. Und der Narr merkt es nicht mal. Harper schüttelte nachdenklich den Kopf und bot Sharpe die Flasche an. »Auf Irland, Sir, und dass Hakeswill sterben möge.«

»Darauf trinke ich. Wie macht sich der Schweinehund?«

»Eines Tages werde ich ihn umbringen.«

Sharpe lachte freudlos. »Wirst du nicht. Er gehört mir.«

»Wie, zum Teufel, hat er so lange überlebt?«

Sharpe grinste schmal. »Er behauptet, er wäre nicht umzubringen.« Es war kalt auf dem Hügel, und Sharpe zog unter seinem Mantel die Schultern hoch. »Und er dreht einem nie den Rücken zu. Achte du deshalb auf deinen.«

»Solange dieser Schweinehund zugegen ist, lasse ich mir im Hinterteil Augen wachsen.«

»Was hält Captain Rymer von ihm?«

Harper dachte nach, nahm Sharpe die Flasche ab, trank daraus und reichte sie zurück. »Das weiß nur Gott allein. Ich glaube, er hat Angst vor ihm, aber das geht den meisten so.« Er hob die Schultern. »Der Captain ist kein übler Kerl, aber er hat nicht gerade viel Selbstvertrauen.« Dem Sergeant war die Befragung peinlich. Er äußerte sich in Gegenwart eines anderen nicht gern kritisch über einen Offizier. »Er ist noch jung.«

»Wir sind alle nicht alt. Und wie macht sich der neue Ensign?«

»Matthews? Ein prima Kerl, Sir. Hat sich Lieutenant Price angeschlossen wie ein kleiner Bruder.«

»Und Mister Price?«

Harper lachte. »Er hält uns bei Laune, Sir. Ist ständig voll wie eine Strandhaubitze, aber er wird es überleben.«

Es begann zu regnen, in kleinen spritzenden Tropfen, die ihnen ins Gesicht stachen. Hinter ihnen auf der Straße nach Sevilla riefen die Hörner die Bataillone zum Abenddrill. Sharpe stellte seinen Kragen hoch. »Wir gehen jetzt besser zurück.« Er starrte zu den winzigen blau uniformierten Gestalten auf der eine halbe Meile entfernten Brustwehr der Stadt hinüber. »Diese Mistkerle werden es heute Abend warm haben.« Plötzlich dachte er an Teresa und Antonia innerhalb der Mauern und blickte zu dem großen, quadratischen, mit Zinnen bewehrten Turm der Kathedrale auf. Es war ein seltsamer Gedanke, dass sie ihr so nahe waren. Es regnete stärker, und er wandte sich ab, dem ausgedehnten provisorischen Feldlager der Briten zu.

»Sir?«

»Ja?«

Der Sergeant wirkte verlegen. »Major Hogan ist neulich vorbeigekommen.«

»Na und?«

»Er hat uns von Miss Teresa erzählt, Sir.«

Sharpe runzelte die Stirn. »Was ist mit ihr?«

»Nur, Sir, dass sie Sie gebeten hat, nach ihr Ausschau zu halten. In der Stadt. Falls die Jungs ein wenig durchdrehen.«

»Na und?«

»Na ja, die Männer möchten so gern helfen, wahrhaftig.«

»Du meinst, sie glauben, ich käme nicht allein zurecht?«

Harper war versucht, Sharpe zu sagen, er solle nicht so töricht sein, fand jedoch, dass er damit die unsichtbaren

Grenzen von Rang und Freundschaft übertreten hätte. Er seufzte. »Nein, Sir. Nur, dass sie unbedingt helfen möchten. Sie haben Teresa gern, Sir, wahrhaftig.« Und Sie, hätte er hinzufügen können.

Sharpe schüttelte undankbar den Kopf. Teresa und Antonia waren sein Problem, nicht das der Kompanie, und er wollte nicht, dass eine Horde grinsender Männer seine Gefühle mitbekam, wenn er zum ersten Mal sein Kind sah. »Sag ihnen, nein.«

Harper zuckte mit den Schultern. »Kann sein, dass sie trotzdem zu helfen versuchen.«

»Es wird ihnen schwerfallen, sie in der Stadt zu finden.«

Der Sergeant grinste. »Das ist nicht schwierig. Wir versuchen es einfach bei dem Haus mit den zwei Orangenbäumen, gleich hinter der Kathedrale.«

»Zur Hölle mit dir, Sergeant.«

»Ich folge Ihnen überall hin, Sir.«

Ein paar Stunden später kam sich die Armee wie in der Hölle vor, einer wässrigen Version der Hölle. Der Himmel öffnete seine Schleusen. Donner krachte, als würden in den Sturmwolken Feldkanonen über hölzerne Bohlen rumpeln. Blitze zuckten bläulich grell auf eine Erde herab, die von mächtigen schrägen Regensalven durchnässt wurde. Jeder menschliche Laut wurde vom Geräusch des Wassers übertönt, einem ständigen lautstarken Rauschen in einer Dunkelheit, die von jähem Donner und Lichtblitzen durchbrochen wurde. Achtzehnhundert Mann waren auf der Hügelkuppe dabei, den ersten Quergraben von sechshundert Yards Länge auszuheben, der den Belagerern Schutz gewährte und von dem aus die ersten Kanonenstellungen gegraben werden sollten. Die Arbeiter waren bis auf die Haut durchnässt und zitterten. Das schiere Gewicht des Wassers erschöpfte sie, und hin und wieder spähten sie durch die Fluten zu der düsteren

Zitadelle hinüber, die von den Blitzen taghell erleuchtet wurde.

Der Wind wehte riesige, prickelnd kalte Regenvorhänge heran, ließ sie los und erfasste sie dann wieder umso stärker. Er bauschte die Mäntel zu fledermausartigen Formen auf und trieb das Wasser in unaufhaltsame Rinnsale, die den Graben auffüllten, über die Ränder der Soldatenstiefel sickerten und ihre Laune bis in die kalte, feuchte Erde sinken ließ, die sich jedem Spatenstich so hartnäckig widersetzte.

Die ganze Nacht über gruben sie, und die ganze Nacht über hielt der Regen an. Als der kalte Morgen graute, regnete es immer noch, und die französischen Kanoniere kamen aus ihren warmen Unterständen, um die Narbe aus frisch aufgeworfener Erde zu begutachten, die den niedrigen Hügel verunzierte. Die Kanoniere eröffneten das Feuer, schossen ihre Kanonenkugeln über den weiten Stadtgraben, über das Glacis, über den gestauten Fluss in die nasse Erde vor dem Schützengraben. Die Arbeit wurde eingestellt. Der erste Quergraben war zu flach, um Schutz zu bieten, und den ganzen Tag über weichte der Regen die Aushebung auf, bearbeiteten die Kanonen den Graben. Er füllte sich mit dünnem Schlamm, den man in der kommenden Nacht wieder herausschöpfen musste.

Sie gruben die ganze Nacht. Es regnete immer noch, und der Regen glich dem vor Noahs Sintflut. Mit dem Wasser wurden die Uniformen doppelt schwer, Stiefel blieben im klebrigen Schlamm stecken, und viele rieben sich die Schultern wund und blutig bei dem Versuch, den Graben zu vertiefen.

An diesem Abend erhielten die französischen Kanoniere ein sporadisches Sperrfeuer aufrecht, das den Schlamm stellenweise rot verfärbte, bis der endlose Regen das Blut verdünnt hatte. Aber langsam, unendlich langsam drangen

die Spaten tiefer ein, und der Wall vor dem Graben wurde höher.

Als der Morgen graute, offenbarte er einen Graben, der tief genug war, um den Tag über darin zu arbeiten. Die erschöpften Bataillone marschierten nacheinander durch den Zickzackgraben, der sie an der Rückseite des Hügels in Sicherheit brachte, und neue Bataillone traten an ihre Stelle. Das South Essex marschierte ohne Tornister und Waffen auf dem gewundenen Weg dem Schlamm, dem Kanonendonner und den Spaten entgegen.

Sharpe musste zurückbleiben. Bei ihm waren zwei Dutzend Männer, die das Gepäck bewachten. Sie bauten sich aus den aufgestapelten Tornistern provisorische Unterstände, kauerten sich mit ihren Musketen zwischen den Knien darunter und starrten in die nasse, graue, triefende Landschaft. Sharpe konnte die französischen Kanonen hören, gedämpft vom Regen und der Entfernung, und er hasste den Gedanken, nicht sehen zu können, was er hörte. Er ließ die Wachtposten unter Aufsicht eines alten Sergeants zurück und stieg durch den Graben zur Hügelkuppe auf.

Badajoz wirkte wie ein schwarzer Fels in einem Meer aus Wasser und Schlamm. Um die Mauern kräuselte sich der Rauch der Kanonen, der bei jedem Schuss von grellen Stichflammen durchbrochen wurde. Die französischen Kanoniere konzentrierten ihr Feuer links von Sharpe auf eine Stelle, wo die ersten beiden britischen Kanonenstellungen gegraben wurden.

Ein ganzes Bataillon arbeitete an der Versenkung. Vor ihnen bohrten sich die Kugeln in den Wall, zerstörten die mit Erde gefüllten Schanzkörbe und schlugen gelegentlich einen blutigen Pfad durch die Reihen der Männer.

Die Franzosen setzten sogar ihre Haubitzen ein, deren kurze gedrungene Rohre ihre Geschosse hoch in die Luft warfen, sodass die winzigen Rauchfäden der brennenden

Zündschnüre in den tief hängenden Wolken verschwanden, ehe sie den nassen Hang trafen. Die meisten Geschosse fielen einfach herab und blieben reglos liegen, da ihre Zünder vom Schlamm oder Regen gelöscht worden waren, aber einige explodierten inmitten von schwarzem Rauch und verstreuten scharfkantige Eisensplitter. Sie richteten keinen Schaden an, dafür war ihre Reichweite nicht groß genug.

Nach einiger Zeit stellten die Franzosen das Granatfeuer ein und sparten ihre Haubitzen auf für die Aushebung des zweiten Quergrabens, der weiter den Hang hinab und viel näher an der Mauer gegraben werden musste.

Sharpe ging an der Hügelkuppe entlang und hielt Ausschau nach dem South Essex. Er fand das Regiment am nördlichen Ende des ersten Quergrabens, wo der Hügel am Ufer des grauen, angeschwollenen Flusses steil in die nasse Ebene abfiel. Stellungen, die hier ausgehoben wurden, würden später das Schloss unter Beschuss nehmen, das auf seinem Felsen so riesig und unverletzlich aussah. Außerdem konnte Sharpe von dort aus die Festung San Roque erkennen, von der Hogan gesprochen hatte und die den Damm über den Rivillas schützte.

Falls es den Briten gelang, den Damm zu sprengen, würde der See nach Norden hin in den Fluss ablaufen und eine mögliche Bresche wesentlich einfacher erreichbar machen. Aber es war keine leichte Aufgabe, den Damm zu sprengen. Er lag nicht weiter als fünfzig Yards von der Stadtmauer entfernt, direkt unter San Pedro, der einzigen Bastion auf der Ostseite.

Vor Sharpe sprang eine Gestalt aus dem Graben. Es handelte sich um Sergeant Hakeswill. Er stolzierte am Rand entlang und fluchte auf die Männer hinab. »Grabt, ihr Hunde! Ihr syphilitischen Schweine! Grabt!« Nach ein paar Schritten wirbelte er herum, um zu sehen, ob man entsprechend auf ihn reagierte, und wurde auf Sharpe

aufmerksam. Er stand mit wild zuckendem Gesicht stramm. »Sir! Lieutenant, Sir! Sind Sie gekommen, uns zu helfen, Sir?« Er kicherte und wandte sich erneut der Leichten Kompanie zu. »Weitermachen, ihr schwangeren Säue! Grabt!« Er beugte sich über den Graben und schrie die Männer an, sodass ihm der Speichel aus den Mundwinkeln spritzte.

Sharpe konnte nicht widerstehen. Er wusste, dass er es nicht hätte tun dürfen, wusste, dass es sich nicht mit der sogenannten Offizierswürde vertrug, aber Hakeswill beugte sich weit über den Graben und schrie seine Obszönitäten, und Sharpe stand direkt hinter ihm.

Sharpe handelte im selben Moment, da ihn die Versuchung übermannte. Er stieß den Sergeant an. Hakeswill ruderte mit den Armen, verrenkte sich, schrie auf und stürzte hinab in den Morast am Boden des Grabens. Die Leichte Kompanie jubelte. Der Sergeant wandte Sharpe sein wütendes Gesicht zu, während er sich wieder aufrappelte.

Sharpe hob die Hand. »Pardon, Sergeant. Ich bin wohl ausgerutscht.« Er wusste, dass er sich kindisch benommen hatte und unklug dazu, aber dies war eine kleine Geste, die seinen Männern bewies, dass er nach wie vor auf ihrer Seite war. Er ging weiter und ließ Hakeswill zuckend stehen. Dann sah er Captain Rymer, der aus dem Graben stieg und auf ihn zu kam.

Falls Rymer den Vorfall mit angesehen hatte, erwähnte er ihn jedenfalls nicht, sondern nickte höflich. »Widerwärtiger Tag.«

Sharpe fühlte sich jedes Mal wie gelähmt, wenn es darum ging, Konversation zu treiben. Er zeigte auf die Männer im Graben. »Die Arbeit hält einen warm.« Dann wurde ihm plötzlich klar, dass sich das angehört hatte, als empfehle er Rymer, selbst zum Spaten zu greifen. Er mühte sich verzweifelt ab, einen Satz zu ersinnen, mit dem er diesen

Eindruck korrigieren konnte. »Einer von vielen Vorteilen, wenn man ein einfacher Soldat ist, wie?« Er konnte sich nicht dazu durchringen, Rymer mit »Sir« anzureden. Der schien es nicht zu bemerken.

»Sie hassen die Grabarbeit.«

»Würde sie Ihnen gefallen?«

Captain Rymer hatte sich darüber noch keine Gedanken gemacht. In die Familie Rymer aus Waltham Cross hineingeboren zu sein ermutigte einen Mann nicht gerade, sich mit dem Gedanken an körperliche Arbeit zu tragen. Er war ein gut aussehender blonder Mann, ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt und in Sharpes Gegenwart entsetzlich nervös. Rymer hatte diese Situation nicht herbeigeführt, sie war nicht nach seinem Geschmack, und er sah mit Schrecken der Zeit entgegen, wenn Sharpe, wie Colonel Windham ihm angekündigt hatte, als Lieutenant zur Kompanie zurückkehren würde. Der Colonel hatte Rymer gesagt, er solle sich keine Sorgen machen. »Ist noch nicht so weit. Gebe Ihnen Zeit, sich einzugewöhnen, das Kommando zu übernehmen. Aber wenn es zum Kampf kommt, könnte es sein, dass Sie ihn brauchen, nicht wahr, Rymer?« Rymer freute sich nicht auf diesen Zeitpunkt.

Er blickte zu dem hochgewachsenen, narbigen Rifleman auf und holte tief Luft. »Sharpe?«

»Sir?« Die Anrede musste früher oder später ausgesprochen werden, wie sehr sie auch wehtat.

»Ich wollte nur sagen, dass …« Was immer er sagen wollte, es musste warten. Eine französische Kanonenkugel bohrte sich in ihrer Nähe in die Erde, sodass der nasse Schlamm spritzte. Dann kam eine zweite, dann eine dritte. Rymer blieb vor Verblüffung der Mund offen. Er erstarrte, aber Sharpe packte ihn am Ellbogen und schob ihn in Richtung Graben. Er selbst folgte, sprang fast sechs Fuß tief hinterher und rutschte auf dem Boden des Grabens aus.

Die Luft war vom Donnern der Kanonenkugeln erfüllt. Die Männer hörten zu graben auf und schauten einander an, als könne einer der ihren die Antwort bereithalten, was diese plötzliche Kanonade zu bedeuten hatte. Sharpe spähte über den Wall und sah, wie sich die bewaffneten Wachtposten rückwärts in Sicherheit brachten. Jede Kanone auf der Ostmauer von Badajoz, vom hohen Schloss über San Pedro bis hin zur Bastion Trinidad, schien auf die nördlichen hundert Yards des Quergrabens zu schießen.

Rymer stand neben ihm. »Was geht da vor?«

Ein Wachtposten sprang auf den Feind fluchend über sie hinweg.

Sharpe wandte sich an Rymer. »Haben Sie Waffen dabei?«

»Nein! Wir hatten Befehl, sie zurückzulassen.«

»Es muss doch eine kampfbereite Kompanie geben?«

Rymer nickte und zeigte nach rechts. »Die Grenadierkompanie. Die ist bewaffnet. Warum?«

Sharpe deutete durch das trübe Licht und den Regen auf die dunklen Schatten am Fuß der Stadtmauer. Aus der Befestigung, die den Rivillas-Damm bewachte, strömten die Soldaten und formierten sich zu blauberockten Marschkolonnen, die mit den Schatten verschmolzen und daher schwer zu erkennen waren. Rymer schüttelte den Kopf. »Was soll das?«

»Die verdammten Franzosen!« Sie kamen in voller Stärke heran, um anzugreifen und den Quergraben zu zerstören. Auf einmal waren sie deutlich zu erkennen, weil sie ihre Bajonette hervorholten und der aufgesetzte Stahl durch die schräge Regenwand blitzte.

Die französischen Kanoniere mussten befürchten, ihre eigenen Männer zu treffen, und stellten das Feuer ein. Ein Hornsignal ertönte, und bei seinem Klang senkten sich Hunderte stählerner Bajonette zum Angriff. Die Franzosen jubelten und begannen ihren Ausfall.

KAPITEL 13

Captain Rymer hatte Pech. Er hatte voller Entschlossenheit und Angst dem Augenblick entgegengesehen, da er zum ersten Mal seine eigene Kompanie in die Schlacht führte. Aber er hatte sich nicht vorgestellt, dass dieser Augenblick so aussehen würde. Stattdessen hatte er sich auf einem weitläufigen Hang gesehen, im strahlenden Sonnenschein, unter knatternden Standarten, und sich selbst, wie er mit gezogenem Degen eine Schützenlinie mitten hinein in die feindliche Schlachtordnung führte. Gelegentlich zog er eine Verwundung in Betracht, keine allzu schlimme, aber ausreichend, ihn daheim zum Helden zu machen. Wenn seine Fantasie in die Ferne schweifte, sah er sich, wie er bescheiden einer Gruppe bewundernder Damen davon erzählte, während andere Männer, die sich nicht im Kampf bewährt hatten, neidvoll zusehen mussten.

Nun aber steckte er tief in einem morastigen Graben, war bis auf die Haut durchnässt und befehligte Soldaten, die nur mit Spaten bewaffnet waren und eintausend kampfbereiten Franzosen gegenüberstanden.

Rymer erstarrte. Die Kompanie sah ihn an, und an ihm vorbei zu Sharpe hinüber. Der Rifleman zögerte einen Moment, bemerkte Rymers Unsicherheit und hob die Hand. »Rückzug!«

Es hatte keinen Sinn, zum Kampf anzutreten. Zu kämpfen hatte erst dann einen Sinn, wenn sich die bewaffneten Kompanien vereint hatten und einen richtigen Gegenangriff beginnen konnten.

Die Arbeitsmannschaften kletterten aus dem Graben, rannten über das nasse Gras davon und machten dann kehrt, um die Feinde zu beobachten, wie diese in den

zurückgelassenen Graben sprangen. Die Franzosen ignorierten sie. Ihnen ging es nur um zweierlei. Sie wollten so viel wie möglich vom Quergraben erobern und zerstören, und vor allem jeden Spaten und jede Spitzhacke mit zurück in die Stadt nehmen. Für jedes dieser profanen Beutestücke hatte man ihnen eine Belohnung versprochen.

Sharpe begann am Graben entlang zur Hügelkuppe aufzusteigen. Er hielt mit den Franzosen Schritt, die dabei waren, ihren Kameraden auf der anderen Seite des Walls Spaten und Hacken zuzuwerfen. Vor dem Feind sprangen andere Arbeitsmannschaften wie verschreckte Hasen aus dem Erdreich und brachten sich hastig in Sicherheit. Niemand war bei dem Angriff verletzt worden. Sharpe bezweifelte, dass überhaupt ein Schuss abgegeben worden war oder dass jemand mit dem Bajonett zugestoßen hatte. Das Ganze war beinahe eine Farce.

Oberhalb der feindlichen Linie herrschte Chaos. Die größtenteils unbewaffneten Briten bewegten sich wie eine Viehherde vorwärts, während der Feind wenige Yards entfernt systematisch den Quergraben ausräumte. Einige der Franzosen versuchten den Wall zu beseitigen, aber die Erde war so durchnässt, dass es ihnen nicht gelang. Die Briten freuten sich richtiggehend über die Ablenkung von der endlosen Grabarbeit und begannen ihnen Schimpfworte zuzurufen. Ein oder zwei Franzosen legten ihre Musketen an, aber die Briten waren fünfzig Yards entfernt, außerhalb des sicheren Treffbereichs der Musketen, und es regnete immer noch in Strömen. Die Franzosen waren nicht bereit, die Umhüllung von ihren Schlössern zu nehmen, solange nicht richtig gekämpft wurde.

»Verdammtes Chaos, Sir.« Sergeant Harper hatte zu Sharpe aufgeholt und ging mühelos neben ihm her, einen Spaten in der Hand. Er grinste fröhlich.

Sergeant Hakeswill, dessen Uniform nach wie vor dick mit Schlamm beschmiert war, rannte an ihnen vorbei. Er warf ihnen einen bösartigen Blick zu und eilte weiter, der Rückseite des Hügels entgegen. Sharpe fragte sich, was der Mann vorhatte. Dann vergaß er ihn, als Captain Rymer neben ihm auftauchte. »Müssten wir nicht irgendwas unternehmen?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Feststellen, ob jemand fehlt?« Sonst gab es nichts zu unternehmen, nicht, solange die bewaffneten Kompanien keinen Angriff auf die geschäftigen Franzosen auf die Beine gestellt hatten.

Ein Pionier im blauen Mantel und mit einer reich verzierten Uniformmütze auf dem Kopf rannte auf die französische Front zu. Er wandte sich an die Arbeitsmannschaften, von denen sich einige jetzt erst in Sicherheit brachten, und rief ihnen zu: »Nehmt eure Spaten mit! Nehmt eure Spaten mit!« Es hatte Dutzende von Ochsenkarren gebraucht, um die kostbaren Geräte aus Lissabon heranzuschaffen, und nun wurden sie einfach so den Franzosen überlassen. Sharpe erkannte den Mann im blauen Mantel als Colonel Fletcher, den Befehlshaber der Pioniere.

Ein paar Männer machten kehrt, um ihre zurückgelassenen Spaten aufzunehmen. Da zerrten die vordersten französischen Einheiten die Lumpen von den Schlössern ihrer Musketen, zielten und schossen. Es war ein Wunder, dass überhaupt ein Schuss fiel, aber immerhin waren drei der Waffen trocken geblieben. Sie spuckten Rauch, und Colonel Fletcher stürzte rücklings zu Boden, die Hände um den Leib verkrampft. Als der Colonel fortgetragen wurde, jubelten die Franzosen.

Die Grenadierkompanie des South Essex rannte mit umgehängten Musketen an Sharpe vorbei, angeführt von Captain Leroy. Er hatte die unvermeidliche Zigarre im Mundwinkel, diesmal jedoch feucht und unangezündet, und

im Vorbeirennen warf er Sharpe mit hochgezogener Braue einen ironischen Blick zu, Zugeständnis an das herrschende Chaos. Direkt vor ihnen befand sich eine weitere bewaffnete Kompanie, und Leroy stellte seine Männer daneben auf. Der Amerikaner wandte sich an Sharpe. »Haben Sie Lust, mitzumachen?«

Die Franzosen hatten den erste Quergraben zur Hälfte erobert, dreihundert Yards Graben, und drängten nach wie vor den Hügel herauf. Die beiden Kompanien britischer Infanterie, die zehn zu eins unterlegen waren, holten ihre Bajonette hervor und befestigten die Klingen an ihren Musketen. Leroy sah seine Männer an. »Macht euch gar nicht erst die Mühe zu schießen. Schneidet die Halunken einfach in kleine Stücke.« Er zog seinen Degen und ließ die schmale Klinge durch den Regen peitschen. Eine dritte Kompanie bezog keuchend und hastig Stellung an der kleinen Kampflinie. Die Offiziere nickten einander zu und befahlen den Angriff.

Andere Kompanien formierten sich, aber zunächst drohte den Franzosen nur Gefahr von den drei Kompanien, die auf der Flanke heranstürmten. Sie reihten sich im Graben auf, entfernten die Umhüllungen von ihren Musketenschlössern und warteten ab. Sharpe bezweifelte, dass mehr als eine von je zehn Musketen funktionieren würde. Er zog seinen Säbel und freute sich, nach Wochen der Langeweile endlich wieder das Gewicht in seiner Hand zu spüren. Dann setzten die Briten zu einem stolpernden Lauf an, als wollten sie den Graben erreichen, noch ehe die Franzosen Gelegenheit hatten, ihre Musketen abzuschießen.

Der Degen eines französischen Offiziers sauste herab. *»Tirez!«* Sharpe sah, wie sich die Gesichter der Männer beim Abdrücken verzerrten, aber der Regen hatte den Briten die Arbeit abgenommen. Einige wenige Schüsse fielen, aber die meisten Feuersteine trafen auf nasses

Pulver, das sich in dicke Klumpen verwandelt hatte. Die Franzosen fluchten und warteten mit ihren Bajonetten.

Die Briten jubelten. Die Frustration der Tage und Nächte im Regen und des unaufhörlichen Grabens entlud sich plötzlich gegen den Feind. Selbst Männer, die mit nichts anderem bewaffnet waren als mit ihren Spaten oder gar nur den bloßen Fäusten, kamen hinter den bewaffneten Kompanien her und schrien den Franzosen ihren Trotz entgegen.

Sharpe ließ seinen Säbel wirbeln, rutschte aus und landete halb fallend, halb springend im Graben. Ein Bajonett stach auf ihn ein, aber er schlug es beiseite und streckte den Mann mit einem Fußtritt nieder. Andere Franzosen versuchten, auf die gegenüberliegende Seite des Quergrabens zu gelangen, indem sie sich von ihren Kameraden über den Wall helfen ließen. Die britischen Bajonette stachen auf sie ein, und die blau uniformierten Gestalten erschlafften.

»Achtung, rechts!«, rief jemand. Ein Trupp Franzosen arbeitete sich den Graben entlang vorwärts, um jene zu retten, die von der Spitze des britischen Angriffs überwältigt worden waren, aber dann mussten sie selbst plötzlich ums Überleben kämpfen.

Eine zusammengewürfelte Schar von Männern, zumeist nur mit Spaten bewaffnet, stürmte auf die Franzosen ein, und Sharpe sah, wie Harper seine provisorische Waffe herumwirbeln ließ. Der Sergeant sprang in den Graben, schlug ein Bajonett beiseite und rammte dem Mann das Blatt seines Spatens ins Zwerchfell. Er brüllte seine gälische Herausforderung und räumte mit wuchtigen, treffsicheren Schlägen im Graben auf. Und es fand sich kein Franzose, der sich ihm zum Kampf gestellt hätte.

Die Feinde hielten nach wie vor den Wall besetzt. Sie schlugen von oben nach den Briten im Graben, stachen mit langen Bajonetten zu und schafften es immer wieder,

entlang des Grabens eine Muskete zum Abschuss zu bringen. Sharpe war sich darüber im Klaren, dass sie zum Rückzug gezwungen werden mussten. Er hieb auf die Beine der Männer ein, die ihm am nächsten waren, zog sich dabei am Rand des Grabens hoch, doch ein Stiefel trat nach ihm und schleuderte ihn zurück in die Tiefe.

Die Franzosen waren dabei, sich zu besinnen. Sie zogen ihre Streitmacht zusammen, und der Graben wurde ein ungesunder Aufenthaltsort. Es kam zu einer spärlichen Salve, als eine feindliche Linie die Umhüllung von ihren Musketenschlössern entfernt hatte. Männer stürzten in das Wasser, das wie ein kleiner Bach durch den Graben floss.

Sharpe hieb erneut auf die Beine eines Feindes ein, wich einem Bajonett aus und wusste, dass es am vernünftigsten war, den Rückzug anzutreten. Er rannte den Graben entlang, spürte den stinkenden, glitschigen Morast unter seinen Stiefeln. Dann hielt ihn eine große Pranke auf, und Sergeant Harper grinste ihn an. »Das ist besser als graben, Sir.« Er hielt eine erbeutete Muskete in der Hand, deren Bajonett blutbeschmiert und verbogen war.

Sharpe drehte sich um. Die Franzosen hielten immer noch einen Abschnitt im Zentrum des Grabens besetzt, aber die Briten griffen vom Hügel aus an. Nur im Norden, wo Sharpe und Harper im blutgetränkten Graben zu Atem zu kommen versuchten, blieben die Franzosen ungestört. Sie hatten nicht vor, lange zu bleiben. Ihre Offiziere hatten bereits begonnen, ihre Kompanien zurückzuschicken, beladen mit erbeutetem Werkzeug, und der Anblick veranlasste Sharpe, auf der französischen Seite den Wall zu erklimmen. Harper hatte ungefähr die Hälfte seiner alten Kompanie um sich versammelt. Einige waren mit erbeuteten Musketen bewaffnet, die meisten mit Spaten. Er grinste ihnen zu und freute sich, wieder bei ihnen zu sein. »Kommt, Jungs. Hier herauf.«

Eine französische Kompanie formierte sich zum Schutz des Rückzugs mit Blick nach Norden, und ihr Offizier blickte nervös Sharpes abgerissener Horde entgegen, die mit dreckverschmierten Uniformen auf ihn zukam. Die würden doch wohl nicht angreifen. Die Briten waren nicht ordnungsgemäß bewaffnet und zahlenmäßig unterlegen.

Aber plötzlich sauste ein Säbel in die Luft, und die kleine Horde stürmte auf ihn ein. Nun hieß es Bajonette gegen Spaten, und zwei hoch gewachsene Teufel schlugen auf seine Männer ein. Niemand war daran gelegen, zum Nahkampf anzutreten, aber Sharpe und Harper warfen sich ins Getümmel, und das South Essex folgte ihnen. Sie knurrten die Franzosen an, schlugen mit ihren Spaten auf sie ein, und Harper setzte seine erbeutete Muskete wie eine Keule ein. Die Franzosen wichen zurück. Sie stolperten im glitschigen Morast, waren geblendet vom Regen, und diese Verrückten griffen weiter an.

Sharpe unternahm einen Vorstoß mit dem Säbel, zielte auf Gesichter und Kehlen, musste nur einmal das geschickt geführte Bajonett eines Sergeants abwehren. Er schlug die Klinge zur Seite, der Franzose glitt aus, und schon sauste der Säbel von oben herab, um wie eine Axt den Schädel des Mannes zu spalten.

Sharpe versuchte, den Schlag aufzuhalten, denn der Sergeant war ihm hilflos ausgeliefert. Der schwere Säbel beschrieb einen Bogen und traf das nasse Erdreich des Walls. Nun ergriffen die Franzosen die Flucht. Sie eilten zurück zu ihrer Hauptstreitmacht, und die halbe Kompanie des South Essex blieb mit einem Dutzend Gefangenen zurück, die auf dem schlüpfrigen Boden ausgerutscht waren. Der französische Sergeant, dessen einzelner Streifen im Kampf Blut abbekommen hatte, blickte erst auf die Gefallenen und dann auf den Säbel, der ihn beinahe umgebracht hätte. Er hatte mitbekommen, wie der hoch

gewachsene Offizier den tödlichen Schlag abgefangen und beiseite gelenkt hatte, und er nickte ihm zu.

»Merci, monsieur.«

Harper nahm die zwölf Männer in Augenschein. »Was sollen wir mit denen anfangen, Sir?«

»Lasst sie laufen.« Dies war nicht der Ort, Gefangene zu machen. Sie nahmen ihnen die Waffen ab, warfen sie außer Reichweite auf die britische Seite des Quergrabens, und durchsuchten jeden Franzosen nach Wein oder Schnaps.

Vor Sharpe tobte nach wie vor der Kampf. Die Hauptstreitmacht der Franzosen hatte sich bis auf fünfzig Yards an die erste Batterie herangekämpft, war jedoch aufgehalten worden. Vereinzelte Trupps von Männern, die zum Teil bewaffnet waren und zum Teil nichts anderes zur Verfügung hatten als dicke Holzbalken, griffen die Franzosen an und verwickelten sie mitten im Morast in heftige Auseinandersetzungen.

Offiziere galoppierten am Rand der Kampffront entlang und versuchten, Ordnung in das Chaos zu bringen, aber die britischen Soldaten wollten keine Ordnung. Sie wollten eine Abwechselung von der mühseligen Grabarbeit und vom strömenden Regen, und sie wollten kämpfen. Man hatte den Eindruck, als sei eine Schlägerei im Gange. Es gab keine Rauchwolken, weil die Musketen nicht mehr schossen. Metall schlug gegen Metall, Holz schlug gegen Metall, und in dieses Kampfgeräusch mischten sich die Schreie der Verwundeten und das Schluchzen der Sterbenden. Von der Seite aus, wo sich Sharpe und seine halbe Kompanie mit den Gefangenen den Schnaps teilten, sah es aus, als würden Hunderte von Sumpfungeheuern in groteskem Zeitlupentempo miteinander ringen.

Sharpe wandte sich an den französischen Sergeant und wies in Richtung Stadt. »Geht!«

Der Franzose grinste, bedachte Sharpe mit einem freundschaftlichen Gruß und führte seine kleine Gefolgschaft davon. Zwanzig Yards vom Graben entfernt blieben sie stehen und hoben sechs Spaten auf. Harper brüllte: »Bringt sie zurück!« Der französische Sergeant antwortete mit einer obszönen Geste und setzte sich in Richtung Badajoz in Bewegung.

»Lass sie laufen.« Sharpe wandte sich erneut dem Kampf zu. »Kommt.«

Sie schleppten sich am Wall entlang, während der Regen auf sie nieder strömte und auf die Toten drunten im Graben fiel. Der Hang war mit zerbrochenen Spaten und zerstörten Musketen übersät. Die Geräusche des Kampfes, die Geräusche von Männern, die sich im Schlamm mit bloßen Händen umbrachten, wurden vom Regen gedämpft.

Ein französischer Offizier hatte eine kleine Einheit mit Schaufeln antreten lassen und versuchte, den Quergraben aufzufüllen. Sharpe beeilte sich, obwohl der Boden schlüpfrig war, und als er sich umdrehte, sah er, dass die Männer, die ihm folgten, immer weiter zurückblieben. Aber Harper war bei ihm, und die Franzosen sahen sich um und entdeckten sie.

Nun war die Reihe an ihnen, von den Spaten Gebrauch zu machen. Ein Hüne von einem Mann schlug nach ihnen und zwang sie, ihm auszuweichen. Er parierte Harpers Hieb, und Sharpe ließ seinen Säbel auf den Riesen niedersausen. Er spaltete den Griff des Spatens, aber der Franzose stürmte weiter heran. Harper stieß ihm das Bajonett in den Leib, aber der Franzose stürmte weiter. Sharpe hieb auf den Nacken des Mannes ein, bis er endlich zusammensackte. »Weiter!«

Er spürte einen stechenden Schmerz im Rücken, wirbelte herum und sah den französischen Offizier, der sich mit bleichem Gesicht von seinem Vorstoß zurückzog. »Du

Schweinehund!« Sharpe drang mit ausgestrecktem Säbel vor, und der Franzose kam erneut auf ihn zu.

Die Klingen rasselten einander, Sharpe drehte das Handgelenk so, dass der mächtige Säbel von der linken zur rechten Seite des Franzosen umschwenkte, und unterlief seine Deckung. Sharpe setzte den rechten Fuß stampfend auf, ignorierte die Klinge seines Gegners und traf seine Rippen. Der französische Offizier versuchte zurückzuweichen, rutschte jedoch auf Blut und Schlamm aus. Sharpe drang weiter auf ihn ein, spürte, wie der Stahl über die Rippen kratzte. Seine Männer eilten mit angelegten Bajonetten an ihm vorbei, mit erbeuteten Bajonetten, und Sharpe sah zu, wie sie den Feind zurückdrängten.

Signalhörner riefen die Franzosen in die Stadt zurück, und binnen Sekunden war der Hügel eine einzige Masse zurückweichender Feinde, die ihre Verwundeten mitschleppten und bündelweise erbeutete Hacken und Schaufeln. Sie eilten direkt auf die Stadt zu, als müssten sie einen Kavallerieangriff befürchten, und Sharpe beobachtete, wie einzelne Männer lieber durch den aufgeschwemmten See wateten, als den langen Umweg am Damm entlang zu wählen. Zehn, zwanzig Yards weit ging alles gut. Das Wasser stieg ihnen nur bis an die Schenkel. Dann jedoch sank mit grauenhafter Plötzlichkeit der Boden ab. Französische Offiziere brüllten ihre Männer an, befahlen ihnen, sich vom Wasser fernzuhalten, führten sie über den Damm des Rivillas. Der Vorstoß war beendet.

Die französischen Kanonen eröffneten erneut das Feuer. Ihre Kugeln pflügten das schlammige Rot auf, und die Briten suchten Deckung in dem beschädigten Quergraben. Harper warf einen Blick auf Sharpes blanken, blutgetränkten Säbel. »Wie in alten Zeiten, Sir.«

Sharpe begutachtete seine kleine Kampftruppe. Sämtliche Rifles waren dabei, sie grinsten ihm zu, und eine

beträchtliche Zahl Männer der Leichten Kompanie. Er grinste zurück, hob ein Stück nasses Sackleinen auf und wischte die Säbelklinge daran ab. »Ihr geht jetzt besser zu eurer Kompanie zurück.«

»Lieber bleiben wir hier, Sir.« Sharpe konnte nicht sehen, wer da gesprochen hatte. Er sah Harper an.

»Bring sie zurück, Sergeant.«

»Sir.« Harper grinste ihn an. »Und vielen Dank auch, Sir.«

»Wenn's weiter nichts ist.« Er blieb allein zurück. Kleine Einheiten schritten die Kampfzone ab, sammelten die Verwundeten auf und warfen die Toten auf einen Haufen. Es gab zahlreiche Tote, mehr, dachte Sharpe, als in der Bresche von Ciudad Rodrigo. Ein Spaten, gegen den Schädel eines Mannes gerichtet, war eine heimtückische Waffe, und die britischen Soldaten waren frustriert gewesen, bereit zum Kampf, bereit zum wilden Getümmel im Schlamm.

Ein toter Franzose lag verkrümmt zu Sharpes Füßen, und der Schütze ging in die Knie, um die Taschen und Beutel des Leichnams zu durchsuchen. Er fand nichts, was sich mitzunehmen lohnte. Ein zweimal gefalteter Brief, der unleserlich wurde, sobald Sharpe ihn dem Regen aussetze, eine Kupfermünze und eine einzelne Musketenkugel, die dem Toten als Talisman gedient hatte. Um den Hals trug er ein dick mit Blut beschmiertes billiges Metallkreuz. Er hatte versucht, sich einen Schnurrbart stehen zu lassen, damit er wie ein Veteran aussah, aber die Haare waren noch zu fein und dünn. Er war kaum mehr als ein Knabe. Eine seiner Stiefelsohlen hatte sich gelöst. Sie hing halb herab und wippte geradezu fröhlich im Regen, der darauf niederprasselte. War das der Grund für seinen Tod? Hatte sich die Sohle im Kampf gelöst, sodass er, als seine Kameraden losrannten, hinterhergehinkt und gestolpert war, und hatte ihm ein britisches Bajonett daraufhin die Kehle aufgeschnitten? Die Tinte rann vom Brief in den

Schlamm, aber Sharpe konnte das letzte Wort auf der Seite erkennen, das größer geschrieben war als die übrigen. *»Maman.«*

Er blickte in Richtung Stadt, die nun wieder gesäumt war von länglichen Stichflammen, während die Kanonen ihren Trauerrhythmus schlugen, den sie beibehalten würden, bis die Belagerung vorbei war. Teresa hielt sich dort auf. Er betrachtete den gedrungenen, mit Bogenfenstern versehenen Turm der Kathedrale und überlegte, wie nahe seine Glocke für sie klingen musste. Die Kathedrale schien nur über eine Glocke zu verfügen, eine heisere Glocke, deren Klang jedes Mal sofort erstarb, wenn sie zur vollen Stunde und noch einmal jede Viertelstunde angeschlagen wurde. Er fragte sich recht unvermittelt, ob Teresa dem Kind jemals etwas vorsang. Und was war im Spanischen das Wort für Mutter? *Maman?* Wie im Französischen?

»Sir! Sir!« Ensign Matthews stand blinzelnd neben ihm im Regen. »Sir? Sind Sie es, Sir? Captain Sharpe?«

»Ich bin's«, Sharpe verzichtete darauf, die Anrede Captain in Lieutenant zu korrigieren.

»Sie kommen wohl besser mit, Sir.«

»Was ist denn?«

»Das Offiziersgepäck, Sir. Es ist geplündert worden.«

»Geplündert?« Er kletterte hastig aus dem Graben.

»Der Colonel hat einen Teil seines Silbers verloren, Sir. Jeder hat etwas eingebüßt.«

Sharpe fluchte. Er hatte Befehl gehabt, auf das Gepäck aufzupassen, aber statt es zu bewachen, hatte er sich raufend im Schlamm gewälzt. Er fluchte wieder und rannte los.

KAPITEL 14

»Gottverdammt!« Colonel Windham ging in dem kleinen Schafstall auf und ab. Er hatte eine Reitpeitsche dabei und benutzte sie, um seiner Wut Luft zu machen, indem er auf den Stapel Gepäck eindrosch. Als er den Kopf senkte, um das geplünderte Gepäck in Augenschein zu nehmen, rann Wasser von seinem Zweispitz. »Gottverdammt!«

»Wann ist das passiert?«, fragte Sharpe Major Forrest.

»Wir wissen es nicht.« Forrest lächelte ihm nervös zu.

Windham machte auf dem Absatz kehrt. »Passiert? Wann? Heute Nachmittag, verdammt noch mal, Sharpe, als Sie, verdammt noch mal, die Aufsicht hatten!« An den Wänden des Schafstalls drängte sich ein weiteres Dutzend Offiziere und blickte mit anklagender Miene zu Sharpe herüber. Doch sie hüteten sich alle vor dem Zorn des Colonels.

»Wissen wir mit Sicherheit, dass es heute Nachmittag passiert ist?«, hakte Sharpe nach.

Windham sah aus, als hätte er am liebsten Sharpe mit seiner Reitpeitsche bearbeitet. Stattdessen fluchte er erneut und wandte sich ab. Es war nicht das Übernachtungsgepäck der Offiziere, das ausgeraubt worden war, sondern ihre Wertsachen, die sie in ledernen Maultierbeuteln untergebracht hatten. Soweit Sharpe wusste, war das Gepäck seit drei Tagen nicht mehr angerührt worden. Es enthielt Dinge, die ein Mann nur ausgepackt hätte, wenn er über längere Zeit bequem untergebracht war: Silbergeschirr, Kristallgläser, Luxusartikel, die sie an heimischen Komfort erinnerten.

Windham wandte sich knurrend an Major Collett. »Was fehlt also?«

Die Liste war nicht lang. Forrest hatte eine Zahlungsanweisung verloren, aber die hatte man bereits gefunden, zusammengeknüllt und in den Schlamm geworfen. Wer immer die Beutel aufgeschlitzt hatte, er hatte nicht gewusst, was er mit dem Papier anfangen sollte. Spurlos verschwunden waren zwei Schnupftabakdosen und eine Goldkette, von der Sharpe annahm, dass sie in Ciudad Rodrigo erbeutet worden war. Jedenfalls hatte der Offizier, der ihren Verlust meldete, vor der Belagerung wortreich seine Armut bekundet und sich hinterher auffallend still verhalten. Außerdem fehlten ein goldenes Wehrgehänge, das zu wertvoll war, um es in der Schlacht zu tragen, ein Paar silberne Sporen und ein Paar Ohrringe, die nach Angaben eines peinlich berührten Lieutenants als Geschenk für seine Mutter gedacht waren. Major Collett hatte einen Rasierspiegel mit silbernem Deckel verloren und eine Uhr, von der er behauptete, sie sei ein Vermögen wert. Am schwerwiegendsten war jedoch der Verlust, den der Colonel erlitten hatte: das silbergerahmte Porträt seiner Frau, der gestrengen Jessica mit dem fliehenden Kinn. Der Colonel, ging das Gerücht, hing ganz besonders an seiner Frau. Sie hatte ein kleines Vermögen und die Jagdrechte für die halbe Grafschaft Leicestershire in die Ehe eingebracht, und Colonel Windham war wütend über den Verlust des Bildes. Sharpe erinnerte sich, wie es in Elvas auf dem niedrigen Tisch gestanden hatte.

Windham zeigte mit der Peitsche auf Sharpe. »Haben Sie etwas verloren?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ich habe hier kein Gepäck, Sir.« Alles, was er besaß, trug er auf dem Rücken mit sich herum, nur der vom Patriotic Fund verliehene Degen und das Gold, das er in Almeida an sich gebracht hatte, wurden von seinem Londoner Makler aufbewahrt.

»Wo ist Ihr Tornister?«

»Bei den anderen, Sir.«

»Ist er beschriftet?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nein, Sir.«

»Holen Sie ihn her, Sharpe.«

Was für ein Unsinn! Wollte der Colonel Sharpe beschuldigen, der Dieb zu sein? Wenn ja, warum forderte er dann Sharpe auf, persönlich seinen Tornister zu holen, wodurch er Gelegenheit erhielt, das gestohlene Gut zu verbergen? Er suchte den Tornister heraus und brachte ihn in den Schafstall. »Wollen Sie ihn durchsuchen, Sir?«

»Seien Sie kein Narr, Sharpe, Sie sind Offizier.« Und damit, lauteten die unausgesprochenen Worte, sind Sie trotz aller gegenteiligen Beweise ein Gentleman. »Ich will sehen, wie weit unser Dieb sein Netz ausgeworfen hat. Sehen Sie nach, ob etwas fehlt, Mann!«

Sharpe öffnete die Schnallen. Der französische Tornister war vollgestopft mit ungewaschener Ersatzkleidung, zwei Ersatzschlössern für sein Gewehr und einer halben Flasche Rum. Er bewahrte nur einen Wertgegenstand darin auf, und nach dem brauchte er nicht zu suchen. Er war verschwunden. Er blickte zu Windham auf. »Ich vermisse mein Fernrohr.«

»Fernrohr? Ein wertvolles Stück?«

Ein besonders wertvolles. Auf der eingelegten Messingplatte stand »In Dankbarkeit. AW. 23. September 1803«. Und es war verschwunden. Sharpe kramte verzweifelt zwischen den Kleidungsstücken, aber es war und blieb verschwunden. Das Fernrohr war ein Geschenk von Wellington, und Sharpe verfluchte sich, weil er seinen Tornister bei den anderen gelassen hatte. Aber sie waren doch bewacht worden. Genau wie der Schafstall mit dem Offiziersgepäck. Windham hörte Sharpes Beschreibung und nickte zufrieden. »Das beweist eines.«

»Beweist? Was denn, Sir?«

Windham lächelte. »Ich glaube, wir wissen, wo unser Dieb herkommt. Nur eine Kompanie konnte diesen Tornister kennen!« Er zeigte auf Sharpes zunehmend feuchter werdende Kleidung in ihrem Tornister aus französischem Schweinsleder. Dann wandte er sich an Major Collett. »Lass die Leichte Kompanie antreten, Jack. Und jeden Mann durchsuchen.«

Sharpe versuchte, Einspruch zu erheben. »Sir?«

Windham wirbelte herum und streckte anklagend die Peitsche vor. »Wenn Sie aufgepasst hätten, Sharpe, anstatt sich auf dem Hügel herumzutreiben, wäre das nicht passiert. Also halten Sie sich da raus!«

Hakeswill! Hakeswill musste es gewesen sein! Sharpe wusste es, und er wusste mit absoluter Sicherheit, dass sich diese Anschuldigung nicht beweisen ließ. Zumindest der Diebstahl des Fernrohrs musste an diesem Nachmittag erfolgt sein, weil Sharpe das Glas noch um die Mittagszeit in seinem Tornister gesehen hatte. Die Leichte Kompanie war größtenteils mit Sharpe zusammen gewesen und hatte die Franzosen bekämpft, aber dann entsann er sich plötzlich der unbeholfenen, schwerfälligen Gestalt des Sergeants mit der gelblichen Gesichtshaut, wie sie zurückgeeilt war, in Richtung Gepäck. Inzwischen war die Beute sicherlich gut versteckt. Und die Wachtposten, die Sharpe beim Gepäck zurückgelassen hatte, waren wohl in Richtung Hügelkuppe geschlendert, um dem Kampf zuzusehen. Er schnallte seinen Tornister zu. Major Forrest wartete, bis die übrigen Offiziere zum Tor hinaus waren. »Tut mir leid, Sharpe.«

»Ich glaube nicht, dass es jemand von der Leichten Kompanie war, Sir.«

»Ich meinte, wegen des Fernrohrs.«

Sharpe grunzte. Forrest war ein anständiger Mann, der sich immer um die Zufriedenheit der anderen sorgte. Der Schütze zuckte mit den Schultern. »Es ist fort, Sir.

Unwiderruflich.« Hakeswill war ein zu schlauer Dieb, um sich erwischen zu lassen.

Forrest schüttelte traurig den Kopf. »Unglaublich. Dabei waren wir so ein unbeschwertes Bataillon!« Auf einmal änderte sich seine Miene. Sie drückte Neugier aus. »Sharpe?«

»Sir?«

»Colonel Windham sagte, Sie seien verheiratet. Ich wollte ihm nicht widersprechen.«

»Und, haben Sie’s getan, Sir?«

»Gütiger Himmel, nein! Sind Sie verheiratet?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nein, Sir.«

»Aber er hat gesagt, Sie hätten ihm versichert, Sie seien verheiratet.«

Sharpe ließ sich auf die Hacken nieder und blickte lächelnd zu dem Major auf. »Stimmt.«

»Um Himmels willen, warum denn?«

»Weiß nicht, Sir. Ist mir so rausgerutscht«

»Aber, gütiger Himmel, Sharpe. Das geht als Vermerk in Ihre Akte, das …« Forrest gab auf. »Warum sagen Sie ihm nicht die Wahrheit?«

»Weil mir die Vorstellung recht gut gefällt, Sir.«

Forrest lachte. »Na so was. Ich fand es merkwürdig, als er es erwähnt hat, aber insgeheim habe ich gedacht, es könnte wahr sein. Sie sind ein verschwiegener Bursche, Sharpe.«

»So bin ich nun mal, Sir. Und demnächst wird es mich den Kopf kosten.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich.« Forrest runzelte die Stirn. »Demnächst wird die Stelle eines Captains frei werden. Schon heute Nachmittag war es fast so weit. Der gute Sterritt ist gestolpert, und gleich hatte er ein Bajonett in der Jacke.«

Sharpe sagte nichts. Er hatte schamlos die Überlebenden daraufhin überprüft, ob ein Captain fehlte, aber sie schienen alle am Leben zu hängen und sich trotz des schlechten Wetters bester Gesundheit zu erfreuen. Er stand auf und hängte sich seinen Tornister über die Schulter. Von der anderen Seite des Hügels drang das Dröhnen der französischen Kanonen herüber, ein Laut, an den sich die Männer so gewöhnt hatten, dass sie ihn kaum noch bemerkten. Genau wie das unaufhörliche Zischen des Regens.

Forrest blickte über die Schulter auf die angetretene Leichte Kompanie. »Eine traurige Angelegenheit, Sharpe. Sehr traurig.«

Windham nahm die Parade ab, und der Sergeant Major rief die Männer einzeln auf, vorzutreten und Taschen, Proviantbeutel und Tornister auf dem Boden zu entleeren. Ein zweiter Sergeant durchsuchte die Gepäckstücke. Sharpe wandte sich ab. Er fand es ebenfalls traurig und gänzlich unnötig. Er hätte sie antreten lassen und ihnen zehn Minuten Zeit gegeben, den Dieb zu nennen oder die Konsequenzen zu tragen, allerdings nur, wenn er wirklich überzeugt gewesen wäre, dass ein Angehöriger der Kompanie der Dieb war. Forrest schüttelte den Kopf. »Er ist sehr gründlich, Sharpe.«

»Das finde ich nicht, Sir.«

»Was meinen Sie damit?«

Sharpe lächelte müde. »Als ich ein einfacher Soldat war, hatten wir Tornister mit doppelten Böden. Außerdem sieht er nicht in den Tschakos nach. Und der wahre Dieb wird die Beute längst nicht mehr bei sich haben.«

»Er hat wohl kaum Zeit gehabt, sich ihrer zu entledigen.«

»Sir. Inzwischen könnte eine der Frauen sie haben, oder er könnte sie für ein paar Shilling oder ein bis zwei Flaschen Rum an den Marketender verkauft haben. Oder er

könnte sie versteckt haben, sodass sie nicht zu finden ist. Wir verschwenden nur unsere Zeit.«

Ein Reiter erschien draußen vor dem Schafstall und wandte sich salutierend an Forrest. »Sir?«

Major Forrest spähte durch den Regen nach draußen. »Gütiger Himmel! Der junge Knowles! Sie haben ja ein neues Pferd!«

»Jawohl, Sir.« Robert Knowles glitt aus dem Sattel und grinste Sharpe zu. »Nachdem ich nicht mehr in Ihrer Kompanie bin, darf ich ein Pferd reiten. Gefällt es Ihnen?«

Sharpe betrachtete verdrießlich das Tier. »Sehr nett, Sir.«

Knowles versteifte sich, als er das »Sir« hörte. Er blickte von Sharpe zu Forrest. Sein Lächeln verschwand. »Ihre Beförderung?«, wandte er sich stammelnd an Sharpe.

»Wurde abgelehnt, Sir.«

»Hören Sie auf.« Knowles war peinlich berührt. Er hatte sein Handwerk von Sharpe gelernt, hatte sich nach dem Vorbild seines alten Captains gerichtet, und nachdem er nun seine eigene Leichte Kompanie befehligte, versuchte er sich immer vorzustellen, wie Sharpe mit ihr umgegangen wäre. »Das ist lächerlich!«

Forrest nickte. »Eine verkehrte Welt.«

Knowles runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht glauben!«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Es stimmt.« Es tat ihm leid, dass er Knowles in Verlegenheit gebracht hatte. »Wie ist die neue Kompanie?«

»Nass. Außerdem wollen die Männer endlich kämpfen.« Er schüttelte wieder den Kopf. »Und wer hat jetzt Ihre Kompanie?«

Forrest seufzte. »Ein Mann namens Rymer.«

Knowles schüttelte den Kopf. »Die spinnen.« Er sah Sharpe an. »Eine verrückte Vorstellung! Sie sollen einem

Captain unterstellt sein?«

Forrest mischte sich beschwichtigend ein. »O nein, Mister Sharpe hat besondere Aufgaben.«

Sharpe grinste. »Ich bin der Lieutenant, der die Frauen, Spitzhacken, Maultiere und Gepäckwache befehligt.«

Knowles lachte. »Ich kann es, verdammt noch mal, einfach nicht glauben!« Plötzlich fiel ihm die seltsame Parade auf, die hinter dem kleinen Schafstall stattfand. »Was geht da vor?«

»Ein Dieb«, verkündete Forrest traurig. »Der Colonel meint, es könnte jemand von der Leichten Kompanie gewesen sein.«

»Er ist wahnsinnig!« Knowles war seiner alten Kompanie gegenüber nach wie vor entschlossen loyal. »Die sind viel zu schlau, um sich erwischen zu lassen!«

»Ich weiß.« Sharpe beobachtete die Durchsuchung. Die Männer waren alle an der Reihe gewesen, und man hatte nichts gefunden. Nun traten die Sergeants vor. Hakeswill stand kerzengerade und mit zuckendem Gesicht da, während sein Tornister ausgeschüttet wurde. Natürlich würde man dort auch nichts finden. Der Sergeant salutierte die Hacken zusammenschlagend vor Windham.

Nun trat Harper vor, grinsend vor Vergnügen, dass ihn jemand einer solchen Tat verdächtigen könnte. Erst Hakeswill, dann Harper. Sharpe rannte los, den Hang hinan, sobald ihm einfiel, wie sehr Hakeswill Harper aus dem Weg haben wollte. Patrick Harper sah Sharpe kommen und hob die Augenbrauen. Er nahm die Beleidigung, die diese Durchsuchung bedeutete, mit demselben ruhigen Gleichmut hin, mit dem er den meisten Widrigkeiten des Lebens begegnete, und dann machte sich Verblüffung auf seinem Gesicht bemerkbar.

»Sir?« Der Sergeant Major richtete sich auf.

Sharpe hatte richtig erkannt, was vorging, aber zu spät. Er hätte Harper früher erreichen müssen. Vor der Parade.

»Offizier vom Dienst!« Windhams Stimme klang heiser. »Stellen Sie den Sergeant unter Arrest.«

Sie fanden nur einen Gegenstand, aber das genügte. Ganz obenauf im Tornister lag, nicht einmal versteckt, der silberne Rahmen, der ehedem das Bild von Windhams Gemahlin enthalten hatte. Das Glas war zerbrochen und das Porträt fehlte. Beim Herausreißen des Bildes hatte sich das Filigranwerk verbogen. Windham hielt den Rahmen hoch. Er schien vor Wut zu zittern und blickte zu dem hünenhaften Sergeant auf. »Wo ist das Bild?«

»Ich weiß nichts davon, Sir. Nichts. So wahr mir Gott helfe, Sir, ich hab es nicht genommen.«

»Dafür werde ich dich auspeitschen! Bei Gott! Ich werde dich auspeitschen!« Er machte auf dem Absatz kehrt.

Die Leichte Kompanie stand wie erstarrt da. Der Regen tropfte von den Tschakos der Männer, und ihre Uniformen waren durchnässt. Sie wirkten schockiert. Das übrige Bataillon sah von den provisorischen Unterständen aus zu, wie der diensthabende Offizier eine Wache zusammenstellte und Harper fortbringen ließ. Sharpe rührte sich nicht.

Der Kompanie wurde befohlen, abzutreten. Unter den Regendächern wurden Feuer angezündet. Doch der Versuch, die Feuchtigkeit loszuwerden, schlug fehl. Ochsen wurden geschlachtet für die Abendmahlzeit. Über den verschreckten Überlebenden der Herde schwebte Musketenrauch. Sharpe aber ließ die Kälte des Regens bis zu seiner Haut vordringen und kam sich entsetzlich machtlos vor. Knowles versuchte, ihn zum Gehen zu bewegen. »Kommen Sie und essen Sie mit uns. Seien Sie mein Gast. Bitte.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nein. Ich muss da sein, wenn das Kriegsgericht zusammentritt.«

Knowles machte ein besorgtes Gesicht. »Was geht da nur vor im Bataillon, Sir?«

»Vorgehen, Robert? Nichts geht vor.«

Eines Tages würde er Hakeswill umbringen, aber im Augenblick brauchte er Beweise, sonst konnte Harper nie entlastet werden. Sharpe wusste nicht, wie er die Wahrheit aufdecken sollte. Hakeswill war gerissen, und Sharpe wusste, dass die Wahrheit nicht aus ihm herauszuprügeln war. Er würde nur lachen, wenn man ihn auspeitschte. Aber eines Tages, dachte Sharpe, würde er seinen Säbel in den Schmerbauch stoßen, sodass die Verderbtheit daraus hervorbrach wie stinkender Schleim. Er würde den Schweinehund umbringen.

Die Hörner verkündeten den Sonnenuntergang, das Ende des Dienstages, das Ende des vierten Tages vor Badajoz.

KAPITEL 15

Es regnete die ganze Nacht. Sharpe wusste es, da er die meiste Zeit wach lag und dem unaufhörlichen rauschenden Wasser, dem Wind und den sporadischen Schüssen der französischen Kanonen lauschte, die versuchten, das Ausheben des Quergrabens zu stören. Die Briten beantworteten das Feuer nicht. Ihre Belagerungsgeschütze waren noch mit Stroh und Sackleinen umhüllt und warteten auf besseres Wetter, damit die Karren über den Hügel gezogen und die schweren Kanonen in ihre Stellungen gehoben werden konnten.

Sharpe saß mit Harper auf der Hügelkuppe und starrte hinab auf die gedämpften Lichter in der Stadt. Sie wirkten so fern, so verschwommen im Regen. Sharpe versuchte die Kathedrale auszumachen und dachte an das kranke Kind, das sich in ihrer Nähe befand. Harper hätte eigentlich nicht bei ihm sein dürfen. Er stand unter Bewachung und war zu Auspeitschung und Degradierung verurteilt worden, aber Sharpe hatte die Wachtposten angewiesen, ihre Blicke abzuwenden, während er und Harper den Hügel hinaufgeklettert waren. Sharpe sah den Iren von der Seite an. »Tut mir leid.«

»Braucht Ihnen nicht leid zu tun, Sir. Sie haben getan, was Sie konnten.«

Und das war sehr wenig gewesen. Sharpe hatte gebettelt und gefleht, aber der Filigranrahmen war dem Kriegsgericht des Regiments Beweis genug gewesen. Sharpe hatte ausgesagt, dass Harper den ganzen Nachmittag über bei ihm gewesen sei und den Ausfall der Franzosen zurückgeschlagen habe. Innerhalb dieser Zeit sei sein eigenes Fernrohr abhanden gekommen, also könne

der Sergeant nicht der Schuldige sein. Windham hatte sich nicht umstimmen lassen. Das Fernrohr, hatte er gesagt, müsse von einem anderen Dieb gestohlen worden sein. Harper war schuldig gesprochen, zum Private degradiert und zu einer Auspeitschung verurteilt worden.

Harper dachte daran, was der Morgen bringen würde. Seine Stimme mit dem irischen Akzent war leise. »Einhundert Schläge, wie? Könnte schlimmer sein.« Zwölfhundert Peitschenhiebe waren die Höchststrafe.

Sharpe reichte ihm eine Flasche. Beide Männer waren in große Stücke geteerter Leinwand gehüllt, auf die der Regen trommelte. »Ich musste zweihundert aushalten.«

»Die Verweichlichung greift in der Armee immer mehr um sich, wahrhaftig.« Harper lachte. »Und zu allem Überfluss haben sie mich wieder zum einfachen Soldaten gemacht! Wo ich mich in diesem verdammten Regiment noch nicht einmal Rifleman nennen darf. Private Harper.« Er trank aus der Flasche. »Und wann, glauben die, soll ich das verdammte Zeug gestohlen haben?«

»Am Dienstag.«

»Gott schütze Irland! Am St. Patrick’s Day?«

»An dem Tag hast du gefehlt.«

»Jesus! Ich war mit Ihnen zusammen. Wir haben getrunken.«

»Ich weiß. Ich hab es ihnen gesagt.«

Dann herrschte Schweigen zwischen ihnen, kameradschaftliche Betrübnis. Unter ihnen am Hang klirrten die Spitzhacken, als die Grabarbeiten für die Batterien unter die obere Humusschicht vordrangen. Wenigstens, überlegte Sharpe, hatten sie reichlich zu trinken. Die Leichte Kompanie hatte ihre Reserven zusammengelegt und weitere Flaschen geschnorrt oder gestohlen, sodass es unter den Leinwanddächern

mindestens ein Dutzend Feldflaschen mit Rum oder Wein gab. »Es tut mir ernstlich leid, Patrick.«

»Sparen Sie sich Ihren Atem, Sir. Es wird mir schon nicht wehtun.« Er wusste genau, dass er log. »Ich bringe diesen Schweinehund um!«

»Du bist erst nach mir dran.« Sie saßen da und beschäftigten sich mit der angenehmen Vorstellung, Hakeswill umzubringen. Der Sergeant hatte sich abgesichert. Er hatte seinen Unterstand wenige Yards von den groben Leinwandzelten der Offiziere entfernt aufgebaut, und Sharpe wusste, dass keine Aussicht bestand, Hakeswill noch in dieser Nacht an einen stillen, einsamen Ort zu locken.

Der Ire lachte leise auf, und Sharpe sah ihn an. »Was ist?«

»Ich habe an den Colonel gedacht. Was war das für ein verdammtes Porträt?«

»Seine Frau.«

»Sie muss eine seltene Schönheit sein.«

»Nein.« Sharpe entkorkte eine weitere Feldflasche. »Sie hat richtig sauertöpfisch ausgesehen, aber bei einem Gemälde weiß man natürlich nie. Aber unser Colonel ist ein großer Verfechter der Ehe. Er ist der Meinung, dass sie einen Mann davon abhält, in Schwierigkeiten zu geraten.«

»Vermutlich hat er recht.« Harper hörte sich nicht überzeugt an. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass Sie und Miss Teresa verheiratet sind. Wer, zum Teufel, hat dieses Gerücht in die Welt gesetzt?«

»Ich hab es dem Colonel gegenüber behauptet.«

»Was Sie nicht sagen!«, lachte Harper. »Aber mal im Ernst, Sie sollten sie wirklich heiraten. Eine ehrenwerte Frau aus ihr machen.«

»Und was wird dann aus Jane Gibbons?«

Harper grinste. Er hatte das blonde Mädchen kennengelernt, die Schwester des Mannes, den er

umgebracht hatte. Er schüttelte den Kopf. »Die nimmt Sie nicht. Man muss in einem Palast geboren sein, um die Sorte zu heiraten, muss viel Geld haben und so. Sie sind bloß ein Fußsoldat wie wir alle. Eine schmucke rote Schärpe verschafft Ihnen keinen Zugang zu ihrem Bett. Wenigstens nicht auf Dauer.«

Sharpe lachte vergnügt. »Du glaubst also, ich sollte Teresa heiraten?«

»Warum nicht? Sie ist ein mageres Ding, wahrhaftig, aber Sie könnten dafür sorgen, dass sie ein wenig Fleisch auf die Rippen bekommt.« Harper war zutiefst gegen Sharpes Vorliebe für schlanke Frauen.

Sie schwiegen erneut, lauschten dem Regen, der auf die Leinwand prasselte, und genossen eine Freundschaft, die selten Gelegenheit hatte, sich auszudrücken. Sharpe stand bei denen, die ihn nicht gut kannten, im Ruf, ein wortkarger Mann zu sein, und das traf auch zu, von einigen wenigen Freunden abgesehen. Harper und Hogan, dachte er. Lossow, der deutsche Kavallerist, und das war es auch schon. Alles Exilanten, Männer, die von ihrem Heimatland abgeschnitten in einer fremden Armee kämpften. Auch Sharpe fühlte sich als Exilant, als Fremder im Offizierskasino. »Weißt du, was der General immer sagt?«

Harper schüttelte den Kopf. »Erzählen Sie mir, was der General immer sagt.«

»Er sagt, dass niemand, der vom einfachen Soldaten befördert worden ist, es je zu etwas bringt.«

»Sagt er das?«

»Er sagt, die würden alle der Trunksucht verfallen.«

»Wer bleibt in dieser Armee schon davon verschont?« Harper hielt Sharpe eine Feldflasche hin. »Hier, besaufen Sie sich.«

Ein Narr öffnete im Quergraben den Schirm einer Laterne. Die französischen Kanoniere, immer auf Posten,

sahen das Licht, und plötzlich erblühten die Zinnen von Badajoz in Feuer und Rauch. Im Graben erklangen Rufe, und das Licht verschwand, aber dann hörte man die grässlichen Einschläge der Kugeln, und gleich darauf Schreie. Harper spuckte aus. »Wir werden diese verdammte Stadt niemals einnehmen.«

»Wir können nicht immer hier bleiben.«

»Das haben Ihre Leute auch gesagt, als sie zum ersten Mal in Irland eingefallen sind.«

Sharpe grinste. »Das liegt an der Art, wie ihr uns willkommen heißt. Wir wollen einfach nicht wieder fort. Außerdem sagt uns das Wetter zu.«

»Das könnt ihr behalten.« Harper spähte in die Dunkelheit. »Jesus Christus! Ich wünschte, es würde aufhören zu regnen!«

»Ich dachte, die Iren hätten Regen gern.«

»Wir lieben den Regen, wahrhaftig, aber das hier ist kein Regen mehr.«

»Was denn dann?«

»Eine Flut ist es, die Sintflut, das Ende der ganzen verdammten Welt.«

Sharpe lehnte sich gegen einen Schanzkorb, den eine Arbeitsmannschaft an dieser Stelle zurückgelassen hatte, und blickte zum Himmel empor. »Ich habe seit einer Woche keine Sterne mehr gesehen. Länger noch.«

»Stimmt.«

»Ich habe Sterne gern.«

»Das wird sie sicher freuen.« Harper war amüsiert. Er erlebte nicht oft, dass der Alkohol Sharpes Zunge löste.

»Nicht unbedingt. Du liebst Vögel, ich liebe die Sterne.«

»Vögel unternehmen wenigstens was. Sie fliegen, bauen Nester. Man kann sie beobachten.«

Sharpe sagte nichts. Er dachte an die Nächte, während derer er auf freiem Feld gelegen hatte, den Kopf auf seinem Proviantbeutel, den Leib in seiner zusammengenähten Decke, die Beine in die Ärmel seiner Jacke gesteckt, die er umgekehrt über dem Bauch zugeknöpft hatte. So schlief man, wenn man Soldat war, aber in manchen Nächten hatte er einfach dagelegen und die hellen Flecke am Himmel beobachtet, die aussahen wie die Lagerfeuer einer unermesslich großen Armee. Eine unbeschreiblich große Legion nach der anderen, dort droben am Himmel. Er war überzeugt gewesen, dass sie näher kamen, Nacht für Nacht näher. Die Vorstellung hatte sich dank der seltsamen betrunkenen Priester, die in das Waisenhaus gekommen waren, als er ein kleiner Junge war, verschwommen in seinem Kopf eingenistet. Mit dem Gedanken an die Sterne verbanden sich die von den vier apokalyptischen Reitern, der Posaune des Jüngsten Gerichts, der Auferstehung der Toten. Und die Lichter in der Nacht waren die Armee des Weltendes.

»Die Welt wird nicht mit einer Sintflut enden. Bajonette werden es herbeiführen, und Bataillone. Eine verdammte Riesenschlacht.«

»Solange wir die Vorhut bilden, Sir, soll’s mir recht sein.« Harper trank noch einen Schluck Rum. »Ich muss mir was für morgen früh aufheben.«

Sharpe setzte sich auf. »Hagman besticht die Trommler.«

»Hat keinen Sinn.« Harper hatte recht. Die Trommler führten die Auspeitschung durch und wurden gewöhnlich von den Freunden des Opfers bestochen, aber unter den Blicken der Offiziere sahen sie sich gezwungen, mit voller Kraft zuzuschlagen.

Sharpe starrte die dunkle Masse von Badajoz an, die nur durch ein paar gedämpfte Lichter erhellt wurde. Auf einem der zahlreichen Vorhöfe des Schlosses brannte ein Feuer. Der dumpfe kurze Glockenschlag der Kathedrale läutete

zur halben Stunde. »Wenn sie nur nicht dort wäre …« Er hielt inne.

»Was?«

»Ich weiß auch nicht.«

»Wenn sie nicht dort wäre …«, Harpers nordirischer Akzent ließ ihn langsam sprechen, als bewege er sich auf unsicherem Terrain, »… wären Sie versucht, auf und davon zu gehen. Stimmt's? Hinauf in die Berge? Um mit den Partisanen zu kämpfen?«

»Ich weiß nicht.«

»Sie wissen es wohl. Meinen Sie, sonst hätte niemand mit dem Gedanken gespielt?« Harper sprach von sich selbst. »Sie sind kein Schönwettersoldat.«

»Bald wird es die ersten Deserteure geben.«

»Allerdings. Falls Hakeswill nicht bald begraben wird.« Seit Monaten war niemand mehr aus dem Bataillon desertiert. Andere Bataillone verloren ihre Soldaten, jeden Tag eine Hand voll, die sich in Richtung Badajoz davonstahlen. Auch in die andere Richtung herrschte reger Verkehr. Unter anderem, hatte Hogan Sharpe erzählt, war ein französischer Pionierfeldwebel übergelaufen und hatte die Pläne der Verteidigungsanlagen mitgebracht. Die Pläne boten wenig Überraschungen, nur die Bestätigung, dass das westliche Glacis stark vermint war.

Sharpe wechselte das Thema. »Wie viele sind heute gefallen?«

»War das heute?« Harper schien überrascht zu sein. »Mir kommt es wie letzte Woche vor.«

»Einhundert der Unsrigen. Dazu haben sie fast dreihundert Franzosen gezählt. Und einige davon sind zu allem Überfluss ertrunken. Arme Schweinehunde.«

»Die sehen immer doppelt, wenn es darum geht, Franzosen zu zählen«, meinte Harper verächtlich. »Und die

Franzosen brüsten sich vermutlich damit, eintausend der Unseren getötet zu haben.«

»Sie haben nicht viel Schaden angerichtet.«

»Nein.« Die Franzosen hatten sich erhofft, die Belagerer um mindestens eine Woche zurückzuwerfen, indem sie die Briten zwangen, den ganzen Quergraben neu auszuheben. Wenn sie eine Woche gewannen, bedeutete das eine zusätzliche Woche, während derer die französischen Feldtruppen der Garnison zu Hilfe eilen konnten. Harper öffnete die nächste Flasche. »Der Angriff wird hart werden.«

»Ja.«

Der Regen strömte zischend herab, schien auf dem nassen Boden zu brodeln, trommelte monoton auf die Leinwand. Es war bitterkalt. Harper bot Sharpe die neue Flasche an. »Ich habe eine Idee.«

»Erzähl mir davon.« Sharpe gähnte.

»Halte ich Sie vom Schlafen ab?«

»Was hast du für eine Idee?«

»Ich melde mich freiwillig zum Himmelfahrtskommando.«

Sharpe schnaubte. »Sei kein verdammter Narr. Du willst doch weiterleben, oder etwa nicht?«

»Ich bin kein Narr, und ich will wieder Sergeant sein. Werden Sie sich für mich einsetzen?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Die hören nicht mehr auf mich.«

»Ich sagte, werden Sie sich für mich einsetzen?« Harpers Stimme nahm einen trotzigen Klang an.

Sharpe konnte sich Harper nicht tot vorstellen. Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Sie wollen es wohl für sich behalten?«, fragte Harper aufgebracht. Sharpe drehte sich um und sah den Hünen an. Leugnen hatte keinen Sinn.

»Woher weißt du das?«

Harper lachte. »Wie lange bin ich schon mit Ihnen zusammen? Maria, Mutter Gottes, halten Sie mich wirklich für einen Narren? Sie verlieren Ihren Rang, und was tun Sie dagegen? Sie werden mit Ihrem Säbel herumwedeln und sich schreiend in die nächstbeste verdammte Bresche werfen, weil Sie eher tot sein wollen, als Ihren verdammten Stolz zu verlieren.«

Sharpe wusste, dass er recht hatte. »Und du?«

»Ich hätte gern meine Streifen wieder.«

»Stolz?«

»Warum nicht? Es heißt immer, die Iren seien Narren, aber mir fällt auf, dass furchtbar wenige über mich lachen.«

»Das könnte an deiner Größe liegen, nicht an deinen Streifen.«

»Ja, vielleicht, aber ich lass mir nicht nachsagen, ich hätte versagt. Also haben Sie sich freiwillig gemeldet?«

Sharpe nickte. »Ja. Aber die wählen jetzt noch niemanden aus, erst kurz vor dem Angriff.«

»Und wenn die Wahl auf Sie fällt, werden Sie mich dann mitnehmen?«

»Ja«, sagte Sharpe widerstrebend.

Der Ire nickte. »Dann wollen wir hoffen, dass man Sie wählt.«

»Und um ein Wunder beten.«

Harper lachte. »Sie wollen doch wohl kein Wunder. Die nehmen immer einen schlechten Ausgang.« Er trank einen Schluck Rum. »Der Heilige Patrick vertreibt alle Schlangen aus Irland, und was passiert? Wir langweilen uns so, dass wir die Engländer hereinlassen, um ihre Stelle einzunehmen. Der arme Mann muss sich im Grabe umdrehen. Da waren uns die Schlangen lieber.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Wenn Irland fünfmal größer wäre und England fünfmal kleiner, würdet ihr mit uns das gleiche Spiel treiben.«

Harper lachte erneut. »Also, das wäre ein Wunder, um das es sich zu beten lohnt.«

Rechts von ihnen, jenseits des Flusses, erklang Kanonendonner. Die Geschütze der Festung San Christobal feuerten über den Rio Guadiana auf den Quergraben. Die länglichen Stichflammen spiegelten sich im dunklen Wasser. Die Kanoniere vor ihnen auf der Stadtmauer wollten sich nicht ausstechen lassen. Sie schossen ebenfalls, und die Nacht war mit Lärm erfüllt.

Harper fröstelte in der Kälte. »Ich werde um noch ein Wunder beten.«

»Um was für ein Wunder?«

»Um die Chance, Hakeswill zu erwischen.« Er wies mit dem Kopf in Richtung Stadt. »In einer dieser schmalen Gassen werde ich ihm den verdammten Kopf abschneiden.«

»Wie kommst du auf den Gedanken, wir könnten die Mauer durchbrechen?«

Harper lachte freudlos. »Sie glauben doch nicht wirklich, dass wir versagen könnten, oder?«

»Nein.« Andererseits hatte er auch nicht wirklich geglaubt, er könne seinen Rang einbüßen, hätte nicht wirklich geglaubt, er könne die Kompanie verlieren, und nicht einmal in seinen schlimmsten Träumen hatte er geglaubt, dass er einst würde dastehen und mit ansehen müssen, wie Patrick Harper ausgepeitscht wurde. Die kalte, nasse Nacht setzte ihr Trommelfeuer fort und machte böse Träume wahr.

KAPITEL 16

Regen, immer mehr Regen, immer stärkerer Regen. Im Morgengrauen konnte man erkennen, dass der Fluss über seine Ufer getreten war. Er schäumte weiß und hoch gegen die steinernen Bögen der alten Brücke und hatte, schlimmer noch, die Pontonbrücke stromabwärts geschwemmt.

»Kompanie!« Die letzte Silbe wurde lang ausgehalten und vermischte sich mit dem Gebrüll anderer Sergeants. »Achtung!«

»Stillgestanden! Augen geradeaus!«

Die ranghöchsten Offiziere des Bataillons ritten auf die freie Fläche zwischen den angetretenen Kompanien. Zwei Seiten des Rechtecks wurden von je drei Kompanien gebildet. Im rechten Winkel zu ihnen waren weitere vier Kompanien aufmarschiert, dem dreieckigen hölzernen Gebilde gegenüber.

»Gewehr ab!« Der Ruf wiederholte sich. Hände trafen klatschend auf nasses Holz, Kolben wurden mit dumpfem Laut in den Morast gerammt. Der Regen fiel schräg in die Reihen ein.

Sergeants marschierten steif durch den Schlamm, standen stramm und salutierten. »Kompanie angetreten, Sir!« Die berittenen Captains, die in ihren Umhängen recht jämmerlich aussahen, nahmen die Meldung entgegen.

»Bataillon angetreten zur Bestrafung, Sir!«

»Sehr gut, Major. Rühren.«

»Bataillon!« Colletts Stimme übertönte Wind und Regen. »Rührt euch!« Der Morast wurde von scharrenden Füßen aufgewühlt.

Sharpe, dessen Kopf vom nächtlichen Trinken schmerzte, war mit der Leichten Kompanie aufmarschiert. Rymer war peinlich berührt, aber dies war nun einmal Sharpes Platz. Hakeswills gelbes Gesicht blieb ausdruckslos. Unter der rötlichen Narbe am Hals des Sergeants pulsierte das Blut. Daniel Hagman, der alte Schütze, war vor der Parade zu Sharpe gekommen und hatte ihm mitgeteilt, dass die Kompanie kurz vor der Meuterei stehe. Das war zweifellos übertrieben, aber Sharpe konnte sehen, dass die Männer niedergeschlagen, wütend und vor allem schockiert waren. Die einzige gute Nachricht war die, dass Windham die Zahl der Schläge auf sechzig herabgesetzt hatte. Major Hogan hatte dem Colonel einen Besuch abgestattet, und obwohl es dem Pionier nicht gelungen war, Windham von Harpers Unschuld zu überzeugen, hatte er ihn beeindruckt, indem er ihm Harpers Vorgeschichte erzählte. Das Bataillon wartete frierend im strömenden Regen.

»Bataillon! Achtung!« Erneutes Scharren, und dann erschien Harper in Begleitung zweier Wachen. Der Ire war bis zur Taille nackt, sodass die kräftige Muskulatur an Armen und Brust deutlich zu sehen war. Er schritt unbeschwert aus, achtete nicht auf Regen und Schlamm und wandte sich grinsend an die Leichte Kompanie. Er schien unter den Anwesenden der am wenigsten besorgte Mann zu sein.

Seine Handgelenke wurden an die Spitze des Dreiecks gefesselt. Dann wurden seine Beine gespreizt und unten an dem Aufbau festgebunden. Als Nächstes schob ihm ein Sergeant ein gefaltetes Stück Leder zwischen die Zähne, damit er sich nicht vor Schmerzen die Zunge abbeißen konnte. Der Bataillonsarzt, ein kränklicher Mann mit laufender Nase, unterzog Harper einer oberflächlichen Untersuchung. Er war offensichtlich gesund. Ein Ledergurt wurde um seine Nieren gebunden, der Arzt nickte Collett

verdrießlich zu, der Major sagte etwas zu Windham, und der Colonel nickte. »Weitermachen!«

Die Trommelschlegel trafen auf durchnässte Felle. Der diensthabende Sergeant nickte den beiden jungen Burschen zu. »Eins!«

Sharpe erinnerte sich genau. Seine Auspeitschung hatte auf einem Dorfplatz in Indien stattgefunden. Man hatte ihn an einen Ochsenkarren gefesselt, nicht an ein Dreieck, aber er erinnerte sich an die erste schmerzhafte Berührung der ledernen Schnüre, an das unwillkürliche Aufbäumen seines Rückens, an das Leder, in dem sich seine Zähne festgebissen hatten, und an die Überraschung darüber, dass alles nicht so schlimm war, wie er angenommen hatte. Er hatte sich fast an die Schläge gewöhnt und neue Zuversicht geschöpft und sich geärgert, als der Arzt die Schläge unterbrach, um festzustellen, ob er weiterer Bestrafung fähig sei. Später war der Schmerz undeutlich spürbar geworden. Er hatte eingesetzt, wirklich heftig eingesetzt, als die Schläge seine Haut aufrissen. Von beiden Seiten waren abwechselnd die Schläge niedergegangen, zerrend und reibend, bis das Bataillon, das die Auspeitschung mit ansehen musste, das Glänzen bloßgelegter Knochen erkennen konnte, während das Blut in den dörflichen Staub tropfte.

Gott! Das hatte wehgetan!

Das South Essex sah schweigend zu. Die Trommeln, deren Felle der Regen erschlafft hatte, waren kaum noch zu hören. Sie glichen dem gedämpften Rhythmus, der bei einer Beerdigung geschlagen wurde. Auch die Peitschenhiebe hörten sich feucht an. Sie ließen Blut hervortreten, während der Sergeant, der die Bestrafung beaufsichtigte, die Schläge ansagte. Im Hintergrund schossen weiterhin die französischen Kanonen.

Die Trommler legten eine Pause ein. Der Arzt trat dicht an Harpers Rücken heran, nieste und nickte dem Sergeant zu.

»Fünfundzwanzig!«

Der Regen verdünnte das Blut. »Sechsundzwanzig!«

Sharpe blickte zu Hakeswill hinüber. Konnte er einen Anflug von Triumph in seinem Gesicht entdecken? Unmöglich zu sagen. Das Gesicht zuckte krampfhaft.

»Siebenundzwanzig!«

Harper wandte der Leichten Kompanie das Gesicht zu. Er rührte sich nicht, wenn die Schläge ihn trafen. Er spuckte den ledernen Knebel aus und grinste ihnen zu.

»Achtundzwanzig! Fester!«

Einer der Trommler schlug mit aller Gewalt zu. Harper grinste noch breiter.

»Aufhören!« Collett ließ sein Pferd vortreten. »Steckt ihm den Knebel ein!«

Man steckte Harper erneut das Leder in den Mund, aber er spuckte es wieder aus und ertrug grinsend die Bestrafung. In der Leichten Kompanie erhob sich ein Raunen, angedeutetes Gelächter. Dann sahen sie, dass Harper mit den Trommlern plauderte. Der Halunke hatte sich über die Bestrafung hinweggesetzt! Sharpe wusste, dass er Schmerzen erlitt, aber Harpers Stolz würde nicht zulassen, dass er es sich anmerken ließ, würde ihn eher veranlassen, so zu tun, als sei er gänzlich unbekümmert.

Die Auspeitschung endete, nachdem sie durch Harpers unglaubliche Tapferkeit beinahe zur Farce geworden war. »Bindet ihn los!«

Sharpe hatte Männer erlebt, die schon nach zwei Dutzend Schlägen leblos zu Boden gesunken waren, aber Harper löste sich immer noch grinsend von den durchgeschnittenen Fesseln und tat nichts weiter, als sich die Handgelenke zu massieren. Der Arzt stellte ihm eine Frage, und der Ire lachte. Er lehnte das Angebot ab, ihm eine Decke über den blutenden Rücken zu hängen, und

wandte sich ab, um hinter seiner Eskorte den Paradeplatz zu verlassen.

»Private Harper!« Windham hatte sein Pferd angespornt.

»Sir?« In Harpers Stimme lag eine Spur von Verachtung.

»Du bist ein tapferer Mann. Hier.« Windham warf dem Mann aus Ulster eine Goldmünze zu. Den Bruchteil einer Sekunde lang hatte es den Anschein, als wolle Harper die Münze ignorieren, dann schoss seine mächtige Pranke vor und fing sie mitten in der Luft auf. Er schenkte dem Colonel sein breites, ansteckendes Grinsen. »Danke, Sir.«

Das Bataillon stieß einen leisen, kollektiven Seufzer der Erleichterung aus. Windham musste während der Bestrafung klar geworden sein, dass er den beliebtesten Mann des Bataillons auspeitschen ließ. Er hatte die Feindseligkeit der Anwesenden gespürt, ungewöhnliche Feindseligkeit.

Soldaten hatten gegen eine Auspeitschung nichts einzuwenden, warum auch? Wenn ein Mann Strafe verdient hatte, war es üblich, dass sein Bataillon antrat, um die Bestrafung mit anzusehen. Aber außerdem hatten die Soldaten einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, und Sharpe, der Windham beobachtet hatte, war sich darüber im Klaren, dass der Colonel die Empörung des Bataillons gespürt hatte. Er hatte einen Fehler begangen. Er konnte ihn weder zugeben noch wiedergutmachen, nicht ohne entlastende Beweise, doch mit der Goldmünze hatte er sich geschickt aus der Affäre gezogen. Windham, so sehr er auch vorgeben mochte, ein schlichter Landedelmann zu sein, war ein schlauer Kerl.

Auch Hakeswill war ein gerissener Hundesohn. Der Sergeant behielt seine ausdruckslose Miene bei, während die Parade aufgelöst wurde. Aber Hakeswill triumphierte. Harper war geschlagen und degradiert, und die Kompanie war Hakeswills Gnade ausgeliefert. Nun musste er nur noch eines erreichen, und er war entschlossen, es so weit

zu bringen, dass Sharpe ins Elend gestürzt wurde. Und es war der Gerüchteküche des Bataillons zu verdanken, dass der Sergeant wusste, wie er dieses Elend herbeiführen konnte – in dem Haus mit den zwei Orangenbäumen hinter der Kathedrale.

Sharpe fand Harper in einem Unterstand, wo ihm zwei der Frauen den Rücken mit Schmierfett einrieben und die Wunden verbanden. »Na?«

Harper grinste. »Hat höllisch wehgetan, Sir, viel mehr hätte ich nicht ausgehalten.« Er hielt die Goldmünze hoch. »Was soll ich damit anfangen?«

»Ausgeben?«

»Nein.« Der Ire starrte an Sharpe vorbei auf die weite Morastfläche, die von grauen Regenvorhängen gepeitscht wurde. »Ich werde sie behalten, Sir, bis ich den Schweinehund umgebracht habe.«

»Beziehungsweise, bis ich ihn umgebracht habe!«

»Einer von uns muss es tun, Sir. Aber bald. Noch ehe wir von hier abziehen.«

Wenn sie je wieder aus Badajoz abziehen würden, dachte Sharpe.

Am selben Nachmittag führte er einen Arbeitstrupp nach Osten, an die portugiesische Grenze. Sie entdeckten die kostbaren Pontons, wo sie in der Flut auf Grund gelaufen waren, und zogen sich nackt aus, um die großen Kähne eigenhändig dorthin zu ziehen, wo die Ochsen sie zurückschleppen konnten. Die Belagerung wurde erschwert durch Regen, Schlamm und schlechte Laune.

Badajoz stand wie eine große Burg im Meer da. Der Regen hatte die Felder im Süden, Westen und Norden überflutet, und immer noch heulte der Wind und brachte neuen Regen heran. Obwohl der rechte Zeitpunkt gekommen war, einen Angriff zu unternehmen, konnte dieser Angriff nicht stattfinden. Die Schützengräben

standen voller Wasser, ihre Wände waren eingestürzt, und wenn Schanzkörbe eingesetzt wurden, um die Batterien abzustützen, löste das Wasser ihre Lehmfüllung zu dünnem Schlamm auf, der ausfloss und ein leeres, nutzloses Weidengeflecht zurückließ.

Alles war mit Schlamm beschmiert, Karren, Vorräte, Futter, Nahrungsmittel, Uniformen, Waffen und Männer. Das Feldlager war schmutzig, die einzige Bewegung darin das langsame Flattern nasser Leinwand im Wind, und das Fieber raffte ebenso viele dahin wie die unaufhörlich schießenden französischen Kanonen.

Die Zeit, die die Franzosen mit ihrem Angriff auf den Quergraben hatten gewinnen wollen, wurde ihnen nun vom Wetter geschenkt.

Die Moral sank immer tiefer. Der erste Montag der Belagerung war der schlimmste. Es hatte seit einer Woche geregnet und regnete immer noch, und die Dunkelheit brach über eine Armee herein, die nicht einmal mehr richtig Feuer machen konnte. Nichts war trocken, nichts war richtig warm, und ein Mann aus einem walisischen Regiment, ein Füsilier, verlor darüber den Verstand. Mitten in der Nacht wurden Rufe laut, ein entsetzlicher Schrei ertönte, als er die eigene Frau mit dem Bajonett aufschlitzte, und dann tasteten sich Hunderte von Männern durch die Finsternis, weil sie an einen Angriff der Franzosen glaubten, während der Verrückte durch das Lager rannte und mit seiner Waffe nach allen Seiten um sich stach. Dabei schrie er, die Auferstehung der Toten sei gekommen und er sei der neue Messias. Schließlich hatte ihn sein Sergeant in eine Ecke getrieben und den Mann im Bewusstsein, dass niemand auf ein Kriegsgericht und eine Hinrichtung erpicht war, mit einem einzigen ordentlichen Bajonettstoß niedergestreckt.

Am Sonntagabend davor war Sharpe Hogan begegnet. Der Major hatte viel zu tun. Colonel Fletchers Verwundung

hielt den Befehlshaber der Pioniere davon ab, sein Zelt zu verlassen, und Hogan hatte einen großen Teil seiner Aufgaben übernommen. Der Ire wirkte niedergeschlagen. »Wir werden noch vom Regen besiegt werden, Richard.« Sharpe hatte nicht geantwortet. Der Kampfgeist der Armee hatte unter dem Wasser gelitten. Die Soldaten wollten zurückschlagen, sie wollten hören, wie ihre eigenen Kanonen auf die Franzosen schossen, aber die Kanonen waren wie der Rest der Armee nicht bereit zum Einsatz. Hogan starrte in die nasse, regnerische Nacht. »Wenn es nur endlich aufhören würde.«

»Und wenn es das nicht tut?«

»Dann geben wir auf. Und haben verloren.«

Draußen in der kalten Nacht prasselte der Regen herab, tropfte schwer vom Rand des Zelts, in dem sich Hogan aufhielt. Die langsamen Tropfen kamen Sharpe vor wie die Trommelschläge, die eine Niederlage begleiteten. Die undenkbare Niederlage.

KAPITEL 17

Am Dienstagnachmittag hörte es zu regnen auf.

Auf einmal waren zwischen den zerrissenen Wolken Fetzen blauen Himmels zu sehen, und wie ein Tier, das vor dem drohenden Ertrinken gerettet wurde, erhob sich die Armee aus dem Schlamm und machte sich mit neuer Kraft an den Schützengräben zu schaffen.

Am selben Abend zogen sie die Kanonen über den Hügel. Der Boden war nach wie vor ein nahezu unbefahrbarer Morast, aber sie hängten sich in die Seile und stopften Reisig unter die widerspenstigen Räder. Und mit einem Enthusiasmus, der von der besseren Witterung hervorgerufen wurde, schafften die Soldaten die großen Vierundzwanzigpfünder in die frisch ausgehobenen Stellungen.

Als wunderbar klar der Morgen heraufdämmerte, erhob sich Jubel über dem britischen Feldlager. Der erste Schuss war abgefeuert worden. Nun schossen sie zurück! Achtundzwanzig Belagerungsgeschütze befanden sich an Ort und Stelle, gut geschützt durch Schanzkörbe, und die Pioniere wiesen die Artillerieoffiziere ein, sodass die eisernen Kugeln am Fuß der Bastion Trinidad einschlugen. Die französischen Kanonen gaben sich alle Mühe, die Belagerungsgeschütze zu treffen, und das Tal über der grauen, stillen Wasserfläche des Rivillas war in Rauch gehüllt, der jedes Mal aufwirbelte, wenn ihn eine Kanonenkugel durchdrang.

Am Ende des ersten Tages, als sanfter Abendwind den Rauch nach Süden trieb, war im Mauerwerk der Bastion ein Loch zu erkennen. Es war kein großes Loch, mehr eine gezackte Einbuchtung, umgeben von kleineren

Einschlaglöchern. Sharpe begutachtete durch Major Forrests Fernrohr den Schaden und lachte freudlos.

»Noch drei Monate, Sir, und sie könnten auf uns aufmerksam werden.«

Forrest ging nicht darauf ein. Er fürchtete Sharpes Laune, fürchtete die Depression, die mit dem Nichtstun einhergegangen war. Sharpe hatte kaum etwas zu tun. Windham schien die Frauenparade ganz aufgegeben zu haben, die Maultiere standen auf der Weide, und Sharpes Dienstzeit zog sich schwerfällig hin. Forrest hatte mit Windham gesprochen, aber der Colonel hatte mit einem Kopfschütteln reagiert. »Wir langweilen uns alle, Forrest. Der Angriff wird dem allen ein Ende bereiten.« Dann war der Colonel mit seinen Hunden nach Süden verschwunden und hatte einen Tag auf der Jagd verbracht, und die Hälfte aller Offiziere des Bataillons hatte ihn begleitet. Forrest hatte vergebens versucht, Sharpe aufzuheitern. Nun betrachtete er sein mürrisches Profil. »Wie geht es Sergeant Harper?«

»Private Harper geht es besser, Sir. Noch drei oder vier Tage, dann ist er wieder einsatzbereit.«

Forrest seufzte. »Ich kann mich nicht daran gewöhnen, ihn ›Private‹ zu nennen. Das hat einen falschen Klang.« Dann wurde er rot. »O Gott. Da bin ich wohl wieder mal ins Fettnäpfchen getreten.«

Sharpe lachte. »Nein, Sir. Ich gewöhne mich langsam daran, wieder Lieutenant zu sein.« Das stimmte zwar nicht, aber Forrest hatte die tröstlichen Worte dringend nötig. »Haben Sie es bequem, Sir?«

»Sehr. Die Aussicht ist prachtvoll.« Sie beobachteten das Tal und die Stadt, warteten auf den Angriff, der direkt nach Einbruch der Dunkelheit erfolgen sollte. Die halbe Armee hatte sich auf der Hügelkuppe versammelt, im Graben oder in den neuen halb fertigen Batterien, und die Franzosen

hatten sicher gemerkt, dass demnächst etwas passieren würde.

Es war nicht schwer, sich vorzustellen, was. Die britischen Kanonen standen über achthundert Yards von der Bastion Trinidad entfernt, zu weit weg, um wirklich treffsicher zu sein, und die Pioniere mussten diese Entfernung halbieren. Das hieß, einen zweiten Quergraben auszuheben, samt neuen Batterien, direkt am Rand des aufgeschwemmten Sees, wo die Franzosen die Befestigung namens Picurina errichtet hatten. Noch in dieser Nacht sollte die Festung angegriffen werden.

Sharpe hatte sehr darauf gehofft, dass man die Vierte Division, seine eigene, für diese Aufgabe auswählen würde, aber stattdessen sollte die Dritte mit ihrer Leichten Infanterie im Schutz der Dunkelheit marschieren, und Sharpe war nur als Zuschauer dabei. Forrest blickte den Hang hinab. »Das dürfte nicht allzu schwierig werden.«

»Nein, Sir.« Richtig, dachte Sharpe, aber das gilt nur für die erste Hälfte der Schlacht.

Die Festung Picurina war eher provisorisch angelegt, ein keilförmiges Hindernis, das dem britischen Ansturm entgegenstand und nur dazu gedacht war, ihr Vordringen zu verlangsamen. Sie war mit einem Graben versehen, der eine niedrige Stadtmauer schützte, und auf der Mauer waren Palisaden errichtet worden, gespaltene Baumstämme mit Schießscharten für Musketen. Außerdem war die Festung weit genug von der Stadt entfernt, sodass die französischen Kanonen den Angriff nicht mit Kartätschen zerschlagen konnten. Die Festung würde gewiss fallen, aber dann blieb immer noch der See, der von dem verdammten Rivillas gebildet würde. Das aufgestaute Wasser blockierte den direkten Zugang zur Stadt. Wenn es nicht gelang, den See abzulassen, musste jeder Angriff von Süden her erfolgen, eingeengt zwischen Wasser und Südmauer, vorbei an der größeren Festung Pardaleras. Die

Sturmkolonne würde unter Beschuss zahlreicher französischer Kanonen geraten und von Kartätschen zerfetzt werden.

Sharpe lieh sich noch einmal Forrests Fernglas aus und richtete es auf den Damm. Er war für eine provisorische Einrichtung bemerkenswert stabil gebaut, und Sharpe konnte oben auf dem Damm einen gemauerten Laufgang mit Balustrade erkennen, der zur Festung führte. Und die war wesentlich stärker als Picurina, die den Damm schützte. Festung und Damm befanden sich dicht vor der Steinmauer. Ein Mann, der mit einer Muskete auf der Bastion San Pedro in Stellung ging, konnte mühelos auf den Laufgang herabschießen.

Forrest sah, wonach er Ausschau hielt.

»Was denken Sie, Sharpe?«

»Ich denke, es wird nicht so einfach werden, den Damm anzugreifen, Sir.«

»Wie kommen Sie darauf, dass jemand den Damm angreifen will?«

Sharpe wusste, dass ein Angriff vorgesehen war. Hogan hatte es ihm gesagt. Aber er zuckte nur mit den Schultern. »Keine Ahnung, Sir.«

Forrest sah sich nach allen Seiten um wie ein Verschwörer. »Verraten Sie es niemandem, aber genau das haben wir vor!«

»Wir, Sir?« Sharpes Stimme ließ einen Anflug von Erregung erkennen. »Das Bataillon, Sir?«

»Ich spreche im Allgemeinen, Sharpe, ganz im Allgemeinen.« Forrest freute sich, Sharpes Interesse geweckt zu haben. »Der Colonel hat unsere Dienste angeboten. Der Divisionsgeneral hat sich mit ihm unterhalten. Vielleicht sind wir die Glücklichen.«

»Wann, Sir?«

»Ich weiß nicht, Sharpe. So etwas sagt man mir nicht. Sehen Sie nur! Das Schauspiel beginnt!«

Forrest zeigte auf die riesige erste Batterie. Ein Kanonier hatte den letzten Schanzkorb vor der Schießscharte entfernt, und eine der Kanonen, die seit einer halben Stunde geschwiegen hatten, spuckte Flammen und Rauch den Hang hinab. Die schlecht gezielte Kugel traf den Boden vor der Picurina, riss das Erdreich auf, hüpfte und ließ eine hohe Fontäne aufspritzen, als sie in den See fiel. Die Schmährufe der Franzosen in der kleinen Festung waren auf vierhundert Yards Entfernung zu hören.

Die Kanoniere stellten das Rohr etwas höher, indem sie an der mächtigen Schraube unterhalb des Verschlusses drehten. Das Rohr zischte, als es gesäubert wurde. Zum Schutz gegen das unvermeidliche Feuer von der Stadtmauer hatte man die Laibung wieder mit Schanzkörben verschlossen. Die Pulverbeutel wurden der Kanone tief in die Kehle gestoßen, mit Ladestöcken hineingerammt. Dann ließ man die Kugel in die Mündung rollen.

Ein Sergeant beugte sich über das Zündloch, stocherte mit einem Stachel darin herum, der die Pulverbeutel aufriss, und führte dann die Röhre mit feinem Pulver ein, die die Ladung zünden sollte. Er hob die Hand, ein Offizier brüllte Befehle, und vor der Batterie wurden die Schanzkörbe entfernt. Die Männer kauerten sich nieder, die Hände an den Ohren, während der Sergeant die Zündkapsel mit einem Streichholz berührte, das am Ende einer langen Stange brannte. Gleich darauf wurde die Kanone auf ihrer schrägen Holzplattform zurückgeschleudert.

Die Kugel traf die Holzpalisade der Picurina, sodass die Baumstämme zersplitterten und Späne in tückischen Schauern auf die Verteidiger niederregneten. Nun waren die Briten an der Reihe, in Jubel auszubrechen.

Forrest beobachtete die Festung durch sein Fernglas. Er schnalzte mit der Zunge. »Arme Jungs.« Er wandte sich an Sharpe, »Das kann nicht sehr nett für sie gewesen sein.«

Sharpe hätte am liebsten gelacht. »Nein, Sir.«

»Ich weiß, was Sie denken, Sharpe. Dass ich dem Feind gegenüber zu milde bin. Vermutlich haben Sie recht, aber ich kann nicht anders. Ich stelle mir immer vor, mein Sohn wäre dort drüben.«

»Ich dachte, Ihr Sohn wäre Graveur, Sir.«

»Ja, das ist er, Sharpe, das ist er. Aber wenn er ein französischer Soldat wäre, könnte er dort sein, und das wäre höchst unangenehm.«

Sharpe gab den Versuch auf, Forrests mitleidigen Fantasien zu folgen, und wandte sich erneut der Picurina zu. Die übrigen britischen Kanonen waren nun auf die Entfernung eingestellt, und die schweren Kugeln zerstörten systematisch die schwache Verteidigungsanlage. Die Franzosen im Innern saßen in der Falle. Sie konnten nicht den Rückzug antreten, denn hinter ihnen befand sich der See, und sie waren sich mit Sicherheit bewusst, dass die Kanonade mit einem Infanterieangriff enden würde, sobald die Abenddämmerung der Nacht wich. Forrest runzelte bei dem Anblick die Stirn. »Warum ergeben die sich nicht?«

»Würden Sie sich ergeben, Sir?«

Forrest war beleidigt. »Natürlich nicht, Sharpe. Ich bin Engländer.«

»Und die sind Franzosen, Sir. Die ergeben sich auch nicht gern.«

»Wahrscheinlich haben Sie recht.« Forrest begriff nicht so recht, warum Frankreich, eine Nation, die er im Grunde für zivilisiert hielt, für so eine böse Sache so hart kämpfte. Er konnte die Amerikaner verstehen, die für die Republik kämpften, denn man konnte von einer jungen Nation kaum erwarten, dass sie verständig genug war, um die Gefahren

einer derart verderbten Politik zu erkennen, aber die Franzosen? Forrest begriff es einfach nicht.

Die Sache wurde noch dadurch verschlimmert, dass Frankreich die mächtigste Militärnation der Welt war, die ihre Musketen und Reiter für die Ausbreitung des republikanischen Übels einsetzte, und den Briten oblag eindeutig die Pflicht, diese Krankheit einzudämmen. Forrest sah den Krieg als moralischen Kreuzzug, als Kampf um Sitte und Ordnung, und seiner Meinung nach bedeutete ein britischer Sieg, dass der Allmächtige, den man gewiss keiner republikanischen Anwandlungen beschuldigen konnte, die Bemühungen der Briten guthieß.

Er hatte seine Überzeugung einmal gegenüber Major Hogan kundgetan und war zutiefst schockiert gewesen, als der Pionier seine Vorstellungen abgetan hatte. »Mein lieber Forrest. Sie kämpfen ausschließlich um die Ausbreitung des Handels! Hätte Bonaparte nicht die portugiesischen Häfen geschlossen, lägen Sie jetzt bequem in Chelmsford im Bett.«

Forrest erinnerte sich dieses Gesprächs und wandte sich an Sharpe. »Sharpe? Warum kämpfen wir?«

»Sir?« Einen Moment lang fragte sich Sharpe, ob Forrest vorhabe, gegenüber der Festung Picurina zu kapitulieren. »Warum wir kämpfen?«

»Ja, Sharpe. Warum kämpfen wir Ihrer Meinung nach? Sind Sie auch gegen die Republik?«

»Ich, Sir? Ich wüsste nicht einmal, wie man das schreibt.« Er grinste Forrest an, merkte jedoch, dass der Major es ernst meinte. »Gütiger Himmel, Sir. Wir kämpfen seit ewigen Zeiten gegen die Franzosen. Sozusagen alle zwanzig Jahre einmal. Wenn wir es nicht täten, würden sie bei uns einmarschieren. Dann wären wir alle gezwungen, Schnecken zu essen und Französisch zu sprechen.« Er lachte. »Ich weiß auch nicht, Sir. Wir bekämpfen sie, weil

sie lästige Halunken sind und ihnen jemand das Handwerk legen muss.«

Forrest seufzte. Es wurde ihm erspart, Sharpe die politischen Beweggründe der Welt zu erläutern, weil Colonel Windham und eine Gruppe von Bataillonsoffizieren sie entdeckten und sich am Wall zu ihnen gesellten.

Windham war gut gelaunt. Er sah zu, wie die britischen Geschütze die Trümmer der französischen Brustwehr trafen, und schlug die Faust in die Handfläche. »Gut gemacht, Jungs! Macht den Schweinehunden die Hölle heiß!« Er nickte Sharpe höflich zu und grinste Forrest an. »Ausgezeichneter Tag, Forrest, ausgezeichnet. Zwei Füchse!«

Hogan hatte Sharpe gegenüber einmal erwähnt, dass nichts einen britischen Offizier so aufmuntern könne wie ein toter Fuchs. Neben diesem doppelten Grund, zufrieden zu sein, hatte Windham weitere gute Neuigkeiten. Er zog einen Brief aus der Tasche und streckte ihn Forrest hin. »Brief von Mrs Windham, Forrest. Großartige Neuigkeiten!«

»Gut, Sir.« Forrest fragte sich wie Sharpe, ob die kinnlose Jessica einen weiteren jungen Windham in die Welt gesetzt habe, aber dem war nicht so. Der Colonel entfaltete den Brief und überflog unter lautem Gemurmel die ersten Zeilen. Am Gesichtsausdruck Leroys und der übrigen Neuankömmlinge konnte Sharpe ablesen, dass Windham die angeblich gute Neuigkeit schon überall verbreitet hatte.

»Hier steht es! Wir hatten Probleme mit Wilderern, Forrest, verdammte Probleme. Irgendein Schuft hat sich an unseren Fasanen gütlich getan. Aber meine liebe Frau hat ihn erwischt!«

»Hervorragend, Sir.« Forrest gab sich Mühe, einen begeisterten Ton anzuschlagen.

»Und nicht nur erwischt! Sie hat einen neuen Typ Menschenfalle gekauft. Das verdammte Ding hat so viel Schaden angerichtet, dass der Mann am Wundfieber eingegangen ist. Hier steht es. Mrs Windham schreibt: ›Das hat unsern Pfarrer so inspiriert, dass er es am vergangenen Sonntag in seine Predigt aufgenommen hat, zur fraglosen Erbauung all jener in der Gemeinde, die sich ihres Platzes in der Gesellschaft bewusst sind!‹« Windham strahlte die versammelten Offiziere an und vertiefte sich erneut in seinen Brief. »Großartiger Mann, unser Pfarrer. Reitet wie ein Kavallerist. Wissen Sie, über welchen Text er gepredigt hat?«

Sharpe wartete darauf, dass die nächste Kanone feuerte. »Viertes Buch Moses, Kapitel zweiunddreißig, Vers dreiundzwanzig, Sir?«, sagte er sanft.

Der Colonel sah ihn an. »Woher, zum Teufel, wissen Sie das?« Er schien den Verdacht zu hegen, dass der Rifleman seine Post gelesen hatte. Leroy grinste.

Sharpe entschied sich dagegen, ihm zu verraten, dass er im Waisenhaus in einem Schlafsaal untergebracht gewesen war, wo dieser Text in drei Fuß hohen Buchstaben an die Wand gemalt war. »Er erschien mir einfach angemessen.«

»Ganz recht, Sharpe, verdammt angemessen. ›… so werdet ihr euch an dem Herrn versündigen und werdet eurer Sünde innewerden, wenn sie euch finden wird.‹ Seine Sünde hat ihn gefunden, nicht wahr? Ist am Wundfieber gestorben!« Windham lachte und wandte sich ab, um Major Collett zu begrüßen. Der führte den Burschen des Colonels heran, der mit Weinflaschen beladen war. Der Colonel lächelte seinen Offizieren zu. »Dachte mir, wir könnten ein wenig feiern. Trinken wir auf Angriff heute Nacht.«

Die Kanonen schossen, solange es noch hell war, und weiter in der Dunkelheit, bis die Hörner zum Angriff bliesen und eine überwältigende Streitmacht britischer Infanterie gegen die kleine Befestigung marschierte. Sobald die

Kanoniere auf der Stadtmauer hörten, dass die britische Kanonade vorbei war, richteten sie ihre Läufe tiefer aus und schossen über die Picurina hinweg auf den Hang. Die Kugeln schlugen in die Reihen der Angreifer ein, aber diese schlossen sich wieder und marschierten weiter.

Dann jedoch ertönten aus der Stadt tiefere Explosionen, und die Beobachter auf dem Hügel sahen die dunkelroten Streifen der Zündschnüre, die im Bogen über den See flogen, als die Haubitzen zu schießen begannen. Die Granaten zerbarsten zu leuchtend roten Blüten, Schützen des 95th Regiments bildeten eine Sturmlinie, umzingelten die Festung, und Sharpe sah die nadelspitzen Stichflammen, die von der Linie ausgingen, auf der Suche nach den feindlichen Schießscharten. Die Franzosen in der Festung feuerten nicht. Sie hörten die Kommandos in der Dunkelheit, lauschten den Gewehrkugeln, die über ihre Köpfe sausten, und warteten auf den eigentlichen Angriff.

Auf dem Hügel konnten die beobachtenden Offiziere außer den Stichflammen aus den Kanonen und den nachfolgenden Explosionen wenig sehen.

Sharpe war von den Kanonen auf der Brustwehr der Stadtmauer fasziniert, jeder Schuss ließ eine Flamme auflodern, die ein paar Sekunden lang leuchtend hell war, während die Kugel davonflog, aber dann zog sich die Flamme für einen Augenblick zu einem merkwürdig schlangenartigen Gebilde zusammen, das unabhängig von der Kanone zu existieren schien. Verblassende, gewundene Schönheit, wie ein Feuergeist, wie der kunstvolle Faltenwurf feuergeborenen Stoffs, der aufwirbelte und dann verschwand. Der Anblick war von bezaubernder Schönheit und hatte nichts mit dem Krieg zu tun. Er stand da und beobachtete und trank den Wein des Colonels, bis ihm ein Jubelschrei vom dunklen Feld mitteilte, dass die angreifenden Bataillone ihre Bajonette zum Sturm gesenkt hatten. Dann hörte der Jubel auf.

Irgendetwas war schiefgegangen. Der Jubel erstarb. Der Graben, der rings die kleine Festung umgab, war tiefer als erwartet und, was man von der Hügelkuppe aus nicht sehen konnte, mit Regenwasser gefüllt. Die Angreifer hatten damit gerechnet, in den Graben springen, mit den kurzen Leitern, die sie dabei hatten, mühelos die Befestigung erklimmen und ihre Bajonette gegen einen zahlenmäßig unterlegenen Feind einsetzen zu können. Stattdessen wurden sie aufgehalten.

Die französischen Verteidiger krochen auf ihre zersplitterten Palisaden und eröffneten das Feuer. Musketen schossen über den Graben hinweg. Das Feuer der Briten hämmerte vergebens auf das Mauerwerk und die Trümmer der Palisade ein, während die Franzosen einen Mann nach dem anderen ins Wasser stürzen ließen oder zurücktrieben in die nachfolgenden Reihen.

Die Franzosen witterten einen Sieg. Sie luden und schossen, luden und schossen. Um ihre hilflosen Opfer anzuleuchten, zündeten sie die ölgetränkten Karkassen an, die sie für den letzten Ansturm aufbewahrt hatten, und rollten sie über den Rand der Befestigung in die Tiefe.

Das war ein fataler Fehler. Sharpe konnte oben auf der Hügelkuppe erkennen, wie die Angreifer hilflos am Rand des Grabens umherirrten. Im plötzlichen Licht der Flammen waren die Briten leichte Ziele für die französischen Kanoniere auf der Stadtmauer. Sie zielten auf die Seiten der Festung, ließen mit einzelnen Schüssen die Angreifer reihenweise in die Ewigkeit eingehen und zwangen sie, am vorderen Rand der Befestigung Schutz zu suchen. Andererseits jedoch offenbarte das Licht eine eigentümliche Schwäche der Festung.

Sharpe lieh sich Forrests Fernglas aus und konnte durch die schwache Linse erkennen, dass die Verteidiger hölzerne Spitzen in die Wand des Grabens getrieben hatten, um zu verhindern, dass man an der Innenwand hochklettern

konnte. Diese Spitzen reduzierten die Breite des Grabens effektiv auf weniger als zehn Yards. Als Major Collett ihm ungeduldig das Glas entriss, sah er, wie die ersten Leitern auf die praktischen Vorsprünge gelegt wurden, sodass eine Art Brücke entstand. Das waren die 88th, das Regiment, an dessen Seite er in Ciudad Rodrigo gekämpft hatte, die Männer aus Connaught. Drei Leitern hielten, obwohl das Holz grün, feucht und nachgiebig war, und die Iren machten sich an die gefährliche Überquerung, mitten hinein ins Auge des Musketensturms. Einige fielen in den überfluteten Graben, aber andere gelangten hinüber, und die vom Feuerschein erhellten dunklen Uniformen erkletterten die Brustwehr der Festung, während andere sich hinter ihnen an die Überquerung machten.

Die Lichter der Karkassen erstarben, das Schlachtfeld verdunkelte sich, und nur die Geräusche verrieten den auf der Hügelkuppe Versammelten, was drunten vorging. Die Schreie waren deutlich zu hören, aber nur wenige Schüsse. Daraus schlossen jene, die sich auskannten, dass die Bajonette eingesetzt wurden. Dann ertönte Jubelgeschrei, das sich bis in die hinteren Reihen der Angreifer fortsetzte, und Sharpe wusste, dass die Briten gesiegt hatten. Die Connaught Rangers waren sicher damit beschäftigt, in der von Kanonenkugeln zerstörten Festung die französischen Überlebenden aufzuspüren, indem sie mit ihren langen, dünnen Klingen zwischen den zerbrochenen Balken herumstocherten. Er grinste im Dunkeln beim Gedanken an einen gut erkämpften Sieg. Patrick Harper würde vor Neid erblassen. Die Männer aus Connaught würden einiges zu erzählen haben, davon, wie sie die unsichere Brücke überquert und den Sieg errungen hatten. Windhams Stimme unterbrach seine Überlegungen.

»Das war’s, meine Herren. Wir sind als Nächste dran.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann Leroys Stimme: »Was heißt hier dran?«

»Wir werden den Damm sprengen!« Windhams Stimme klang begeistert.

Nun wurden auf einmal ein Dutzend Fragen gestellt, und Windham wählte eine zur Beantwortung aus. »Wann? Ich weiß nicht, wann. Vermutlich in drei Tagen. Behalten Sie's für sich, meine Herren. Ich will nicht, dass jeder Tom, Dick und Harry davon erfährt. Unser Angriff soll zumindest teilweise überraschend erfolgen.« Windham lachte. Seine blendende Stimmung hielt an.

»Sir?«, fragte Sharpe mit leiser Stimme.

»Sharpe? Sind Sie das?« Es war schwer, in der Finsternis einzelne Gestalten zu erkennen.

»Jawohl, Sir. Bitte um Erlaubnis, für die Dauer des Angriffs in die Kompanie zurückzukehren.«

»Sie sind ein blutrünstiger Halunke, Sharpe.« Windhams Stimme klang fröhlich. »Ich sollte Sie zu meinem Jagdhüter machen. Gut, ich werd's mir überlegen!« Er entfernte sich am Graben entlang und ließ Sharpe mit der Ungewissheit zurück, ob er als Jagdhüter oder als Soldat in Betracht gezogen werden sollte.

Hinter ihm im Schützengraben flammte plötzlich ein Licht auf, und es roch stark nach Tabak. Leroys Stimme, tief und wie immer amüsiert, trieb mit dem Rauch herüber. »Mit etwas Glück, Sharpe, wird einer von uns sterben. Dann bekommen Sie Ihren Rang wieder.«

»Daran hatte ich auch schon gedacht.«

Der Amerikaner lachte. »Glauben Sie etwa, wir würden an etwas anderes denken? Sie sind ein Schreckgespenst, Sharpe!« Er schlug einen morbiden Ton an. »Sie erinnern uns an unsere Sterblichkeit. Wen von uns werden Sie ersetzen?«

»Irgendwelche Angebote?«

Leroy lachte. »Mich nicht, Mister Sharpe, nicht mich. Wenn Sie meinen, ich hätte Boston nur deswegen

verlassen, damit Sie in meine Fußstapfen treten können, haben Sie sich getäuscht.«

»Warum haben Sie Boston verlassen?«

»Ich bin Amerikaner, trage einen französischen Namen, stamme aus einer königstreuen Familie, kämpfe mit den Engländern für einen deutschen König, der verrückt ist. Und was schließen Sie daraus?«

Sharpe zuckte in der Dunkelheit mit den Schultern. Dazu fiel ihm nichts ein. »Ich weiß nicht.«

»Ich auch nicht, Sharpe, ich auch nicht.« Die Zigarre glühte auf und verblasste. Leroys Stimme wurde gedämpft und vertraulich. »Manchmal frage ich mich, ob ich auf der falschen Seite kämpfe.«

»Zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?«

Leroy schwieg einen Moment lang. Sharpe konnte sein Profil erkennen, das auf die dunkle Stadt hinabstarrte. »Ich glaube, ja, Sharpe. Mein Vater hat einen Eid abgelegt, seine Majestät, den König, zu verteidigen, und ich habe sozusagen dieses Joch geerbt.« Er lachte. »Jedenfalls bin ich hier und verteidige, was das Zeug hält.« Sharpe hatte Leroy selten so gesprächig erlebt. Der Amerikaner war ein wortkarger Mann, der die Welt ironisch amüsiert beobachtete. »Sie wissen, dass Amerika streitsüchtig ist?«

»Ich hab davon gehört.«

»Die wollen in Kanada einmarschieren. Wahrscheinlich werden sie's demnächst tun. Beim dortigen Militär könnte ich General sein, Sharpe. Straßen würde man nach mir benennen. Zum Teufel! Warum nicht gleich ganze Städte!« Er verstummte erneut, und Sharpe wusste, dass Leroy daran dachte, welches Schicksal ihm wahrscheinlich bevorstand: ein unmarkiertes spanisches Grab. Sharpe kannte an die zwanzig Männer wie Leroy. Männer, deren Familien nach dem Unabhängigkeitskrieg königstreu geblieben waren und nun als Exilanten für König Georg

kämpften. Leroy lachte auf, ein bitteres Lachen. »Ich beneide Sie, Sharpe.«

»Mich beneiden? Warum?«

»Ich bin nur ein betrunkener Amerikaner mit einem französischen Namen, der für einen deutschen Verrückten kämpft, ohne zu wissen, warum. Sie dagegen wissen, wo’s langgeht.«

»Weiß ich das?«

»Ja, Mister Sharpe, Sie wissen es. An die Spitze, wo immer die sein mag. Und deshalb hat unsere muntere Schar von Captains solche Angst vor Ihnen. Wer von uns muss sterben, damit Sie den nächsten Schritt tun können?« Er hielt inne, um eine weitere Zigarre am Stumpen der letzten anzuzünden. »Und ich kann Ihnen sagen, Sharpe, auf meine freundliche Art, dass sie viel lieber sehen würden, wenn Sie sterben.« Sharpe starrte auf das dunkle Profil. »Soll das eine Warnung sein?«

»Teufel, nein! Ich verbreite nur ein wenig düstere Stimmung in der Nacht.« Im Graben war Fußgetrappel zu hören, und die beiden Offiziere mussten ausweichen, um die Träger vorbeizulassen, die die Verwundeten von der Picurina herüberbrachten. Die Männer auf den Tragen stöhnten, einer schluchzte. Leroy sah zu, wie sie vorbeigetragen wurden. Dann klopfte er Sharpe auf die Schulter. »Wir sind als Nächste dran, Sharpe, als Nächste.«

KAPITEL 18

»Was meinst du?« Hogan hörte sich besorgt an.

»Zu kompliziert«, sagte Sharpe schulterzuckend. »Fünfzig Mann genügen. Man braucht kein ganzes Bataillon.«

Hogan nickte, doch es war unmöglich zu sagen, ob dieses Nicken als Zustimmung gedacht war. Er blickte zu den dicken Wolken auf. »Wenigstens ist das Wetter auf unserer Seite.«

»Wenn es nicht wieder regnet.«

»Es wird nicht regnen«, erklärte Hogan, als habe er den Oberbefehl über die Witterung. »Dunkel wird es sein.« Er spähte über den Wall auf die Festung, die den Damm schützte. »Du hast recht. Es ist zu kompliziert, aber der Colonel besteht darauf. Ich wollte, du wärst dabei.«

»Ich auch, aber der Colonel besteht darauf.« Windham hatte Sharpes Bitte abgelehnt. Der Rifleman solle nicht mit der Leichten Kompanie marschieren, sondern bei Windham bleiben. Sharpe grinste Hogan an. »Ich bin sein Adjutant.«

»Sein Adjutant?« Hogan lachte. »Ich nehme an, das soll eine Art Beförderung sein. Und was sollst du tun? Botengänge für ihn erledigen?«

»So ähnlich, jedenfalls will er mich nicht bei der Leichten Kompanie haben. Er meinte, meine Gegenwart würde Captain Rymer in Verlegenheit bringen.«

Hogan schüttelte den Kopf. »Ich hoffe nur, dass euer Captain Rymer der Sache gewachsen ist. Im Ernst.« Er schaute auf seine Uhr und klappte den Deckel wieder zu. »Noch zwei Stunden, bis es dunkel wird.«

Der Plan hörte sich ganz einfach an. Eine Kompanie, die Leichte, sollte zwanzig Pioniere zum Damm eskortieren.

Das übrige Bataillon sollte ein Ablenkungsmanöver ausführen, indem es die Festung angriff. Im Schutze des entstehenden Lärms sollten die Pioniere ihre zwanzig Pulverfässer am Fundament des Damms platzieren. Es hörte sich einfach an, aber Sharpe glaubte nicht, dass es gelingen würde. Nächtliche Angriffe führten, wie die Armee vor gerade vier Nächten festgestellt hatte, leicht zu Konfusion, und Windhams Plan hing einzig und allein davon ab, dass die Leichte Kompanie um genau elf Uhr zum Fuß des Damms gelangte. Wenn sie sich verspätete, und der Colonel würde nicht feststellen können, ob dem so war, würde der vorgetäuschte Angriff nur die Garnison aufwecken und dafür sorgen, dass die Wachtposten auf der Hut waren. Sharpe hatte Windham gegenüber angedeutet, dass er den vorgetäuschten Angriff für unnötig hielt, dass die Leichte Kompanie allein marschieren solle, aber Windham hatte den Kopf geschüttelt. Er wollte das Bataillon in die Schlacht führen, freute sich richtiggehend auf die Ereignisse der Nacht und ließ sich von Sharpes Skepsis nicht anstecken. »Natürlich werden sie rechtzeitig dort ankommen!«

Es schien wenig Anlass zu geben, das Gegenteil anzunehmen. Die Leichte Kompanie und die Pioniere hatten keinen weiten Weg vor sich. Sie konnten im Dunkeln den erste Quergraben verlassen und sich nach Norden in Richtung Fluss aufmachen. Sobald sie das Ufer des Rio Guadiana erreicht hatten, sollten sie sich nach links wenden und einem Pfad folgen, der unterhalb des Schlosses zum Rivillas führte. Mit geschwärztem Gesicht und sorgfältig umwickelter Ausrüstung sollten sie leise das Bachbett des Rivillas überqueren und sich erneut nach links wenden.

Der heikelste Moment war stromaufwärts die Annäherung an den Damm. Dazu mussten sie einhundertfünfzig Yards in Hörweite der Mauern von Badajoz zurücklegen, bis sich die Männer zwischen der Bastion San Pedro und der Festung

zum Schutze des Damms befanden. Der Weg war nicht lang, und sie hatten reichlich Zeit, ihn zurückzulegen, aber sie würden langsam vorankommen, weil absolute Stille unumgänglich war.

Hogan spielte am Deckel seiner Uhr herum. Er war es gewesen, der Wellington überzeugt hatte, dass sich der Damm sprengen ließ, aber sein Vorhaben stand und fiel damit, wie Windham es ausführte. Er nahm statt seiner Uhr seine Schnupftabakdose zur Hand und rang sich ein Lächeln ab. »Wenigstens geht alles andere gut voran.«

Derzeit wurde der zweite Quergraben ausgehoben. Er war den Mauern von Badajoz wesentlich näher, und in seinem Schutz sollten neue Batterien errichtet werden, die die Belagerungsgeschütze auf vierhundert Yards an die Südostecke der Stadt heranbrachten, wo sich die Einbuchtung an der Bastion Trinidad in ein echtes Loch verwandelt hatte, in dem der Schutt zu sehen war, der den Kern der Mauer bildete. Die Franzosen schickten über Nacht Arbeitsmannschaften aus, um den Schaden zu beseitigen, und die Briten erhielten ihr Feuer aufrecht, in der Hoffnung, die Arbeiter zu treffen. Den ganzen Tag und die ganze Nacht schossen die Kanonen.

In der Abenddämmerung sah Sharpe zu, wie die Leichte Kompanie abmarschierte. Harper war dabei, irgendwo in den Reihen. Er hatte darauf bestanden, dass sein Rücken gut genug ausgeheilt sei.

Hakeswill ließ die Männer antreten. Er machte sich bei Captain Rymer unentbehrlich, las ihm jeden Wunsch von den Augen ab, schmeichelte ihm, nahm ihm die Bürde der Disziplin von den Schultern. Hakeswill gab eine klassische Vorstellung, er spielte den zuverlässigen Sergeant, unermüdlich und tüchtig, und verschleierte damit seinen Sieg über die Kompanie. Er hatte sie gespalten, hatte Misstrauen gesät, und Sharpe konnte nichts dagegen tun. Colonel Windham inspizierte die Kompanie vor dem

Abmarsch. Vor Harper blieb er stehen und deutete auf das mächtige siebenläufige Salvengewehr, das der Ire über der Schulter trug.

»Was ist das?«

»Ein Salvengewehr, Sir.«

»Entspricht es den Vorschriften?«

»Nein, Sir.«

»Dann nimm es ab.«

Hakeswill trat vor, den Mund zu einem Grinsen verzogen. »Gib es ruhig mir, Private!«

Das Gewehr war ein Geschenk von Sharpe an Harper, aber es gab nichts, was Harper hätte unternehmen können. Er nahm bedächtig das Gewehr von seiner Schulter, und Hakeswill entriss es ihm. Der Sergeant hängte es sich selbst um und wandte sich an den Colonel. »Bestrafung, Sir?«

Windham blickte verwirrt drein. »Bestrafung?«

»Für das Tragen einer vorschriftswidrigen Waffe, Sir?«

Windham schüttelte dem Kopf. Er hatte Harper genug bestraft. »Nein, Sergeant. Nein.«

»Sehr wohl, Sir!« Hakeswill kratzte an seiner Narbe und folgte Windham und Rymer, als diese die Parade abnahmen. Nach der Inspektion, als der Colonel der Kompanie befahl, bequem zu stehen, nahm Hakeswill seinen Tschako ab und senkte den Blick in dessen fettiges Inneres. Sein Gesicht wurde von einem seltsamen Lächeln verklärt, und Sharpe war verblüfft. Er trat zu Lieutenant Price, der unter der verbrannten schwieligen Haut ganz blass war, und wies mit dem Kopf auf den Sergeant. »Was tut er da?«

»Keine Ahnung, Sir.« Für Price war Sharpe nach wie vor Captain. »Das macht er jetzt ständig. Nimmt den Tschako ab, starrt rein, lächelt und setzt ihn wieder auf. Der spinnt, Sir.«

»Er nimmt seinen Tschako ab und starrt hinein?«

»Ganz recht, Sir. Der sollte in der verdammten Irrenanstalt sitzen, Sir, nicht hier herumlaufen.« Price grinste. »Vielleicht ist die Armee selbst eine Irrenanstalt, Sir. Ich weiß auch nicht.«

Sharpe schickte sich an, Hakeswill zur Übergabe des siebenläufigen Gewehrs aufzufordern, als Windham, der inzwischen sein Pferd bestiegen hatte, die Leichte Kompanie aufforderte, in Habachtstellung zu gehen. Hakeswill setzte seinen Tschako auf, klappte die Hacken zusammen und starrte den Colonel unentwegt an. Windham wünschte ihnen Glück, teilte ihnen mit, dass ihre Aufgabe darin bestehe, die Pioniere zu beschützen, falls sie entdeckt würden, und wenn sie nicht entdeckt würden, sollten sie gar nichts tun. »Dann mal los! Und eine gute Jagd!«

Die Männer der Leichten Kompanie verschwanden der Reihe nach im Schützengraben. Hakeswill schleppte immer noch das siebenläufige Gewehr mit sich herum, und Sharpe wünschte sich, er könnte mitgehen. Er wusste, wie sehr Hogan daran interessiert war, den Damm zu sprengen, wie viel einfacher der Ansturm auf die Bresche sein würde, wenn der See nicht mehr da wäre. Es verdross ihn, dass er nicht dabei sein konnte, wenn der Versuch gemacht wurde. Stattdessen stand er an Windhams Seite, als die Glocke der Kathedrale halb zehn schlug und die übrigen neun Kompanien des Bataillons aus dem Graben auf das dunkle Gras kletterten. Windham war sichtlich nervös. »Jetzt müssten sie fast da sein.«

»Jawohl, Sir.«

Der Colonel zog seinen Degen halb aus der Scheide, besann sich eines Besseren und ließ die Klinge wieder zurückgleiten. Er sah sich nach Collett um. »Jack?«

»Sir?«

»Alles klar?«

»Jawohl, Sir.«

»Dann mal los! Achtet auf die Uhrzeit!«

Collett trat hinaus in die Dunkelheit. Er sollte vier Kompanien in Richtung Stadt führen, zu der Festung, die den Damm schützte, und sobald die Kirchturmuhr elf schlug, sollte er das Feuer eröffnen und die Fassade der Festung beschießen, damit die Franzosen glaubten, sie hätten es mit einem Angriff zu tun. Die übrigen Kompanien wurden von Windham befehligt und standen als Reserve bereit. Der Colonel, wusste Sharpe, erhoffte sich, dass der vorgetäuschte Angriff eine Schwäche der Festung offenbaren und in einen echten Angriff übergehen könnte. Er hoffte darauf, das South Essex über den Graben, die Steinmauer empor und ins Innere der Festung führen zu können.

Sharpe fragte sich, wie es inzwischen der Leichten Kompanie erging. Wenigstens war vom Schloss aus nicht geschossen worden, also hatte man sie vermutlich noch nicht entdeckt. Der Schütze hatte ein ungutes Gefühl. Wenn alles glatt ging, Windhams Zeitplan entsprechend, würde der Damm wenige Minuten nach elf hochgehen, aber Sharpes Instinkte verhießen nichts Gutes. Er dachte an Teresa drüben in der Stadt, dachte an die kleine Antonia und fragte sich, ob die Explosion, wenn sie jemals erfolgte, das Kind aufwecken würde. Sein Kind! Es kam ihm immer noch wie ein Wunder vor, dass er ein Kind hatte.

»Jetzt müsste das Pulver platziert sein, Sharpe!«

»Jawohl, Sir.« Er hatte die Worte des Colonels nur zur Hälfte registriert, war sich jedoch darüber im Klaren, dass Windham nur sprach, um seine Nervosität zu verschleiern. Sie hatten keine Ahnung, wo sich das Pulver befand. Sharpe versuchte sich die Pioniere vorzustellen, beladen wie die Alkoholschmuggler an der Südküste Englands, wie sie durchs Bachbett auf den Damm zu schlichen, aber Windham unterbrach seinen Gedankengang.

»Zählen Sie das Musketenfeuer, Sharpe!«

»Jawohl, Sir.« Der Colonel hoffte darauf, dass durch ein Wunder die Festung spärlich besetzt war und das South Essex sie durch rein zahlenmäßige Überlegenheit einnehmen konnte. Diese Hoffnung, wusste Sharpe, war vergebens.

Zu ihrer Linken, achthundert Yards weiter oben am Hang, loderten die Stichflammen der Belagerungsgeschütze auf, und jede Stichflamme beleuchtete den wirbelnden Rauch, der die Luft über dem Stausee erfüllte. Die französischen Kanonen antworteten. Sie zielten auf das Mündungsfeuer, aber während der vergangenen zwei Tage hatten die feindlichen Schüsse insgesamt nachgelassen. Der Feind hortete Munition, sparte sie auf für die neuen Batterien des zweiten Quergrabens.

»Jetzt dauert es nicht mehr lange.« Der Colonel sprach mit sich selbst. Dann rief er. »Major Forrest?«

»Sir?« Forrest tauchte aus der Dunkelheit auf.

»Alles klar, Forrest?«

»Jawohl, Sir.« Wie Sharpe hatte Forrest nichts zu tun.

Plötzlich krachte Musketenfeuer, gedämpft durch die Entfernung. Es kam von Norden, und Windham wirbelte herum. »Das sind wir nicht, glaube ich.« Es war viel zu weit weg, um mit dem Vormarsch der Leichten Kompanie zu tun zu haben. Dort im Norden, jenseits des Flusses, verwickelten Männer der Fünften Division die französischen Festungen in Kampfhandlungen. Windham entspannte sich. »Jetzt muss es bald so weit sein, meine Herren.«

Vor ihnen in der Dunkelheit erklang ein Ruf. Die drei Offiziere erstarrten, horchten, und da war er wieder. *»Qui vive?«*, hatte ein französischer Wachtposten gerufen. Sharpe hörte, wie Windham heftig einatmete.

»Qui vive?« Lauter. *»Gardez vous!«* Von der Festung aus loderte eine Stichflamme in Richtung des dunklen Feldes.

»Verdammt.« Windham spuckte das Wort richtiggehend aus. »Verdammt, verdammt, verdammt!«

In der Festung wurden Rufe laut, dann folgte ein Leuchten, das immer stärker wurde, Feuer flackerte auf, und dann wurde eine Karkasse in die Dunkelheit geschleudert, über den Graben, und Sharpe konnte in ihrem Schein die Umrisse von Colletts Kompanien erkennen.

»Tirez!« Das Kommando kam laut und deutlich. Aus den Schießscharten der kleinen Festung ergoss sich Musketenfeuer, und die britischen Kompanien antworteten.

»Verdammt!«, brüllte Windham. »Wir sind zu früh dran!«

Colletts Kompanien schossen zugweise. Die Salven setzten sich über die Front ihrer Formationen fort, und die Kugeln trafen hörbar das Mauerwerk der Festung. Die Offiziere brüllten, versuchten den Anschein zu erwecken, als sei eine größere Streitmacht versammelt, und die Schüsse fielen präzise wie ein Uhrwerk. Sharpe beobachtete die Verteidigungsmaßnahmen. Das französische Musketenfeuer war ebenfalls konstant. Er vermutete, dass jeder Mann an einer Schießscharte mindestens zwei andere bei sich hatte, die Ersatzmusketen nachluden. »Ich denke nicht, dass es an Verteidigern fehlt, Sir.«

»Verdammt!« Windham ignorierte Sharpe.

Die Uhr der Kathedrale sandte ihre dumpfen Schläge aus, sodass sie sich mit dem Lärm der Schüsse vermischten. In der Festung wurden weitere Karkassen entzündet und hinausgeworfen, und Sharpe hörte, wie Collett seinen Männern befahl, sich zurückzuziehen in die Dunkelheit. Windham ging auf und ab. Seine Enttäuschung war nicht zu übersehen. »Wo ist die Leichte Kompanie? Wo ist die Leichte Kompanie?«

Die Kanoniere auf der Stadtmauer legten sich ins Geschirr, drehten ihre Kanonen um und luden sie mit Kartätschen. Sie schossen, und die Flammen waren abwärts gerichtet, auf das dunkle Feld. Sharpe hörte das Pfeifen des ersten Schusses.

»Verteilen!« Colletts Stimme drang zu Sharpe herüber. »Verteilen!« Das war eine vernünftige Maßnahme gegen die Kartätschen, die geeignet war, die Verluste gering zu halten, aber sie würde nicht helfen, die Franzosen zu überzeugen, dass ein echter Angriff im Gange war. Windham zückte seinen Degen.

»Captain Leroy!«

»Sir?« Die Stimme kam aus der Dunkelheit.

»Vorwärts mit Ihrer Kompanie! Auf Major Colletts rechte Flanke!«

»Jawohl, Sir.«

Die Grenadierkompanie erhielt den Befehl zum Vorrücken, was das Durcheinander noch verschlimmerte.

Windham wandte sich an Sharpe. »Die Zeit, Sharpe?«

Sharpe erinnerte sich, die Glocke der Kathedrale gehört zu haben. »Zwei Minuten nach elf, Sir.«

»Wo bleiben die?«

»Lassen Sie ihnen Zeit, Sir.«

Windham ignorierte ihn. Er starrte voraus auf die Festung, auf die brennenden Karkassen, die den gesamten Graben und ein Stück Feld erhellten. Kleine Trupps rannten herbei, gingen in die Knie, schossen und eilten zurück in die Dunkelheit. Sharpe sah einen Mann in einem Kartätschenschauer niedersinken. Sein Körper blieb reglos im Feuerschein liegen. Zwei andere Männer rannten auf ihn zu, packten seine Beine und zerrten ihn zurück zu ihrer Kompanie. »Legt an! Achtung! Feuer!« Überall auf dem Feld erklangen die vertrauten Befehle, die Musketen

beschossen die Festung, und die tödlichen Kartätschen flogen von den hohen Stadtmauern herab.

»Captain Sterritt?«, bellte Windham.

»Sir?«

»Melden Sie sich bei Major Collett! Ihre Kompanie soll ihm als Verstärkung dienen!«

»Jawohl, Sir!« Eine weitere Kompanie zog los, und Sharpe empfand Schuldgefühle bei dem Gedanken, dass ein weiterer Captain in den Schussbereich der Kartätschen geschickt worden war. Er fragte sich, was aus Rymer geworden war. An der Rückseite der Festung waren keine Schüsse zu hören, aber auch keine Explosion. Er hielt ständig Ausschau, wartete auf die Eruption aus Flammen und Rauch, aber am Damm herrschte Stille.

»Wo bleiben die?« Windham schlug sich mit der Faust auf die Schenkel, ließ seinen Degen durch die Luft sausen.

Nun kamen einzelne Männer aus der Kampfzone vorbei, verwundet von den Kartätschen, und Collett zog die Kompanien weiter zurück. Es hatte keinen Sinn, lautete seine Überlegung, Männer in einem Angriff zu verlieren, der nur ein vorgetäuschter Angriff war. Das Feuer aus der Festung ließ nach. Immer noch keine Explosion.

»Verdammt! Wir müssen wissen, was vorgeht!«

»Lassen Sie mich gehen, Sir.« Sharpe konnte sehen, wie Windhams sorgfältig ausgearbeiteter Plan in sich zusammenbrach. Die Franzosen mussten inzwischen wissen, dass der Angriff nicht ernst gemeint war, und es verlangte keine allzu große Intelligenz, darauf zu kommen, dass der Damm das eigentliche Ziel war. Er versuchte, sich erneut die Pioniere vorzustellen, beladen mit ihren Fässern. »Es könnte sein, dass sie in Gefangenschaft geraten sind, Sir. Vielleicht haben sie den Damm noch nicht einmal erreicht.«

Windham zögerte, und während er noch überlegte, rief ganz in der Nähe Major Collett nach ihm. »Colonel? Sir?«

»Jack! Hier drüben!«

Collett kam, salutierte. »Kann nicht viel länger durchhalten, Sir. Wir verlieren wegen der verdammten Kartätschen zu viele Männer.«

Windham wandte sich an Sharpe. »Wie lange brauchen Sie, um dorthin zu kommen?«

Sharpe dachte hastig nach. Er brauchte sich nicht anzuschleichen, und er musste keinen Umweg machen. Es herrschte genügend Lärm und Chaos, um seinen Vormarsch zu tarnen, und er würde sich so nahe wie möglich an die Festung heranwagen. »Fünf Minuten, Sir.«

»Dann gehen Sie. Aber hören Sie!« Windham hielt Sharpe auf. »Ich will einen Bericht, das ist alles, verstanden? Sehen Sie nach, wo die bleiben. Sind sie entdeckt worden? Wie lange dauert es noch, bis sie so weit sind? Verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Ich will Sie in zehn Minuten wieder hier haben. Zehn Minuten, Sharpe.« Er wandte sich an Major Collett. »Kannst du mir zehn Minuten Zeit geben?«

»Jawohl, Sir.«

»Gut. Dann mal los, Sharpe! Beeilung!«

Sharpe rannte los. Seine dunkle Uniform war im Dunkeln nicht zu erkennen. Er lief auf die Festung und auf den dahinter verborgenen Damm zu. Er hielt sich rechts, wich dem Licht der Karkassen aus und eilte dem Bachbett des Rivillas unterhalb des Damms entgegen. Er stolperte über Grasbüschel, glitt auf feuchtem Erdreich aus, fühlte sich frei, allein und frei. Vom Schloss her pfiffen Kartätschen über ihn hinweg, aber er unterlief ihre Flugbahn und war in der Finsternis verborgen.

Die Stichflammen der Musketen aus der Festung befanden sich links von ihm. Er verlangsamte seine

Schritte, denn er wusste, dass es bis zum Bach nicht mehr weit sein konnte, und war auf der Hut für den Fall, dass im Bachbett französische Patrouillen lauerten. Er nahm sein Gewehr von der Schulter und spannte den Hahn.

Seine Augen suchten den Rand des Bachbetts. Er zog seinen Tschako tiefer ins Gesicht, sodass der Schirm die Flammen der Kanonen mit ihrem grellweißen Zentrum verbarg und seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt blieben. Dann machte er einen tiefen Schatten aus, eine Buschreihe, und wusste, dass er das Ufer des Bachs erreicht hatte. Er legte sich hin, robbte heran und spähte über den Rand.

Das Bachbett war tiefer, als er sich vorgestellt hatte. Das Ufer fiel steil vor ihm ab, und achtzehn bis zwanzig Fuß unter ihm war der dumpfe Glanz einer Wasserfläche zu erkennen. Dort unten herrschte Stille, bis auf das Murmeln des Bachs, und von der Leichten Kompanie oder den Pionieren war nichts zu sehen. Er blickte nach links. Der Damm war ein schwarzer Umriss neben der Festung, nur vierzig Yards von ihm entfernt, und er hielt einsam und schweigend das ungeheure Gewicht des Wassers zurück.

Sharpe ließ sich, immer noch auf dem Bauch und mit vorgestrecktem Gewehr, über den Rand und zwischen Büschen mit langen Dornen hinabgleiten. Dann wurde er plötzlich angerufen. »Wer da?« Ein heiseres, ängstliches Flüstern.

»Sharpe! Und wer bist du?«

»Peters, Sir. Gott sei Dank, dass Sie da sind.«

Er sah die Umrisse des Mannes, der unter einem Busch am Wasser kauerte. Er kroch zu ihm. »Was geht hier vor?«

»Keine Ahnung, Sir. Der Captain ist mit den anderen losgezogen, Sir.« Peters zeigte nach vorn. »Das war vor zehn Minuten, Sir. Hat mich hier zurückgelassen. Glauben Sie, die sind fort, Sir?«

»Nein. Bleib du hier.« Er klopfte dem Mann auf die Schulter. »Die kommen auf diesem Weg zurück. Dir wird nichts geschehen.«

Rymer und die Pioniere konnten nicht weit sein, aber sie verhielten sich bemerkenswert still. Sharpe watete durch das kniehohe Wasser den Bach entlang und wartete darauf, angerufen zu werden. Der Ruf erfolgte zwanzig Yards vom Damm entfernt, direkt unterhalb der Festung, wo sich niedrige Bäume über dem Rivillas erhoben. »Wer da?«

»Sharpe!«, flüsterte er. »Und wer bist du?«

»Hakeswill.« Dann ein leises Kichern. »Sind wohl gekommen, um uns zu helfen?«

Sharpe ignorierte die Frage. »Wo ist Captain Rymer?«

»Hier!« Die Stimme erklang hinter Hakeswill. Als Sharpe sich an dem Sergeant vorbeidrängte, roch er den Atem des Mannes. Dann sah er Rymers Uniform golden aufblitzen. »Der Colonel schickt mich. Er ist nervös.«

»Ich bin auch nervös.« Weitere Informationen gab Rymer nicht von sich.

»Was geht hier vor?«

»Das Pulver ist an Ort und Stelle, die Pioniere sind auf dem Rückweg, und Fitchett ist vorn am Damm. Er sollte eigentlich die Zündschnur legen!« Rymer hörte sich tatsächlich nervös an, und Sharpe konnte ihn gut verstehen. Wenn der Damm durch einen Irrtum jetzt hochging, würde die Kompanie von der Flutwelle erfasst werden.

Auf der Brustwehr der Festung, ganze zehn Yards über ihnen, waren Schritte zu hören, und Sharpe bemerkte, dass Rymer den Atem anhielt. Die Schritte klangen lässig. Rymer begann auszuatmen. »O Gott! Nein!«

Eine kerzengroße Flamme loderte auf, waberte und drohte zu verlöschen. Dann brannte sie heftig und hell. In ihrem Licht konnte Sharpe zwei Männer in blauer Uniform

erkennen. Sie hielten die Karkasse fest und warfen sie weit hinaus, sodass sie Funken sprühend im Bachbett landete. Brennende Strohhalme lösten sich von der Karkasse, sie rollte als Feuerball die steile Böschung herab und fiel in den Bach. Es zischte. Das Feuer flackerte, versuchte sich an der Oberseite zu halten und erlosch. Rymer stieß einen lang anhaltenden Seufzer aus. Sharpe legte ihm den Mund ans Ohr. »Wo sind Ihre Männer?«

»Einige hier. Die meisten sind fort.«

Diese Antwort half ihm nicht weiter. Auf der Brustwehr erschien wieder eine Flamme und wuchs wie die erste. Diesmal ließen die Franzosen ihr mehr Zeit, sodass sie das ölgetränkte Stroh richtig erfassen konnte, bis es wie ein Leuchtfeuer brannte. Sie rollten die Karkasse über den Mauerrand, worauf sie einmal abprallte, Funken sprühte und sich dann in einem Dornbusch verfing. Die Dornen knisterten und flammten auf, und in der plötzlichen Helligkeit nahm Sharpe Lieutenant Fitchett wahr, den Pionier, der reglos neben einem Fässerstapel kauerte. Die Franzosen hatten ihn bestimmt auch gesehen!

Aber die Franzosen waren nicht sicher, wonach sie Ausschau halten mussten. Sie hatten Befehl erhalten, im Bachbett nachzusehen, daher spähten sie über die Brustwehr und erblickten seltsame dunkle Schatten, genau das, was ein Mann nachts zu sehen erwartete, und da sie keine Bewegung ausmachen konnten, entspannten sie sich.

Sharpe konnte die beiden Männer deutlich erkennen. Sie schienen sich darüber zu freuen, dass sie der Vorderseite der Festung entkommen waren, unterhielten sich und lachten. Dann standen sie plötzlich stramm und verschwanden aus der Sichtlinie. Man hörte einen barschen Befehl, und Sharpe nahm an, dass ein Offizier an die Brustwehr getreten war.

Fitchett setzte sich in Bewegung, begann hastig in Richtung Rymer und Sharpe zu kriechen. Er versuchte,

leise zu sein, war jedoch beim Anblick der brennenden Karkasse in Panik geraten, sodass er ausglitt und in den Bach fiel. Von der Brustwehr drang ein Ruf herab, der Kopf eines Offiziers erschien über dem Mauerwerk, und Fitchett hatte seine Sinne so weit unter Kontrolle, dass er reglos erstarrte. Sharpe sah, wie sich der Offizier umdrehte und ein Kommando brüllte. Wieder loderten auf der Brustwehr Flammen auf, eine dritte Karkasse. Im selben Augenblick war Sharpe klar, dass sie um einen Kampf nicht herumkommen würden. Rymer starrte mit offenem Mund zur Festung empor.

Sharpe stieß ihn an. »Erschießen Sie den Offizier.«

»Was?«

»Erschießen Sie den Halunken! Sie haben doch Scharfschützen dabei, oder etwa nicht?«

Rymer rührte sich nicht, also nahm Sharpe sein Baker-Gewehr zur Hand, hob den Deckel der Zündpfanne, um mit dem Finger zu prüfen, ob sich noch genügend Pulver darin befand. Dann zielte er nach oben durch die kahlen Dornbüsche in Richtung Brustwehr, Rymer schien aufzuwachen. »Nicht schießen!«

Die dritte Karkasse wurde über die Mauer geworfen, weit hinaus, sodass sie am gegenüberliegenden Ufer auftraf und an einem Felsbrocken hängen blieb. Fitchett sah sie scheinbar auf sich zukommen, schrie auf und hechtete in die Richtung, in der er die Kompanie vermutete. Der französische Offizier brüllte.

»Nicht schießen!« Rymer schlug Sharpe auf die Schulter, sodass er sein Ziel aus den Augen verlor, also nahm er den Finger vom Abzug. Fitchett stürzte zwischen die Dornbüsche und rieb sich die Stelle, wo seine Rippen aufgekommen waren. Er hatte an die Zündschnur gedacht und zog sie hinter sich her, aber Sharpe fragte sich, ob nicht ein Teil mit dem Lieutenant ins Wasser gefallen war. Fitchett sah sich nach allen Seiten um. »Die Laterne!«

Unter den Bäumen war eine abgedunkelte Laterne versteckt. Rymer und Fitchett machten sich auf die Suche und behinderten sich dabei gegenseitig, während auf der Brustwehr die erste französische Muskete abgeschossen wurde. Die Kugel traf einen Baumstamm, und Fitchett fluchte. »Heiliger Jesus! Schnell!«

Der französische Offizier beugte sich weit hinaus und suchte die Schatten ab. Sharpe sah ihn, drückte ab. Das Gesicht des Mannes wurde blutrot, als die Kugel es zerfetzte. Der Treffer stieß ihn zurück.

Rymer starrte Sharpe an. »Warum haben Sie das getan?«

Sharpe machte sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. Fitchett hatte die Laterne entdeckt und den Schirm geöffnet. Ein Lichtstrahl fiel schräg in die Dornbüsche. »Schnell! Schnell!«, sagte Fitchett vor sich hin. Er fand die Zündschnur, hielt das Ende in die Flamme und wartete, bis es zu zischen begann. »Zurück! Zurück!«

Rymer wartete nicht ab, bis die Zündschnur richtig brannte. »Zurück!«, rief er. »Zurück!«

Sharpe hielt Fitchett fest. »Wie lange?«

»Dreißig Sekunden! Beeilen wir uns!« Auf der Brustwehr ging eine zweite Muskete los. Die Kugel traf ins Erdreich, und die Männer trampelten, angeführt von Rymer, durchs Bachbett davon. Sie waren besessen von der Vorstellung des plötzlich auflodernden Pulvers, der Schockwelle und des heranrauschenden, tödlichen Wassers.

Die Franzosen, die so unvermittelt ihren Offizier verloren hatten, riefen um Hilfe. Sie konnten nichts erkennen im Licht ihrer Karkasse, konnten nichts hören im Nachhall ihrer Musketenschüsse.

Sharpe wartete, beobachtete die flackernd brennende Zündschnur, lauschte den Schritten auf der Brustwehr. Die Zündschnur brannte ausgezeichnet, die Flamme setzte sich in Richtung Damm fort, daher wandte er sich ab und

erkletterte die Böschung dicht am Mauerwerk der Festung. Da wurde er von einer Stimme aufgehalten. »Das war ein gelungener Schuss.«

»Patrick?«

»Jawohl.« Die Stimme mit dem Donegal-Akzent klang ganz leise. »Ich wollte nur sehen, ob Sie Hilfe brauchen.« Eine riesige Pranke packte Sharpes Handgelenk, und er wurde ohne viel Aufhebens aus dem Bachbett gehoben. »Die sind aber schnell gerannt.«

»Sonst müssten sie ertrinken.« Sharpe stemmte sich gegen den Fuß eines Dornbuschs. Er versuchte zu schätzen, wie viele Sekunden vergangen waren, seit Fitchett die Zündschnur in Brand gesteckt hatte. Zwanzig? Fünfundzwanzig? Wenigstens waren er und Harper in Sicherheit. Sie befanden sich hoch droben am Ufer, gegenüber dem flachen Graben, der im rechten Winkel vom Bachbett ausging und die kleine Festung beschützte. Die Franzosen stimmten aufgeregtes Geschrei an. Sharpe hörte die Ladestöcke in die Läufe der Musketen rasseln, und dann übertönte eine barsche Stimme den Lärm. Er blickte Harpers große Gestalt an, die im tiefen Schatten kauerte. »Wie geht’s deinem Rücken?«

»Tut höllisch weh, Sir.«

Sharpe wartete auf die Explosion. Er schmiegte sich dicht an den Boden und stellte sich vor, wie die Fässer explodierten und Holzsplitter um sich verstreuten. Nun musste es bald so weit sein! Ob Fitchett wohl mehr Zündschnur verbraucht hatte, als er annahm?

Die Salve von der Brustwehr ließ ihn den Atem anhalten. Die Franzosen beschossen das Bachbett, und Sharpe hörte die Kugeln durch die Dornbüsche fahren, als würde man ein Stück Leinwand zerreißen. Ein Vogel kreischte aufgebracht, flatterte auf in die Dunkelheit, und er konnte stromabwärts das Getrappel eiliger Füße hören. Harper äußerte sich abfällig: »Wie die nassen Hühner!«

»Wie hat er sich bewährt?«

Harpers anfängliches Widerstreben, Rymer zu kritisieren, war mit der Auspeitschung vergangen. Er spuckte in den Bach. »Kann sich nicht entscheiden, Sir.« Das war eines der schlimmsten Verbrechen, das ein Soldat auf dem Gewissen haben konnte. Unentschiedenheit ist tödlich.

Die Explosion blieb aus. Da wusste Sharpe, dass die Zündschnur nass geworden oder zerrissen war. Inzwischen musste eine Minute vergangen sein. Sharpe hörte, wie ein französischer Offizier Ruhe befahl. Der Mann wollte horchen, was sich stromabwärts tat, aber es war alles still, und Sharpe hörte, wie weitere Befehle gerufen wurden. Auf der Brustwehr wurde es hell, und er war sich darüber im Klaren, dass man weitere Karkassen angezündet hatte. Er hob den Kopf, sah drei feurige Bündel herabfallen und fragte sich, ob die Karkassen vielleicht unabsichtlich die Zündschnur wieder in Brand setzen würden. Aber die Sekunden vergingen, ohne dass die Explosion erfolgt wäre. Stattdessen erklangen Rufe aus der Festung. Man hatte endlich das Pulver entdeckt.

Sharpe begann erneut die Böschung hinabzurutschen. »Komm mit.«

Die Franzosen brüllten und erzeugten genügend Lärm, um die Geräusche zu übertönen, die ihre Bewegungen hervorriefen. Sie hatten wenig Zeit. Sharpe überlegte, was er tun würde, wenn er ein französischer Offizier wäre, und stellte sich vor, dass man Wasser holen würde, um es über die Fässer und die Reste der Zündschnur zu gießen. Er musste nachsehen, was davon übrig war. Er machte halt und spähte stromaufwärts. Die neuen Karkassen beleuchteten hell den Fuß des Damms. Die Fässer samt Zündschnur waren deutlich zu erkennen. Ein Ende war aus einem Spundloch in der untersten Reihe der Pulverfässer gefallen, und das andere Ende hing gelöscht im Bach.

Selbst ohne das Wasser wäre die Zündschnur unbrauchbar gewesen.

Harper ging neben ihm in die Hocke. »Was sollen wir tun?«

»Ich brauche zehn Mann.«

»Überlassen Sie es mir, sie zu holen. Und dann?«

Sharpe wies mit dem Kopf auf die Festung. »Sechs, um mit denen dort fertig zu werden, und drei, um die Karkassen ins Wasser zu stoßen.«

»Und Sie?«

»Lasst mir eine Karkasse übrig.« Er begann eilig im Dunkeln sein Gewehr zu laden. Dabei machte er sich nicht die Mühe, den Lederfetzen zu benutzen, der die Kugel umhüllte und ihr Halt an den sieben Rillen im Lauf des Baker-Gewehrs gab. Er spuckte die Kugel hinein und rammte sie nach unten. »Sind wir so weit?«

»Jawohl, Sir.« Harper grinste. »Ich denke, das ist eine Aufgabe für die Rifles.«

»Warum nicht, Sergeant?« Sharpe erwiderte das Grinsen. Zum Teufel mit Rymer, zum Teufel mit Hakeswill, Windham, Collett, all den neuen Leuten, die das Bataillon zuschanden gemacht hatten. Sharpe und seine Rifles hatten sich von der Nordküste Spaniens durch ganz Portugal gekämpft und dann wieder heraus, zum Duero, nach Talavera, nach Almeida und Fuentes de Onoro. Sie verstanden sich, vertrauten einander. Sharpe nickte Harper zu.

Der Mann, der in Sharpes Augen nach wie vor Sergeant war, legte die Hände an den Mund. »Rifles! Zu mir! Rifles!«

Von der Brustwehr klangen Rufe herab. Gesichter erschienen.

Sharpe legte ebenfalls die Hände an. »Kompanie! In Angriffsstellung!« Damit war gesichert, dass sie sich weit verstreuten, aber würden sie auf die altbekannten Stimmen hören? Musketen krachten in der Festung, und die Kugeln

zerrissen die Dornbüsche. Harper rief noch einmal: »Rifles!«

Stiefel trampelten durch das Bachbett herbei. Auf der Brustwehr brüllte ein Offizier, und Sharpe hörte, wie stählerne Ladestöcke in die französischen Läufe gerammt wurden.

»Sie kommen, Sir.«

Natürlich kamen sie! Sie waren seine Männer. Die ersten Gestalten kamen in Sicht, dunkel uniformiert ohne den Kreuzgurt der Rotröcke. »Sag ihnen, was sie zu tun haben, Sergeant.« Er warf Harper sein geladenes Gewehr zu und grinste. Es war wie in alten Zeiten, in der guten alten Zeit. »Ich gehe.«

Alles Übrige konnte er Harper überlassen. Er verließ die Deckung der Bäume und rannte stromaufwärts ins Helle. Die Franzosen sahen ihn, und er hörte ihre Befehle. Der Boden war nass und schlüpfrig, übersät mit glatten Felsen, und einmal glitt er aus, ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten, und spürte die Musketenkugeln, die auf ihn herabregneten. Es war kein leichter Schuss für die Franzosen, steil abwärts gerichtet, und sie beeilten sich zu sehr. Hinter sich hörte er Harper seine Befehle ausgeben, und dann das unverkennbare Krachen der Baker-Gewehre.

Er folgte der weißen Zündschnur, und der hohe schräge Damm ragte über ihm auf und hielt Tonnen von Wasser zurück. Kugeln schlugen in die Schräge ein, als Sharpe sich vor den Fässern zu Boden warf.

Die Zündschnur war herabgefallen. Er schob sie in das Spundloch und spürte den körnigen Widerstand des Pulvers. Der Spund selbst war fort! Er sah sich um, bemühte sich, nicht zu übereilig zu sein. Das verdammte Ding war verschwunden. Er versuchte, den Spund eines anderen Fasses herauszuziehen, aber der war fest hineingetrieben. Dann fiel ihm ein, einen Stein zu benutzen.

Er tastete mit der Hand, fand einen geeigneten und rammte ihn in das Loch. Eine Musketenkugel zerriss ihm den Ärmel, versengte die Haut.

Mittlerweile verschwand hinter ihm das Licht, als seine Rifles die Karkassen mit Fußtritten ins Wasser beförderten. Es wurde nach wie vor geschossen, und er nahm nebenbei laute Stimmen wahr. Dann war er fertig. Die Zündschnur saß fest, und er zog sich zurück und legte die weiße Linie am Ufer aus, in sicherer Entfernung vom Wasser. Er brauchte Feuer! Als er sich umdrehte, sah er am gegenüberliegenden Ufer eine Karkasse brennen. Er sprang hinüber. Von oben hämmerten die Kugeln auf ihn ein. Eine traf die Karkasse, sodass sie hochschnellte wie ein lebendiges Wesen. Seine Rifles waren offensichtlich dabei nachzuladen.

»Gebt ihm Feuerschutz!« Harpers Stimme war laut und deutlich. Im Bachbett waren Rotröcke erschienen. Sie rannten, knieten nieder und zielten nach oben, und Sharpe sah den neuen Ensign mit erhobenem Degen vor Aufregung tanzen. Dann gingen die Musketen los, und die Kugeln bohrten sich in die Festungsmauer. Sharpe erhaschte einen flüchtigen Blick auf seine Rifles, die nun mit nachgeladenen Gewehren wieder hervorkamen.

Er würde sich Verbrennungen holen, aber er hatte keine andere Wahl. Die Karkasse brannte lichterloh. Er bückte sich, schob die Hände darunter und spürte die Hitze. Von der Festung wurde ein Stein herabgeworfen. Er traf das Stroh. Es loderte auf, mitten in sein Gesicht, und brannte, brannte. Doch er ließ nicht los, versengt von der entsetzlichen Hitze, und sah im Umdrehen aus dem Augenwinkel eine gelbliche Flamme, groß und perspektivisch verkürzt, die vom Bachbett her auf ihn zuschoss. Mehrere Kugeln zerrten an ihm, und er wusste, dass er getroffen war, mochte es jedoch nicht glauben,

sondern schleuderte die Karkasse auf die weiße Zündschnur zu.

Er versuchte zu rennen. Schmerzen durchzuckten sein Bein und seine Seite, und er geriet ins Stolpern. Er hatte die Karkasse zu weit geworfen. Er stürzte. Er dachte noch, dass die feurige Masse zu nahe an den Pulverfässern gelandet war, und er erinnerte sich an die gelbliche Flamme, die vom Bachbett ausgegangen zu sein schien. Er konnte sich das alles nicht erklären, und dann wurde die Nacht zum Tag.

Feuer und Licht, Lärm und Hitze. Der ohrenbetäubende, rollende Knall erhob sich donnernd und breitete sich aus. Die Männer im britischen Schützengraben, die dabei waren, die neuen Batterien vorzubereiten, sahen die Fassade der Bastion San Pedro von Flammen erhellt. Die gesamte Front von Badajoz, vom Schloss bis zur Bastion Trinidad, wurde angestrahlt vom Licht, und die Festung am Damm hob sich als schwarzer Umriss vor der rötlichen Wand ab, die jäh aufstieg und die Nacht mit Rauch und Trümmern erfüllte.

Die Explosion war nur einen Bruchteil so heftig wie jene, die Almeida zerstört hatte, aber damals waren nur wenige Männer mit dem Leben davongekommen, die sie gesehen hatten. Diese Explosion aber wurde von Tausenden beobachtet, die sahen, wie die dunkle Nacht von Feuer gespalten wurde, und spürten, wie der heiße Wind den Himmel aufriss.

Sharpe wurde nach vorn geworfen, vom Strom erfasst und mitgerissen, verletzt und taub von der Explosion, geblendet von der Flammenwand. Der Bach rettete ihm das Leben, und er bedauerte es, denn er wusste, dass er binnen Sekunden vom Wasser erstickt werden musste, erdrückt unter Tonnen von Erdreich, Steinen und Seewasser. Er hatte nicht vorgehabt, die Karkasse so weit zu werfen, aber er war vom Feuer verbrannt, von mehreren Kugeln

getroffen worden, und das tat weh, verdammt weh. Nun würde er sein Kind doch nicht zu sehen bekommen. Er fand, dass der Tod auf sich warten ließ, und er versuchte, sich zu bewegen, als bestehe die Möglichkeit, kriechend der Wucht des herabstürzenden Wassers zu entgehen.

Die Hitze waberte über ihm hin und her. Brennende Fragmente zischten im Wasser. An der Brustwehr fielen keine Schüsse mehr. Die Explosion hatte die Franzosen zurückgeworfen. Sie waren benommen von dem Lärm, der von den mächtigen Stadtmauern widerhallte, über das flache Land donnerte und in der Nacht erstarb.

Harper zog Sharpe hoch. »Kommen Sie, Sir.«

Sharpe konnte ihn nicht hören. »Was?« Er war benommen, kaum noch bei Sinnen.

»Kommen Sie!« Harper zog ihn flussabwärts, weg von der Festung, weg von dem Damm, der nach wie vor standhielt. »Sind Sie getroffen?«

Sharpe bewegte sich immer wieder stolpernd automatisch fort. Er versuchte sich umzudrehen, den Damm zu erkennen. »Er ist immer noch da.«

»Ja. Er hat gehalten. Kommen Sie!«

Sharpe riss sich los. »Er hat gehalten!«

»Ich weiß! Kommen Sie!«

Der Damm stand immer noch! Brennende Trümmer erhellten die mächtige Wand, die angesengt und ausgehöhlt war, aber intakt. »Er hat gehalten!«

Harper zerrte Sharpe weiter. »Kommen Sie! Um Himmels willen, bewegen Sie sich!«

Zu Sharpes Füßen lag ein Leichnam, und er blickte auf ihn hinab. Der neue Ensign. Wie hieß er noch? Er konnte sich nicht erinnern, und der Mann war tot, völlig umsonst!

Harper zog ihn flussabwärts in den Schutz der Bäume. Den Leichnam von Matthews zerrte er mit der anderen Hand hinter sich her. Sharpe taumelte, der Schmerz fuhr

ihm ins Bein, und er merkte, dass ihm die Tränen in die Augen stiegen. Das Ganze war ein Fehlschlag, ein elender totaler Fehlschlag, und der Junge, der nicht hätte sterben dürfen, war tot, und alles nur deshalb, weil Sharpe versucht hatte, zu beweisen, dass er mehr war als Botenjunge oder Gepäckaufsicht.

Sharpe kam sich vor, als habe ein böswilliges Schicksal beschlossen, ihn zu vernichten, seinen Stolz, sein Leben, all seine Hoffnungen, und zum Spott, um den Fehlschlag noch vollständiger zu machen, hatten ihm die Schicksalsgöttinnen etwas gezeigt, für das es sich zu leben lohnte. Teresa hatte die Explosion bestimmt gehört und war vermutlich dabei, sein Kind wieder in unruhigen Schlaf zu wiegen.

Während er so durch die Nacht stolperte, hatte Sharpe das Gefühl, dass er dieses Kind niemals sehen würde. Nie. Badajoz würde ihn das Leben kosten, wie es den Jungen das Leben gekostet hatte, wie es alles vernichtete, wofür er in seinen neunzehn Jahren als Soldat gekämpft hatte.

»Ihr verdammten Idioten!« Hakeswill erschien in der Dunkelheit. Seine Stimme glich dem Quaken der tausend Frösche, die flussaufwärts ihr Dasein fristeten. Er beschimpfte sie, schlug nach Harper. »Du hirnloser irischer Bastard! Bewegung!« Er stieß sie mit dem flachen Kolben des riesigen Gewehrs, und Harper, der Sharpe immer noch stützte, roch das verbrannte Pulver in den sieben Läufen. Das Gewehr war vor Kurzem abgefeuert worden, und Harper erinnerte sich vage – es war nicht mehr als ein flüchtiger Eindruck –, dass die Kugeln, die Sharpe niedergeworfen hatten, aus dem Bachbett gekommen waren. Harper drehte sich nach Hakeswill um, aber der Sergeant war in der Nacht verschwunden, und Sharpe, dessen Bein blutete und schmerzte, geriet ins Rutschen, sodass der Ire ihn festhalten und die Böschung hinaufziehen musste.

Seine Worte wurden von plötzlichem Glockengeläut übertönt. Jede Glocke in Badajoz, in jeder einzelnen Kirche, läutete in der Dunkelheit, und eine Sekunde lang glaubte Harper, sie würden das Versagen der Briten im nächtlichen Kampf feiern. Dann jedoch entsann er sich. Es war nach Mitternacht und damit Sonntag, Ostersonntag, und die Glocken jubelten wegen des größten aller Wunder. Harper lauschte der Kakophonie und tat einen höchst unchristlichen Schwur. Er würde persönlich ein Wunder vollbringen. Er würde den Mann töten, der versucht hatte, Sharpe umzubringen. Und wenn es das Letzte war, was er auf Erden tat, er würde den Mann umbringen, der nicht sterben konnte. Unwiderruflich.

KAPITEL 19

»Stillhalten!«, murmelte der Feldscher, nicht so sehr an Sharpe gewandt, der sich nicht regte, sondern deshalb, weil er das beim Operieren immer sagte. Er drehte die Sonde zwischen den Fingern und betrachtete sie. Dann wischte er sie an seiner Schürze ab, ehe er sie behutsam in die Wunde an Sharpes Schenkel versenkte. »Sie haben sich gehörige Verletzungen zugezogen, Mister Sharpe.«

»Jawohl, Sir«, antwortete Sharpe mit zusammengebissenen Zähnen. Sein Bein fühlte sich an, als würde eine Schlange mit glühend heißen Fängen daran zerren.

Der Feldscher grunzte, bohrte die Sonde tiefer hinein. »Ah! Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!« Blut quoll aus der Einschussstelle. »Ich habe sie.« Er stieß zu und spürte, wie die darunter liegende Kugel an der Sondenspitze abrutschte.

»Jesus!«

»Immer präsent, wenn man in Schwierigkeiten ist.« Der Arzt sprach die Worte automatisch. Er richtete sich auf und ließ die Sonde in der Wunde stecken. »Sie haben Glück gehabt, Mister Sharpe.«

»Glück, Sir?« Sein Bein stand in Flammen. Der Schmerz setzte sich vom Knöchel bis an den Schenkelansatz fort.

»Glück.« Der Feldscher nahm ein Glas Rotwein zur Hand, das sein Lazarettgehilfe immer gefüllt hielt. Er starrte die Sonde an. »Drin lassen oder nicht, das ist hier die Frage.« Er warf einen Blick auf Sharpe. »Sie sind ein gesunder Kerl, ja?«

»Jawohl, Sir.« Die Antwort war eher ein Stöhnen.

Der Arzt schnüffelte. Seine Erkältung hatte sich seit Harpers Auspeitschung nicht gebessert. »Sie könnte ruhig drin bleiben, Mister Sharpe, aber ich denke, wir holen sie heraus. Sie haben Glück. Die Kugel sitzt nicht tief. Sie muss unterwegs einen Großteil ihrer Wucht verloren haben.« Er drehte sich um und wählte eine lange dünne Pinzette aus. Dann inspizierte er die geriffelten Enden, entdeckte einen Schmutzfleck, spuckte auf das Instrument und rieb es am Ärmel trocken. »So! Stillhalten und an England denken!« Er schob die Pinzette in die Wunde, immer an der Sonde entlang, und Sharpe stieß leise Verwünschungen hervor, die der Feldscher ignorierte. Er tastete nach der Kugel, zog die Sonde heraus, bohrte mit der Pinzette herum und packte dann zu. »Ausgezeichnet! Nur noch einen Moment!« Er vollführte eine Drehbewegung, in Sharpes Bein explodierte der Schmerz, aber der Arzt zog die Pinzette heraus und legte sie samt der Kugel, die zwischen den Enden steckte, hinter sich auf den Tisch. »Ausgezeichnet! Nelson hätte mich kennen sollen. So. Verbinde ihn, Harvey.«

»Jawohl, Sir.« Der Lazarettgehilfe ließ Sharpes Knöchel los und kramte unter dem Tisch herum, auf der Suche nach einem sauberen Verband.

Der Arzt nahm die Kugel, die immer noch in der Pinzette festsaß, und wusch in einem Eimer mit trübem Wasser das Blut ab. »Ah!« Er hielt sie hoch. »Eine Pistolenkugel! Kein Wunder, dass sie nicht weit eingedrungen ist. Die Entfernung muss zu groß gewesen sein. Wollen Sie sie haben?«

Sharpe nickte und streckte die Hand aus. Das war tatsächlich keine Musketenkugel. Das graue Geschoss hatte einen Durchmesser von etwas unter einem halben Zoll, und Sharpe erinnerte sich an die perspektivisch verkürzte gelbliche Flamme. Das Gewehr mit den sieben Läufen wurde mit Kugeln dieser Art geladen. »Doktor?«

»Sharpe?«

»Die andere Wunde. Steckt die Kugel noch drin?«

»Nein.« Der Arzt wischte sich die Hände an seiner Schürze ab, die schon ganz steif war vor lauter Blut. Sie war ein Symbol dafür, dass er es in seinem Berufsstand weit gebracht hatte. »Glatter Durchschuss, Sharpe, hat praktisch nur die Haut aufgerissen. Hier.« Er hielt ihm ein Glas Weinbrand hin.

Sharpe trank und legte sich zurück auf den Tisch, während der Sanitäter sein Bein verband. Er war nicht besonders aufgebracht, dass Hakeswill versucht hatte, ihn zu töten, nur neugierig und dankbar, dass er überlebt hatte. Jedenfalls war die Erkenntnis kein Schock für ihn. Hätte er das siebenläufige Gewehr dabeigehabt und Hakeswill gesehen, hätte er auch geschossen und den Sergeant zum Teufel geschickt, ohne einen weiteren Gedanken daran zu verschwenden. Er sah den Arzt an. »Wie spät ist es, Sir?«

»Morgengrauen, Sharpe, Morgengrauen. Ein Ostermorgen, an dem jeder Mann angehalten ist, Gott zu preisen.« Er nieste heftig. »Gehen Sie die Dinge vorerst langsam an.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe schwang die Beine vom Tisch und zog seine Kavalleriehose hoch. In der ledernen Verstärkung links am inneren Hosenbein befand sich ein sauberes Loch, wo die Kugel eingedrungen war. Der Arzt sah das Loch und lachte.

»Drei Zoll höher, und Sie wären der letzte Ihrer Dynastie gewesen.«

»Jawohl, Sir.« Sehr komisch. Er trat auf und stellte fest, dass das Bein sein Gewicht aushielt. »Danke, Sir.«

»Keine Ursache, Sharpe, hab nur mein geringes Können eingesetzt und meine Pflicht getan. Eine halbe Flasche Rum, und Sie werden hüpfen wie ein Lamm. Eine Ehre für den Mediziner- und Apothekerstand, dessen gehorsamer

Diener ich bin.« Er hob die Zeltklappe an. »Besuchen Sie mich wieder, wenn Sie je ein Glied zu amputieren haben.«

»Ich gehe zu keinem anderen, Sir.«

Die Soldaten hatten bereits das morgendliche Antreten hinter sich gebracht und beendeten soeben ihr mageres Frühstück. Die Kanonen waren emsig tätig, da sie nun nicht nur Trinidad, sondern auch die Bastion Santa Maria zu beschießen hatten. Sharpe stellte sich den Rauch vor, der über dem See hing. Das verdammte Pulver! Man hatte die Menge, die nötig war, gründlich unterschätzt, sonst wären Sharpe, Harper und die Rifles an diesem Morgen als Helden gefeiert worden. Nun aber wurden sie wie Ausgestoßene behandelt. Unheil war im Anzug, das spürte Sharpe genau. Der Fehlschlag der vergangenen Nacht verlangte, dass Schuldige gefunden wurden.

In der Stadt läuteten die Glocken. Ostern. Sharpe hinkte zu seinem Unterstand und sah zu seiner Rechten eine Gruppe portugiesischer und spanischer Frauen aus dem Gefolge der Armee, die am Hang kleine weiße Blumen pflückten. Der Frühling milderte die karge Landschaft. Bald würde er die Straßen und Flüsse für die französischen Armeescharen passierbar machen.

Sharpe fragte sich, ob er sich das nur einbildete oder ob die Kanonen tatsächlich in schnellerem Tempo schossen. Sie hämmerten auf eine Stadt ein, die die Briten erobern mussten, ehe sie ihren Krieg nach Spanien tragen konnten. Die Kanonen von Badajoz waren hoch droben im Norden zu hören, in Alcantara und Caceres, und im Osten bei Merida, wo britische Vorposten auf die leeren Straßen starrten und auf französische Entlastungstruppen warteten und dabei dem fernen Donnergrollen lauschten.

Die Kanonen. Sie übertönten den Ostergottesdienst und rissen die Gedanken der Leute in der Kathedrale weg von den Feierlichkeiten. Der Hochaltar erstrahlte in weißer und goldener Umrandung, und die Jungfrau war in prachtvolle

juwelenbesetzte Gewänder gehüllt. Aber das Dröhnen der Kanonen ließ von der hohen, goldenen Kranzleiste, die um die Innenwände der Kathedrale verlief, Staub aufwirbeln, der vorbei an den Stationen des Kreuzweges in die Tiefe sank. Und die Frauen beteten ihre Rosenkränze, während die Kanonen eine blutige Schlacht versprachen.

Die Einwohner von Badajoz wussten, was ihnen bevorstand. Die Stadt erinnerte sich zahlreicher anderer Belagerungen aus einer Zeit, da sich Mauren und Christen abgewechselt hatten, ihre Einwohner abzuschlachten. Gott steh uns bei, jetzt und in der Stunde unserer Not.

»Sharpe!« Major Collett, müde und reizbar, winkte ihm von Windhams Zelt aus zu.

»Sir?«

»Wie geht’s dem Bein?«, fragte er widerstrebend.

»Es tut weh.«

Collett äußerte kein Mitleid. »Der Colonel will Sie sehen.«

Im Innern des Zelts war das Licht gedämpft, und die Leinwand verlieh Windhams Gesicht einen gichtgelben Schimmer. Er nickte Sharpe nicht unfreundlich zu und zeigte auf eine hölzerne Kiste. »Setzen Sie sich lieber.«

»Danke, Sir.« Das Bein schickte schmerzhafte Stiche in seine Lendengegend. Er hatte Hunger.

Collett trat hinter Sharpe ins Zelt und zog die Klappe zu. Der Major war so klein, dass er unter der Firststange aufrecht stehen konnte. Ein paar Sekunden herrschte Schweigen, und plötzlich kam Sharpe der Gedanke, dass Windham verlegen sein könnte. Er empfand Sympathie für den Colonel. Es war nicht Windhams Schuld, dass Rymer das Offizierspatent erworben hatte, und er hatte sich die Nachfolge Lawfords nicht ausgesucht. Außerdem hielt Sharpe Windham, so wenig er über ihn wusste, für einen anständigen Mann. Er blickte zu dem Colonel auf. »Sir?«

Die Worte brachen das Schweigen. Windham machte eine gereizte Geste. »Die vergangene Nacht, Sharpe. Ein Jammer.«

»Jawohl, Sir.« Er wusste nicht, was der Colonel mit Jammer meinte. Dass der Damm nicht gebrochen war? Matthews' Tod?

»Der General ist enttäuscht. Nicht über uns. Wir haben unsere Pflicht getan. Wir haben das Pulver zum Damm geschafft. Wir haben es gezündet, aber es war, verdammt noch mal, nicht genügend Pulver da. Die Pioniere trifft die Schuld, nicht uns.«

»Jawohl, Sir.« Sharpe wusste, dass Windham um einen sehr heißen Brei herumschlich. Er hatte Sharpe nicht ins Zelt geholt, um ihm das mitzuteilen. Collett hustete vielsagend, und der Colonel räusperte sich.

»Wie es scheint, hat es am Damm ein Durcheinander gegeben, Sharpe. Können Sie das bestätigen?«

Diese Information muss von Captain Rymer stammen, dachte Sharpe und zuckte mit den Schultern. »Bei nächtlichen Angriffen stellt sich leicht Konfusion ein, Sir.«

»Das weiß ich, Sharpe, das weiß ich. Gottverdammt, Mann, ich bin schließlich nicht von gestern!« Der Rifleman machte Windham nervös. Jetzt erinnerte sich der Colonel an ihre erste Begegnung in Elvas, als er ähnliches Widerstreben empfunden hatte, die Hürde direkt zu nehmen. Er starrte Sharpe finster an. »Ich habe Sie losgeschickt, mir Informationen zu besorgen, sonst nichts. Richtig?«

»Jawohl, Sir.«

»Stattdessen haben Sie sich Rymers Kommando angeeignet, einen Angriff organisiert, die Franzosen aufgeschreckt und dafür gesorgt, dass einer meiner Offiziere tot ist.«

Sharpe merkte, wie seine eigene Wut aufflammte, und kämpfte dagegen an. Er ignorierte den Hinweis auf Matthews. »Ich soll die Franzosen aufgeschreckt haben, Sir?«

»Verdammt noch mal, Mann, Sie haben auf sie geschossen!«

»Captain Rymer hat Ihnen das mitgeteilt, Sir?«

»Ich bin nicht hier, um mich mit Ihnen zu streiten! Haben Sie sie aufgeschreckt oder nicht?«

»Ich habe ihr Feuer erwidert, Sir.«

Schweigen. Rymer hatte die Sache offensichtlich anders dargestellt. Windham warf einen Blick auf Collett, doch der zuckte mit den Schultern. Beide Männer glaubten Sharpe, aber Rymers Autorität musste gestützt werden. Windham änderte die Taktik. »Jedenfalls haben Sie sich meinen Befehlen widersetzt.«

»Jawohl, Sir.«

Erneutes Schweigen. Windham hatte nicht mit dieser Antwort gerechnet. Statt der erwarteten Ausflüchte hatte Sharpe einfach seinen Ungehorsam zugegeben. Aber wenn er ihn jetzt nach dem Grund gefragt hätte, wäre ein Anlass entstanden, Rymer zu kritisieren, und davon wollte der Colonel nichts hören. Er blickte Sharpe an. Der Schütze wirkte so verdammt selbstsicher. Er saß scheinbar unbekümmert da, und das kräftige narbige Gesicht verriet eine Kompetenz und Vertrauenswürdigkeit, die den Colonel entwaffnete. Windham schüttelte den Kopf. »Verdammt noch mal, Sharpe, Rymer befindet sich in einer unmöglichen Lage. Er versucht sich in seiner Kompanie durchzusetzen, und er findet das unglaublich schwer, solange Sie ihm auf den Hacken stehen.«

Collett regte sich, vermutlich, um seiner Missbilligung Ausdruck zu geben, aber Sharpe nickte bedächtig.

»Jawohl, Sir.«

»Zum Beispiel die Baker-Gewehre.«

Sharpe empfand einen Anflug von Besorgnis. »Die Gewehre, Sir?«

Collett mischte sich mit heiserer Stimme ein. »Rymer ist der Meinung, dass sie unsere Verluste der vergangenen Nacht verursacht hätten. Sie lassen sich zu langsam nachladen, und in der vergangenen Nacht haben sie uns im Stich gelassen. Musketen wären in diesem Fall schneller gewesen und wirksamer.«

Sharpe nickte. »Stimmt, aber das war nur gestern so.«

»Und das ist nur Ihre Meinung. Rymer denkt anders darüber.« Collett machte eine bedeutsame Pause. »Und Rymer hat die Kompanie unter sich.«

»Die er so führen muss, wie er es für richtig hält.« Windham übernahm Colletts Gedankengang. »Das heißt, die Gewehre müssen verschwinden.«

Zum ersten Mal wurde Sharpe laut. »Wir brauchen mehr Gewehre, Sir, nicht weniger.«

»Genau das meine ich!« Auch Windhams Stimme wurde laut. »Sie können die Leichte Kompanie nicht führen. Das kann nur ein Mann!«

Und zwar Rymer. Sharpes Zorn legte sich. Er wurde nicht für sein eigenes Versagen bestraft, sondern für das von Rymer, und alle drei Männer wussten es. Er rang sich ein klägliches Lächeln ab. »Jawohl, Sir.«

Wieder herrschte Schweigen. Sharpe spürte, dass es eines zu sagen gab, etwas, vor dem der Colonel zurückschreckte. Aber er hatte genug. Er würde es ihm leicht machen und die verdammte Unterredung beenden. »Und was passiert jetzt, Sir?«

»Was passiert? Wir machen weiter, Sharpe!« Windham wich der Antwort aus, aber dann preschte er vor. »Major Hogan hat mit uns gesprochen. Er war verärgert.« Der Colonel unterbrach sich. Er war an der falschen Stelle

vorgeprescht, aber Sharpe konnte sich vorstellen, wie alles abgelaufen war. Windham wollte Sharpe loswerden, zumindest vorübergehend, und Hogan hatte die Antwort formuliert, die Windham so schwerfiel.

»Ja, Sir?«

»Er hätte gern Ihre Hilfe, Sharpe. Nur für ein paar Tage. Die Pioniere sind knapp dran, wie immer, zum Teufel mit ihnen, und er hat um Ihre Hilfe gebeten. Ich habe zugesagt.«

»Ich soll also das Bataillon verlassen, Sir?«

»Nur für ein paar Tage, Sharpe, nur für ein paar Tage.«

Drüben unter der Firststange regte sich Collett. »Verdammt noch mal, Sharpe, demnächst werden Offizierspatente ausgeteilt wie Geldscheine am Wahltag.«

Sharpe nickte. »Jawohl, Sir.« Collett hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Sharpe war ein Störfaktor, nicht nur für Rymer, sondern für alle Captains, die das Gefühl hatten, er würde ihnen an den Hacken schnüffeln. Wenn er jetzt das Bataillon verließ und zu Hogan ging, würde es keine Schwierigkeit bedeuten, ihn nach dem Angriff im Rang eines Captains zurückzuholen. Und der Angriff würde bald erfolgen. Wellington ging eine Belagerung nicht geduldig an, und das schöne Wetter brachte die Möglichkeit eines französischen Gegenschlags mit sich. Sharpe hatte das sichere Gefühl, dass die Infanterie schon bald zum Sturm auf die Stadt antreten würde. Vermutlich allzu bald. Collett hatte recht, es würde Vakanzen geben, zu viele Vakanzen, geschaffen von den französischen Kanonen in Badajoz.

Windham schien erleichtert über Sharpes augenscheinliche Zustimmung. »Das wär’s dann, Sharpe. Viel Glück!« Er lachte verlegen. »Auf ein baldiges Wiedersehen!«

»Jawohl, Sir.« Aber nicht so, dachte Sharpe, wie Windham es vorhatte. Während er aus dem Zelt humpelte, empfand

er keinen Widerspruch gegen die Lösung, die der Colonel beziehungsweise Hogan gefunden hatte. Aber er wollte verdammt sein, wenn er sich wie ein Bauer auf dem Schachbrett behandeln ließ, den man willkürlich einsetzen und opfern kann. Er hatte seine Kompanie verloren, und nun wurde er aus dem Bataillon gedrängt. Das machte ihn wütend. Er war also überflüssig. Dann sollte sie doch alle der Teufel holen. Er würde an dem Himmelfahrtskommando teilnehmen. Er würde es überleben, und sie würden ihn wieder aufnehmen, nicht als Ersatzmann für einen gefallenen Captain, sondern als Soldat, dessen Leistungen sie nicht ignorieren konnten. Er würde den Kampf aufnehmen! Verdammt sollten sie sein, er würde kämpfen, und er wusste schon, wo er anzufangen hatte.

Aus dem Vorratslager des Bataillons drang ein gackerndes Kichern herüber. Hakeswill! Der verdammte Hakeswill, der im Schutz der Dunkelheit das siebenläufige Gewehr auf ihn gerichtet und abgedrückt hatte. Sharpe folgte dem Laut, verzog das Gesicht, als der Schmerz sein Bein zu verbrennen schien, und marschierte dem Feind entgegen.

KAPITEL 20

Hakeswill gackerte. »Ihr verdammten Schwulen! Ihr seid ja nicht mal richtige Soldaten. Stillgestanden!«

Die zwölf Schützen standen still. Jeder von ihnen hätte den Sergeant liebend gern umgebracht, aber nicht hier, nicht im Vorratsdepot, das den Blicken des ganzen Feldlagers ausgesetzt war. Der Mord musste bei Nacht erfolgen, im Geheimen. Aber irgendwie schaffte es Hakeswill immer, wach oder beim kleinsten Geräusch auf der Hut zu sein. Vielleicht hatte er recht, wenn er behauptete, er sei nicht umzubringen.

Hakeswill schritt bedächtig die Reihe ab. Die Männer waren bis aufs Hemd ausgezogen. Ihre grünen Jacken lagen vor ihnen auf dem Boden. Er blieb vor Hagman stehen, dem alten Wilderer, und stieß mit dem Fuß nach der Jacke. »Und was ist das?« Seine Fußspitze wies auf den schwarzen Streifen, der auf dem Ärmel aufgenäht war.

»Das Abzeichen des dienstältesten Schützen, Sergeant.«

»Das Abzeichen des dienstältesten Schützen, Sergeant.« Hakeswill äffte Hagman nach. Das gelbe Gesicht zuckte. »Altersschwach bist du, verdammt noch mal!« Er trat den Ärmel in den Schmutz. »Dienstältester Schütze, was du nicht sagst! Von jetzt an bist du ein verdammter Soldat.« Er gackerte und blies Hagman seinen stinkenden Atem ins Gesicht. Der Schütze rührte sich nicht vom Fleck, sonst wäre er mit Sicherheit bestraft worden.

Hakeswill zuckte und ging weiter. Er war ausgesprochen zufrieden mit sich. Die Rifles hatten ihn geärgert, weil sie eine Art Elitetruppe zu bilden schienen, eine in sich geschlossene Gruppe, und er hatte den Wunsch verspürt,

sie zu zerschlagen. Auf dem eiligen Rückzug vom Damm hatte er Rymer eingeredet, dass die Gewehre eine Behinderung darstellten. Er hatte angedeutet, dass Rymer anfangen könne, seine Herrschaft über Sharpes alte Kompanie dadurch zu etablieren, dass er die Rifles entmachtete, und es hatte funktioniert. »Du da! Kehrt marsch! Du pockennarbiges irisches Schwein! Kehrt!« Sein Speichel sprühte Harper ins Gesicht.

Harper zögerte den Bruchteil einer Sekunde. Da entdeckte er einen Offizier, der sie beobachtete. Er wollte seine Tage nicht vor einem Exekutionskommando beenden. Er machte kehrt. Hakeswill zog sein Bajonett. »Wie geht's deinem Rücken, Private?«

»Gut, Sergeant.«

»Gut, gut.« Hakeswill äffte den Donegal-Akzent nach. »So ist es recht, Private.« Er setzte die Breitseite des Bajonetts hoch oben an Harpers Rücken an und zog die Klinge abwärts über die unverheilten Wunden, über den Schorf. Blut quoll hervor und verfärbte das Hemd. »Du hast ein dreckiges Hemd an, Private, ein dreckiges irisches Hemd.«

»Jawohl, Sergeant.« Harper bemühte sich, dass sich der Schmerz nicht in seiner Stimme bemerkbar machte. Er hatte geschworen, dass er den Mann töten würde, und er würde es tun.

»Dann wasch es gefälligst!« Hakeswill steckte sein Bajonett ein. »Kehrt Marsch!«

Die zwölf Rifles beobachteten den Sergeant. Er war verrückt, daran bestand kein Zweifel. In den letzten paar Tagen hatte er sich eine neue Marotte zugelegt. Er setzte sich irgendwo abseits hin, nahm seinen Tschako ab und sprach hinein. Er sprach mit seinem Tschako wie mit einem Freund. Er erzählte ihm von seinen Plänen und seinen Hoffnungen und davon, dass er Teresa finden würde. Dabei huschten seine Augen immer wieder zu der Kompanie hinüber, um die Männer dabei zu erwischen, falls sie ihn

ansahen, während sie lauschten. Dann pflegte er zu gackern. »Ich werde sie bekommen.« Seine Augen richteten sich erneut ins fettige Innere des Tschakos. »Ich werde die hübsche Dame bekommen, o ja, Obadiah wird sie bekommen!«

Hakeswill stolzierte vor den zwölf Soldaten auf und ab. »Ihr werdet ab jetzt rote Röcke tragen, nicht mehr die verfluchten Grünjacken. Ihr werdet Musketen mitführen, nicht dieses Spielzeug!« Er zeigte auf die zwölf Gewehre, die neben der offenen Waffentruhe zusammengestellt waren. Er lachte. »Ihr werdet richtige Soldaten sein, wie Sergeant Hakeswill, euer Freund, wie ich.«

Er gackerte. »Ihr hasst mich, nicht wahr?« Sein Gesicht zuckte unwillkürlich. »Das gefällt mir. Weil ich euch nämlich auch hasse!« Er nahm seinen Tschako ab, versenkte den Blick darin, und seine Stimme nahm einen weinerlichen, unterwürfigen Ton an. »Ich hasse sie, ehrlich.« Er blickte auf, und seine Stimme wurde wieder normal. »Ihr haltet mich wohl für verrückt?« Er lachte. »Ich bekomme aber noch alles mit.« Er sah, dass ihre Blicke nach links wanderten, und drehte sich um. Sharpe, dieser Schweinehund, kam heran. Er hinkte. Hakeswill setzte den Tschako auf und salutierte. »Lieutenant, Sir.«

Sharpe erwiderte den Gruß. »Sergeant.« Seine Stimme war höflich. »Lass die Männer bequem stehen.«

»Aber, Sir, Lieutenant, Sir …«

»Gib den Befehl, Sergeant.«

Hakeswill zuckte. Er konnte Sharpe nicht über die formale Rangordnung bekämpfen, nur in den dunklen Gassen, die sein Hass schuf. »Sir!« Er wandte sich an die Rifles. »Abteilung! Rührt euch!«

Sharpe blickte die Rifles an, seine Rifles, die Männer, die er von La Coruña hierher geführt hatte, und er sah den Verdruss in ihren Gesichtern. Man war dabei, ihnen

zusammen mit den grünen Jacken ihren Stolz zu nehmen. Und jetzt mussten sie noch einen Schock verarbeiten. Er hielt nicht gern Reden, kam sich nicht wortgewandt, sondern unbeholfen vor. »Ich komme gerade aus dem Zelt des Colonels, und, na ja, ich werde das Bataillon verlassen. Heute noch.« Er sah, wie sich ihre Mienen veränderten, wie sie einen Ausdruck annahmen, der an Verzweiflung grenzte. »Ich wollte der Erste sein, der euch das mitteilt, Sergeant.«

Hakeswill, hocherfreut über diese Neuigkeit, trat vor, merkte jedoch, dass Sharpe Harper gemeint hatte. Hakeswill verhielt. Er spürte, dass Gefahr in der Luft lag, konnte sie jedoch nicht genau bestimmen.

»Sir?« Harpers Stimme klang angespannt.

»Heb die grünen Jacken auf. Bring sie hierher.« Sharpe sprach ruhig, beinahe gelassen, und schien sich als Einziger nicht der Spannung bewusst zu sein.

»Lieutenant, Sir!«

Sharpe drehte sich um. »Sergeant Hakeswill?«

»Ich habe Befehl, die Jacken fortzuschaffen, Sir.«

»Wohin, Sergeant?«

Hakeswill gackerte. »Zu den Kanonieren, Lieutenant, Sir. Um sie als Putzlappen einzusetzen.«

»Ich werde dir die Mühe ersparen, Sergeant.« Sharpes Stimme klang beinahe freundlich. Er wandte sich ab und wartete, bis Harper die Jacken gebracht hatte. »Leg sie hierhin.« Er zeigte neben sich auf den Boden.

Harper bückte sich. Er dachte an Hakeswills unsinnige Worte, die dieser in seinen Tschako hineingesprochen hatte. Harper wusste, was sie zu bedeuten hatten. Er versuchte, Sharpe zu warnen. »Er hat es auf Teresa abgesehen, Sir. Er weiß, wo sie ist«, raunte er. Er war sich sicher, dass Sharpe ihn gehört hatte, aber das Gesicht des

Offiziers blieb ruhig und entspannt. Harper fragte sich, ob er zu leise geflüstert hatte. »Sir?«

»Ich habe es gehört, Sergeant, danke. Begib dich wieder in Reih und Glied.« Sharpe reagierte immer noch nicht, sondern lächelte den zwölf Männern zu. »Einige von uns sind seit sieben Jahren zusammen, und ich glaube nicht, dass dies das Ende unseres gemeinsamen Weges ist.« In den Gesichtern flackerte Hoffnung auf. »Für den Fall, dass dem doch so ist, möchte ich euch danken. Ihr seid gute Soldaten, gute Rifles, die besten.« Nun zeigten ihre Gesichter ein wenig Freude, aber er sah weder sie noch Hakeswill an. Er trat an die Waffentruhe und griff sich willkürlich eines der neben ihr zusammengestellten Gewehre. Er hielt es hoch. »Tut mir leid, dass ihr die hier verlieren sollt. Aber lasst mich euch eines versprechen. Ihr sollt sie wiederhaben, und eure Jacken sollt ihr auch wiederhaben.«

Sie lächelten rundheraus. Hakeswill gackerte, doch dann sah er Sharpes Gesicht. Sharpe starrte entsetzt auf das Schloss des Gewehrs. Er blickte zu Hakeswill auf. »Sergeant?«

»Lieutenant, Sir?«

»Wessen Gewehr ist das?«

»Gewehr, Sir? Keine Ahnung, Sir.« Er zuckte. Er fühlte sich irgendwie bedroht.

»Es ist geladen, Sergeant.«

»Geladen, Sir? Kann nicht sein, Sir.«

»Du hast sie inspiziert?«

Hakeswill zögerte. Er bewahrte seine Macht durch sorgfältige Beachtung militärischer Details, aber in seinem Eifer, die grünen Jacken loszuwerden, hatte er darauf verzichtet, die Gewehre zu inspizieren. Er überdachte das Problem, dann lächelte er. »Noch nicht, Lieutenant, Sir. Aber sie liegen noch nicht in der Kiste, Sir, Lieutenant,

oder? Ich werde sie gleich inspizieren.« Er zuckte heftig, und die blauen Augen blinzelten, während er vergeblich versuchte, sein Gesicht unter Kontrolle zu bringen.

Sharpe lächelte immer noch höflich. »Ich werde dir auch diese Mühe ersparen, Sergeant.« Er legte das erste Gewehr vorsichtig ab, nahm nacheinander die übrigen zur Hand und richtete sie auf Hakeswills mächtigen Bauch. Er spannte die Hähne, drückte ab, und jedes Mal zuckte Hakeswills Gesicht.

Sharpe blickte den Sergeant unentwegt an, selbst dann, wenn er sich bückte, um das nächste Gewehr aufzuheben, und er beobachtete das Zucken und sah die Erleichterung, die jedes Mal einsetzte, wenn der Funken in einer leeren Zündpfanne erstarb.

Die Rifles, die von dem Sergeant so erniedrigt worden waren, grinsten über die Angst, die sie bei Hakeswill entdeckten, aber sie waren immer noch vor ihm auf der Hut. Er war der Mann, der nicht umzubringen war, und Sharpe wusste, dass ihre Unsicherheit nicht beseitigt werden konnte. Er legte das vorletzte Gewehr in die Truhe und hob, so vorsichtig wie er es niedergelegt hatte, das erste wieder auf. Hakeswill sah mit starrem Blick zu, wie Sharpe den Hahn spannte, erst halb, dann ganz. Der Sergeant leckte sich die Lippen, zuckte, ließ seine Augen hinaufhuschen zu Sharpes Gesicht und dann zurück zu der Mündung, die auf seinen Bauch zielte.

Sharpe ging langsam auf Hakeswill zu. »Du bist nicht umzubringen, stimmt's?« Hakeswill nickte, versuchte zu lächeln, aber die riesige Mündung kam ihm immer näher. Sharpe ging langsam. »Man hat versucht, dich aufzuhängen, aber du hast es überlebt, stimmt's?« Hakeswill nickte wieder. Sein Mund war verzerrt. Sharpe hinkte wegen der Schusswunde in seinem Schenkel. »Hast du etwa vor, ewig zu leben, Sergeant?« Einer der Rifles kicherte, und Hakeswill riskierte einen Blick, um

festzustellen, um wen es sich handelte, aber Sharpe riss den Lauf hoch, und diese Bewegung zwang die Augen des Sergeants wieder auf ihn. »Hast du vor, ewig zu leben?«

»Weiß nicht, Sir.«

»Nicht ›Lieutenant, Sir‹? Hast du die Sprache verloren, Hakeswill?«

»Nein, Sir.«

Sharpe lächelte. Er stand jetzt dicht vor dem Sergeant, und das Gewehr war unter Hakeswills Kinn nach oben gerichtet. »Ich denke, du wirst sterben, Sergeant. Soll ich dir sagen, warum?«

Die blauen, kindlichen Augen huschten Hilfe suchend nach rechts und links. Hakeswill hatte damit gerechnet, bei Nacht angegriffen zu werden, aber niemals im hellen Tageslicht, vor Hunderten möglicher Augenzeugen. Aber kein Mensch achtete darauf, was hier geschah! Das Gewehr bewegte sich ruckartig, berührte seine schweißnasse Haut. »Sir!«

»Sieh mich an, Sergeant. Ich verrate dir ein Geheimnis.«

Hakeswill blickte Sharpe an. Ihre Augen befanden sich auf gleicher Höhe. »Sir?«

Die Rifles sahen zu, und Sharpes Worte waren eindeutig an sie gerichtet. »Ich denke, Sergeant, dass dich niemand umbringen kann. Es sei denn …«, er sprach bedächtig, wie zu einem Kind, »… es sei denn, Sergeant, es wäre jemand, den du zu töten versucht hast und den du nicht töten konntest.« Nun war die Angst deutlich an dem schwitzenden Gesicht abzulesen. Die gelbe Haut erblasste. »Fällt dir jemand ein, auf den diese Beschreibung zutrifft, Sergeant?«

Das Gesicht verkrampfte sich und zuckte, und das Gewehr stieß erneut gegen das Kinn. »Nein, Sir!«

»Gut!« Das stummelartige Visierkorn des Baker-Gewehrs schmiegte sich kalt gegen Hakeswills Haut. Sharpe senkte

die Stimme, sodass nur der Sergeant ihn hören konnte. »Du bist ein toter Mann, Obadiah. Der Zauber ist vergangen.« Dann rief er auf einmal laut: »Bumm!«

Hakeswill sprang erschrocken zurück und stieß ein jämmerliches Winseln aus, wie ein Kind, das die Peitsche zu spüren bekommen hat. Dann stolperte er und fiel ins Gras. Sharpe lachte ihn aus, legte das Gewehr an und ließ den Hahn in eine leere, ungeladene Zündpfanne schnellen. Hakeswill lag mit gespreizten Beinen im Gras, und sein Gesicht ließ Mordlust erkennen. Sharpe wandte sich von ihm ab, seinen grinsenden Rifles zu. »Achtung!«

Sie standen stramm. Sharpe richtete noch einmal das Wort an sie, aber diesmal klang seine Stimme zuversichtlich. »Denkt daran, ich habe euch mein Ehrenwort gegeben. Ihr sollt eure Gewehre wiederbekommen, eure Jacken – und mich!« Er wusste zwar nicht, wie er das schaffen sollte, war jedoch entschlossen, es zu schaffen. Er wandte sich noch einmal an Hakeswill und zeigte auf das siebenläufige Gewehr über seiner Schulter. »Gib mir das!«

Hakeswill überreichte es ihm mit kläglichem Gesicht, und dann die zugehörige Munitionstasche. Sharpe schlang sich das Gewehr über die eigene Schulter, zusätzlich zu seiner eigenen Waffe. Er blickte auf den Sergeant hinab. »Ich komme wieder, Sergeant, denk dran.« Er schob die Jacken zu einem dicken Bündel zusammen, nahm sie unter den Arm und hinkte davon. Er wusste, dass Hakeswill sich an den Rifles rächen würde, aber er wusste auch, dass der Sergeant erniedrigt und von seiner verwundbaren Seite gezeigt worden war, und dieses Wissen hatte die Kompanie, Sharpes Kompanie, dringend nötig.

Das war ein kleiner Sieg, wenn nicht gar ein kleinlicher Sieg, aber er bedeutete den Anfang des langen Kampfes, den er um seine Rückkehr führen musste, eines Kampfes,

der, das war ihm klar, in der Bresche von Badajoz enden musste.

Teil IV

Samstag, 4. April, bis Montag, 6. April 1812

KAPITEL 21

Es kamen Berichte, dass sich die Franzosen endlich in Bewegung gesetzt hatten, nicht gegen Wellington in Badajoz, sondern gegen die neue spanische Garnison in Ciudad Rodrigo. Die Berichte stammten von den Partisanen und waren den von ihnen erbeuteten Depeschen zu entnehmen, die teilweise mit dem Blut der Kuriere befleckt waren und von Unstimmigkeiten unter den französischen Generälen sprachen, von Verzögerungen bei der Sammlung ihrer Truppen und von ihren Schwierigkeiten, Ersatz für die französische Feldartillerie zu schaffen, die zusammen mit der Festung des Nordens von den Briten erobert worden war und sich nach wie vor dort befand.

Die Nachricht spornte Wellington zu noch größerer Eile an. Er wollte die Belagerung von Badajoz hinter sich bringen, und er ließ sich nicht überzeugen, dass die Chancen der Franzosen, Ciudad Rodrigo zurückzuerobern, gering seien. Er setzte kein Vertrauen in die Spanier in der Stadt und wollte mit der Armee nach Norden ziehen, um der Entschlossenheit seiner Verbündeten nachzuhelfen.

Eile! Eile! Eile! Während der sechs Tage nach Ostern hämmerte er seinen Generälen und Stabsoffizieren die Botschaft ein. Gebt mir Badajoz! Während der sechs Tage hatten die neuen Batterien, die man in den Ruinen der Festung Picurina aufgestellt hatte, ununterbrochen auf die Breschen geschossen, zunächst scheinbar ohne Wirkung, bis sich auf einmal das gelockerte Mauerwerk in den Graben ergossen hatte, gefolgt von einer staubigen Schuttlawine aus dem Mauerkern.

Die schwitzenden, vom Pulver verdreckten Geschützmannschaften hatten gejubelt, während die

Infanteristen, denen die Aufgabe übertragen war, die Batterien gegen einen französischen Ausfall zu schützen, die Anfänge der Breschen angestarrt und sich gefragt hatten, was für ein Willkommensgeschenk die Franzosen wohl für den Sturmangriff vorbereiteten.

Über Nacht versuchten die Franzosen, den Schaden zu reparieren. Die Kanonen von Picurina befeuerten die beiden Breschen mit Kartätschen, aber dennoch waren jeden Morgen die Bruchstellen im Mauerwerk mit dicken Wollballen aufgefüllt, sodass sich die Kanoniere im Morgengrauen gezwungen sahen, so lange auf die Matratzen zu zielen, bis ihre Füllung in schmierigen Fetzen in die Luft flog und die Eisenkugeln wieder anfangen konnten, die eigentliche Mauer zu beschießen, sie einzureißen, sie zu zerbröckeln und den zweifachen Zugang in die Stadt auszuhöhlen.

Der Damm stand immer noch, und das aufgestaute Wasser erstreckte sich nach wie vor im Süden vor der Stadt, sodass ein Angriff auf die Bastionen schräg erfolgen musste anstatt auf direktem Wege. Die nördlichen Batterien hämmerten auf die Festung am Damm ein, während sich die Infanterie in ihren Schützengräben vorwärts grub und versuchte, mit ihren Schaufeln und Musketen bis an die kleine Festung vorzudringen.

Aber die Aushebungsarbeiten wurden aufgehalten. Jede Kanone auf der Ostmauer von Badajoz, vom hohen Schloss, über dem die Falken kreisten, bis hin zur Bastion Trinidad, richtete sich auf den näher kommenden Graben, bis die Arbeiter darin zerfetzt wurden und niemand in dem Eisenhagel überleben konnte.

So kam es, dass der Versuch aufgegeben wurde. Der Damm würde bleiben, der Angriff würde schräg erfolgen, und den Pionieren war das gar nicht recht. »Zeit, ich brauche Zeit!« Der beim französischen Ausfall verwundete Colonel Fletcher hatte das Bett verlassen. Er schlug mit der

Faust auf die Karte, die vor ihm lag. »Was er verlangt, ist ein verdammtes Wunder!«

»So ist es.« Der General hatte unbemerkt den Raum betreten. Fletcher drehte sich nach ihm um und verzog das Gesicht, weil die Wunde nach wie vor wehtat.

»Mylord! Ich bitte um Entschuldigung.« Die heisere schottische Stimme klang alles andere als zerknirscht.

Wellington tat die Entschuldigung mit einer Handbewegung ab, nickte den Männern zu, die auf ihn warteten, und setzte sich. Major Hogan wusste, dass der General erst dreiundvierzig war, doch er sah älter aus. Vermutlich sahen sie alle älter aus. Die Belagerung setzte ihnen zu, genau wie sie den beiden Bastionen zusetzte. Hogan seufzte, denn er wusste, dass diese Begegnung am Samstag, dem 4. April, wie er sorgsam oben auf dem Blatt seines Notizbuchs vermerkte, erneut zu einem Gerangel zwischen dem General und den Pionieren führen musste. Wellington zog seine eigene Karte heraus, rollte sie aus und beschwerte die Ecken mit Tintenfässern. »Guten Morgen, meine Herren. Welcher Aufwand?«

Der Colonel der Artillerie zog ein Blatt Papier heran. »Gestern, Mylord, eintausendeinhundertvierzehn Vierundzwanzigpfünder, sechshundertdrei Achtzehnpfünder.« Er leierte die Zahlen herunter. »Eine Kanone geborsten, Sir.«

»Geborsten?«

Der Colonel drehte das Blatt um. »Vierundzwanzigpfünder in Nummer Drei, Mylord, hoher Schuss im Rohr stecken geblieben. Wir haben drei Mann verloren, sechs sind verwundet.«

Wellington grunzte. Es war erstaunlich, dachte Hogan, wie der General mit seiner Gegenwart einen Raum beherrschen konnte. Vielleicht lag es an den blauen Augen, die so wissend blickten, oder an dem unbeweglichen

Gesicht mit der kräftigen Hakennase. Die meisten versammelten Offiziere waren älter als Viscount Wellington, aber sie schienen ihm, vielleicht mit Ausnahme von Fletcher, mit Ehrfurcht zu begegnen. Der General schrieb mit quietschendem Federkiel die Zahlen auf sein eigenes kleines Blatt Papier. Er wandte sich erneut an den Artilleristen. »Pulver?«

»Reichlich, Sir. Gestern sind achtzig Fässer eingetroffen. Damit können wir noch einen Monat schießen.«

»Das wird, verdammt, auch nötig sein. Tut mir leid, Mylord.« Fletcher versah seine Karte mit Schraffierungen.

Der Anflug eines Lächelns umspielte Wellingtons Mundwinkel. »Colonel?«

»Mylord?« Fletcher tat überrascht. Er blickte von der Karte auf, den Federkiel erhoben, als sei er unterbrochen worden.

»Wie ich sehe, sind Sie nicht auf unsere Besprechung vorbereitet.« Wellington nickte dem Schotten zu und wandte sich an Hogan. »Major? Irgendwas zu berichten?«

Hogan blätterte in seinem Notizbuch zwei Seiten zurück. »Zwei Deserteure, Mylord, beides Deutsche, beide aus dem Regiment Hessen-Darmstadt. Sie bestätigen, dass die Deutschen das Schloss besetzt halten.« Hogan zog die Augenbrauen hoch. »Es heißt, die Moral sei gut, Mylord.«

»Warum sind sie dann desertiert?«

»Der Bruder des einen, Mylord, dient bei der KGL.«

»Aha. Dort schicken Sie sie hin?«

»Jawohl, Sir.« Die King’s German Legion, die deutsche Legion, würde die Rekruten willkommen heißen.

»Noch etwas?« Wellington hielt die allmorgendlichen Konferenzen gern so knapp wie möglich.

Hogan nickte. »Sie bestätigen, Sir, dass es den Franzosen an Kanonenkugeln mangelt, behaupten jedoch, dass reichlich Kartätschen vorhanden seien. Das wussten wir

aber schon.« Er beeilte sich, einer Beschwerde des Generals zuvorzukommen, er würde sich wiederholen. »Außerdem sagen sie, dass man in der Stadt Angst vor einem Massaker hat.«

»Wenn das so ist, sollten sie ihre Kapitulation erklären.«

»Die Stadt, Mylord, steht teilweise aufseiten der Franzosen.« Das stimmte. Man hatte spanische Zivilisten auf den Mauern gesichtet, die mit Musketen auf die Schützengräben geschossen hatten, als diese sich noch auf die Festung am Damm zu bewegt hatten. »Sie hoffen auf unsere Niederlage.«

»Andererseits«, warf Wellington mit verächtlicher Stimme ein, »hoffen sie, möglichen Vergeltungsmaßnahmen zu entgehen, falls wir siegen. Stimmt's?«

Hogan zuckte mit den Schultern. »Jawohl, Sir.« Das war, dachte der Ire, eine vergebliche Hoffnung. Falls Wellington sich durchsetzte, und damit war zu rechnen, würde der Angriff bald erfolgen, und der Weg in die Stadt würde hart werden. Hogan rechnete mit der Möglichkeit, dass sie nicht durch die Bresche eindringen würden, aber falls sie es taten, würden die beteiligten Soldaten alle Disziplin über Bord werfen. Das war so üblich. Soldaten, die gezwungen waren, sich durch den Schrecken einer schmalen Bresche zu kämpfen, nahmen für sich in Anspruch, die Festung in Besitz zu nehmen und alles, was sich darin befand.

Der Ire dachte an Drogheda und Wexford, die Städte seiner Heimat, die von Cromwell und seiner englischen Streitmacht geplündert worden waren. Man erzählte sich dort immer noch von den Gräueltaten der Sieger: von Frauen und Kindern, die man in einer Kirche zusammengetrieben und dann das Gebäude in Brand gesteckt hatte, von der Siegesfeier der Engländer, während die Iren verbrannten. Hogan dachte an Teresa und das Kind, Sharpes Kind. Dann wandten sich seine Gedanken wieder der Konferenz zu, als er gewahr wurde, dass

Wellington einem Adjutanten einen eiligen Befehl diktierte. Der Befehl lautete, dass in der Stadt nicht geplündert werden dürfe, aber Hogan glaubte zu erkennen, dass er ohne rechte Überzeugung erteilt wurde. Fletcher hörte sich den Wortlaut an, dann schlug er noch einmal mit der Faust auf die Karte.

»Bombardieren sollte man sie.«

»Ah! Colonel Fletcher ist aufgewacht.« Wellington wandte sich ihm zu.

Fletcher lächelte. »Ich sage, man sollte sie bombardieren, Mylord. Ausräuchern! Dann geben sie sicher auf.«

»Und wie lange, wenn ich fragen dürfte, würde es dauern, bis sie aufgeben?«

Fletcher zuckte mit den Schultern. Er wusste, dass es Wochen dauern konnte, bis die gedrungenen Haubitzen Badajoz so weit in rauchende Trümmer verwandelt haben würden, dass die Nahrungsmittelvorräte verbrannt und die Kapitulation unausweichlich war. »Einen Monat, Mylord?«

»Wohl eher zwei, wenn nicht drei. Und dürfte ich Sie darauf hinweisen, Colonel, dass die Spanier, obwohl dieser Gedanke innerhalb der Mauern vielleicht nicht so recht gewürdigt wird, unsere Verbündeten sind. Wenn wir sie ziellos mit Granaten beschießen, ist es, das werden Sie mir zugestehen, zumindest denkbar, dass unsere Verbündeten darüber nicht sehr erfreut sein werden.«

Fletcher nickte. »Genauso unglücklich werden sie sein, Mylord, wenn unsere Männer alles vergewaltigen, was sich bewegt, und alles stehlen, was nicht niet- und nagelfest ist.«

»Wir werden auf die Vernunft unserer Soldaten vertrauen«, konterte der General voller Zynismus. »Und nun, Colonel, würden Sie vielleicht so freundlich sein, uns von den Breschen zu berichten. Sind sie begehbar?«

»Nein, Sir, sie sind nicht begehbar.« Fletchers schottischer Akzent war jetzt deutlich herauszuhören. »Ich

habe viel zu berichten, Sir. Das meiste davon ist neu.« Er drehte die Karte um, sodass der General die beiden Bastionen aus dem Blickwinkel eines Angreifers sah. Zur Linken befand sich die namens Santa Maria, zur Rechten Trinidad. Fletcher hatte die Breschen eingezeichnet. Die Bastion Trinidad hatte die Hälfte ihrer Fassade eingebüßt, sodass eine Lücke von fast dreißig Yards Breite entstanden war. Und der Colonel hatte seine Höhenschätzung eingetragen. Vierundzwanzig Fuß. Die der Bastion Trinidad zugewandte Flanke von Santa Maria war ebenfalls schwer getroffen. »Wie Sie sehen, Mylord, liegen die Breschen derzeit ungefähr vierundzwanzig Fuß hoch. Das bedeutet einen höllisch schweren Aufstieg! Wenn Sie mir die Bemerkung verzeihen wollen, ist das höher als die ganze Mauer von Ciudad Rodrigo!« Er lehnte sich zurück, als habe er einen Sieg für sich verbucht.

Wellington nickte. »Wir sind uns durchaus darüber im Klaren, dass Badajoz deutlich größer ist als Ciudad Rodrigo. Aber fahren Sie doch bitte fort.«

»Mylord.« Fletcher beugte sich wieder vor. »Gestatten Sie, dass ich Sie hierauf hinweise.« Er grinste, weil er sich einer der häufigsten Redewendungen Wellingtons bedient hatte. Sein breiter Zeigefinger landete auf dem Graben vor der Bastion Santa Maria. »Sie haben den Zugang zum Graben hier blockiert, und hier.« Der Finger bewegte sich nach rechts, auf die andere Seite der Bresche von Trinidad. »Sie engen uns ein.« Inzwischen hatte seine Stimme einen ernsten Tonfall angenommen. Es gelang ihm hin und wieder, den General unter Druck zu setzen, aber er wagte es nur, weil er ein guter Pionier war, dem Wellington vertraute, weil er es als seine Aufgabe ansah, seinen Standpunkt geradeheraus zu vertreten und kein Speichellecker zu sein. Der Finger tippte auf den Festungsgraben. »Wie es scheint, haben sie Karren im Graben platziert, umgedrehte Karren und hölzerne Balken.

Man braucht kein Genie zu sein, um sich auszurechnen, dass sie vorhaben, diese Objekte in Brand zu stecken. Sie können sehen, was dann passieren wird, meine Herren. Unsere Truppen werden im Graben sein und versuchen, eine verdammt hohe Rampe zu erklimmen, aber sie werden den Kartätschen nicht entgehen. Sie können weder nach rechts noch nach links in die Dunkelheit ausweichen, um sich neu zu sammeln. Sie werden in der hell erleuchteten Falle sitzen wie die Ratten in einem verdammten Fass.«

Wellington lauschte seinem leidenschaftlichen Ausbruch. »Sind Sie sicher?«

»Jawohl, Mylord, und das ist noch längst nicht alles.«

»Fahren Sie fort.«

Der Finger zeigte weiterhin auf die rechte Seite der Bastion Trinidad. »Die Franzosen haben hier einen weiteren Graben ausgehoben, am Boden des eigentlichen Grabens, und ihn mit Wasser gefüllt. Das heißt, dass wir ins Wasser springen werden, tiefes Wasser. Offensichtlich haben sie vor, den Wassergraben zu erweitern. Hier entlang.« Der Finger zog vor beiden Breschen eine Linie in die entgegengesetzte Richtung.

Wellingtons Blicke blieben auf die Karte gerichtet. »Also wird es umso schwieriger, je länger wir warten?«

Fletcher seufzte, sah jedoch das Argument ein. »Ja, schon.«

Wellington blickte dem Pionier ins Gesicht. »Was gewinnen wir, wenn wir abwarten?«

»Ich kann dafür sorgen, dass die Breschen niedriger werden.«

»Um wie viel niedriger?«

»Zehn Fuß.«

»Wie lange brauchen Sie dazu?«

»Eine Woche.«

Wellington blieb einen Augenblick stumm, dann sagte er: »Sie meinen wohl zwei Wochen.«

»Jawohl, Mylord, möglicherweise.«

»Wir haben keine zwei Wochen Zeit. Wir haben nicht einmal eine Woche Zeit. Wir müssen die Stadt erobern. Und zwar bald.« Im Zimmer herrschte Schweigen. Draußen vor den Fenstern schossen die Kanonen über den Stausee. Wellington sah sich erneut die Karte an, streckte den Arm über den Tisch aus und zeigte mit langem Finger auf den weiten Zwischenraum zwischen den Bastionen. »Dort befindet sich eine Vorschanze?«

»Jawohl, Mylord, ist aber noch im Bau.« Die Vorschanze war auf der Karte eingezeichnet: ein rautenförmiger gemauerter Keil, der geeignet war, einen Angriff zu spalten. Hätte man den Franzosen Zeit gelassen, ihn fertigzustellen, ehe die Belagerungskanonen zu schießen begannen, hätte er wie eine neue Bastion funktioniert, die von ihrem Standort im Graben aus jeden Angriff von der Flanke her gefährdet hätte. In ihrem gegenwärtigen Zustand bildete die Vorschanze ein mächtiges, oben abgeflachtes, vom Graben geschütztes Hindernis, das genau zwischen den beiden Breschen lag.

Wellington blickte auf. »Sie scheinen sich dieser neuen Informationen sehr sicher zu sein.«

»Jawohl, Mylord, das bin ich. Wir haben vergangene Nacht einen unserer Jungs auf das Glacis geschickt. Er hat gute Arbeit geleistet.« Das Lob wurde widerstrebend geäußert.

»Wen?«

Fletcher wies mit dem Kopf auf Hogan. »Einen von Major Hogans Jungs, Sir.«

»Wen, Major?«

Hogan hörte auf, mit seiner Schnupftabaksdose zu spielen. »Richard Sharpe, Sir. Erinnern Sie sich an ihn?«

Wellington lehnte sich im Stuhl zurück. »Gütiger Himmel, Sharpe?« Er lächelte. »Was hat er bei Ihnen zu suchen? Ich dachte, er hätte seine eigene Kompanie?«

»Das war einmal, Mylord. Seine Beförderung ist abgelehnt worden.«

Wellington machte ein finsteres Gesicht. »Bei Gott! Die lassen in dieser verdammten Armee nicht einmal zu, dass ich einen Mann zum Corporal befördere! Also war Sharpe in der vergangenen Nacht auf dem Glacis?«

Hogan nickte. »Jawohl, Sir.«

»Wo ist er jetzt?«

»Draußen, Sir. Ich dachte, Sie wollten vielleicht mit ihm reden.«

»Gütiger Himmel, ja.« Wellingtons Tonfall war trocken. »Er ist der einzige Mann in der Armee, der auf dem Glacis gewesen ist. Holen Sie ihn her!«

Unter den Anwesenden waren Divisionsgeneräle, Brigadegeneräle, ranghohe Artilleristen und Pioniere sowie Stabsoffiziere. Sie alle drehten sich nun um und starrten den hochgewachsenen Mann in der grünen Jacke an. Natürlich hatten sie von ihm gehört, selbst die Generäle, die erst vor Kurzem aus England eingetroffen waren, denn er war der Mann, der den französischen Adler erbeutet hatte und dabei aussah, als könnte er es noch einmal tun. Er wirkte mitgenommen, aber hart, wie die Waffen, mit denen er behängt war. Sein Hinken und seine Narben sprachen von einem Soldaten, der im Kopf keine Rücksichten kannte. Wellington lächelte ihm zu und blickte sich am Tisch um. »Captain Sharpe war bei all meinen Schlachten dabei, meine Herren. Hab ich recht, Sharpe? Von Seringapatam bis heute?«

»Seit Boxtel, Sir.«

»Gütiger Himmel. Damals war ich noch Colonel.«

»Und ich Private, Sir.«

Die Adjutanten, junge Adlige, die Wellington mit Vorliebe als Botengänger einsetzte, betrachteten neugierig das narbige Gesicht. Nur wenigen Männern gelang es, sich vom einfachen Soldaten zum Offizier hochzukämpfen.

Hogan beobachtete den General. Er war liebenswürdig zu Sharpe, nicht weil der Schütze ihm einmal das Leben gerettet hatte, sondern weil er vermutete, in Sharpe einen Verbündeten gegen die Vorsicht der Pioniere gefunden zu haben. Hogan seufzte innerlich. Wellington wusste, mit wem er es zu tun hatte. Der General blickte sich im Zimmer um. »Einen Stuhl für Captain Sharpe.«

»Lieutenant Sharpe, Sir.« Sharpes Worte waren beinahe eine Herausforderung und hatten einen bitteren Klang. Aber der General ignorierte sie.

»Setzen Sie sich, setzen Sie sich. Nun, berichten Sie uns von den Breschen.«

Sharpe ließ sich von der erlauchten Gesellschaft nicht einschüchtern, sondern erstattete Bericht. Er hatte dem von Fletcher nicht viel hinzuzufügen. Die Dunkelheit war nur durch gelegentliches Kanonenfeuer aufgehellt worden, weshalb er nicht deutlich hatte sehen können, und sein Bericht gründete sich vor allem auf die Geräusche, die er gehört hatte, als er am Rand des Glacis gelegen und nicht nur den französischen Arbeitsmannschaften gelauscht hatte, sondern auch auf die britischen Geschosse, die durch die Büsche sausten und in die Mauern einschlugen. Wellington ließ ihn zu Ende berichten. Der Bericht war ohnehin kurz und bündig. Der General blickte Sharpe unverwandt an. »Eine Frage.«

»Sir?«

»Sind die Breschen begehbar?« Wellingtons Augen waren ausdruckslos und kalt wie Stahl.

Sharpes Blick war ebenso hart und unnachgiebig. »Ja.«

Um den Tisch herum kam ein Raunen auf. Wellington lehnte sich zurück. Colonel Fletchers Stimme übertönte das Geräusch. »Bei allem Respekt, Mylord, ich halte Captain – Lieutenant Sharpe nicht für kompetent genug, um über die Begehbarkeit einer Bresche ein Urteil abzugeben.«

»Er war dort.«

Fletcher murmelte, einen Heiden zur Kirche zu schicken bedeute eben noch nicht, dass er zum Christen würde. Der Federkiel in seiner Hand verbog sich, so fest drückte er zu, und als er den Griff lockerte, verspritzte die gespaltene Spitze Tinte über die beiden Bastionen. Er warf die Feder auf den Tisch. »Es ist noch zu früh.«

Wellington schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Nur einen Tag, meine Herren, nur einen Tag.« Er sah sich am Tisch um. Niemand widersprach ihm. Es war zu früh, darüber war er sich im Klaren, aber möglicherweise war jeder Tag zu früh, wenn es darum ging, diese Festung zu erobern. Möglicherweise war sie, wie die Franzosen behaupteten, unbezwingbar. »Morgen, meine Herren, am Sonntag, dem fünften, greifen wir Badajoz an.«

»Sir!«, meldete sich Sharpe zu Wort, und der General, der mit dem Protest der Pioniere gerechnet hatte, wandte sich ihm zu. »Sharpe?«

»Eine Frage, Sir?« Sharpe fand es selbst unglaublich, dass er in dieser Situation sprach, ganz zu schweigen davon, dass er es in herausforderndem Tonfall tat, und in erlauchter Runde, aber wahrscheinlich würde sich eine derartige Chance nie wieder ergeben.

»Sprechen Sie.«

»Das Himmelfahrtskommando, Sir. Ich bitte, mir die Führung des Himmelfahrtskommandos anzuvertrauen.«

Wellingtons Blick war kalt und funkelnd. »Warum?«

Was sollte er sagen? Dass er es als Prüfung begriff? Sozusagen als letzten Beweis, den ein Soldat erbringen

konnte? Oder dass er sich am System rächen wollte, an einem System, das von einem pockennarbigen Schreiber in Whitehall vertreten wurde, das dafür gesorgt hatte, dass er sich überflüssig und unerwünscht vorkam? Er musste plötzlich an Antonia denken, seine Tochter, und an Teresa. Er überlegte, dass er vielleicht nie Madrid zu sehen bekommen würde oder Paris, dass er nie den Ausgang des Krieges erfahren würde. Aber die Würfel waren gefallen. Er zuckte mit den Schultern, suchte nach einer Formulierung und ließ sich von den undurchdringlichen Augen aus dem Konzept bringen. »Ich weiß nicht, Sir. Ich will es einfach.« Er fand, dass er sich anhörte wie ein quengelndes Kind. Er spürte, wie sich die Blicke der hohen Offiziere auf ihn richteten, neugierige Augen, die seine schäbige Uniform betrachteten, seinen schweren vorschriftswidrigen Säbel, und er verfluchte sie. Ihr Stolz konnte sich auf Geld stützen.

Wellingtons Stimme klang leiser als zuvor. »Sie wollen Ihre Kompanie wiederhaben?«

»Jawohl, Sir.« Er kam sich vor wie ein Narr, ein schäbiger Narr in prunkvoller Umgebung, und er wusste, dass sie alle seinen verletzten Stolz sehen konnten.

Wellington nickte Colonel Fletcher zu. »Der Colonel wird es Ihnen sagen, Sharpe, und wir wollen zu Gott beten, dass er unrecht hat. Am Montagmorgen werden wir Captainsränge mit der Verpflegung ausgeben.«

Fletcher sagte nichts. Alle Anwesenden schwiegen, in Verlegenheit gebracht durch Sharpes Ansinnen. Dem Schützen kam es vor, als hinge sein ganzes Leben samt allem, was gewesen war und noch sein würde, von diesem Schweigen ab.

Wellington lächelte. »Gott weiß, Sharpe, dass ich Sie für einen Raufbold halte. Für einen nützlichen Raufbold, und Gott sei Dank für einen Raufbold, der auf meiner Seite steht.« Er lächelte wieder, und Sharpe wusste, dass der General an die blutigen indischen Bajonette dachte, die in

Assaye auf ihn zugekommen waren. Aber diese Schuld war längst beglichen. Wellington nahm seine Papiere auf. »Ich denke nicht, dass ich Sie tot sehen möchte, Sharpe. Ohne Sie wäre die Armee irgendwie weniger interessant. Ihr Antrag ist abgelehnt.« Er verließ das Zimmer.

Sharpe blieb reglos stehen, während die übrigen Offiziere nacheinander hinausgingen. Er dachte darüber nach, wie er in den vergangenen elenden Wochen all seine Hoffnung und Ambitionen auf dieses eine Ziel fixiert hatte. Sein Rang als Captain, seine Kompanie, die Jacken und Gewehre der Rifles, ihr Vertrauen. Und weil er nicht ernsthaft mit der Möglichkeit gerechnet hatte, dabei draufzugehen, hatte er sich davon auch die Chance versprochen, das Haus mit den beiden Orangenbäumen vor der wahnwitzigen Horde und vor Hakeswill zu erreichen. Das alles hatte er mit dem Himmelfahrtskommando verbunden. Und das alles hatte man ihm verwehrt.

Er hätte über die Ablehnung enttäuscht sein müssen oder gar wütend. Stattdessen durchflutete ihn Erleichterung wie frisches Wasser eine schmutzige Gosse, reine, köstliche Erleichterung. Er schämte sich dieses Gefühls.

Hogan betrat den Raum und blickte lächelnd zu ihm auf. »Na also. Jetzt hast du gefragt und die richtige Antwort erhalten.«

»Nein.« Sharpe zog ein eigensinniges Gesicht. »Es ist immer noch Zeit, Sir, immer noch Zeit.« Er wusste nicht, was er damit meinte oder warum er es sagte, er wusste nur, dass er sich am folgenden Tag, am frühen Abend, irgendwie der Prüfung stellen würde. Und den Sieg davontragen.

KAPITEL 22

Sergeant Obadiah Hakeswill war sehr zufrieden. Er hatte sich nach beendeter Kirchenparade abseits von den anderen niedergelassen und starrte in die Tiefen seines Tschakos. Er richtete das Wort an das Bild am Grund. »Heute Abend ist es so weit, heute Abend, ich will ein guter Junge sein, werde dich nicht enttäuschen.« Er gackerte, entblößte seine wenigen fauligen Zähne und sah sich nach der Kompanie um. Die anderen beobachteten ihn, dessen war er sich sicher, auch wenn sie es sich nicht anmerken ließen. Er blickte erneut in die schmierigen Tiefen seines Tschakos. »Angst haben sie vor mir. O ja, Angst vor mir. Heute Abend werden sie noch mehr Angst bekommen. Viele von ihnen werden heute Abend sterben.« Er gackerte wieder und hob rasch den Blick, um vielleicht einen Mann dabei zu erwischen, dass er ihn anstarrte. Aber sie vermieden alle betont, ihm in die Augen zu sehen. »Ihr werdet heute Abend sterben! Wie verdammte kleine Ferkel unter dem Beil des Metzgers!«

Er dagegen würde nicht sterben. Er wusste es, trotz allem, was Sharpe gesagt hatte. Er versenkte seine Blicke im Tschako. »Dieser verdammte Sharpe! Er hat Angst vor mir. Davongerannt ist er! Er kann mich nicht umbringen. Mich kann niemand umbringen!« Den letzten Satz brüllte er beinahe hinaus. Er entsprach den Tatsachen. Der Tod hatte ihn berührt, und er hatte überlebt.

Er hob die Hand und kratzte an der rötlichen Narbe. Eine Stunde lang hatte er am Galgen gehangen, ein schmächtiger Junge, und niemand hatte ihn an den Beinen gezogen, um ihm das Genick zu brechen. Er konnte sich nicht mehr genau an den Ablauf erinnern, an die

Menschenmenge oder an die übrigen Verurteilten, die noch mit ihm gescherzt hatten. Aber er würde dem sadistischen Schweinehund immer dankbar sein, der ihnen einen langsamen Tod durch Erhängen bestimmt hatte, ohne Falltür, damit die Menge ein Spektakel erleben konnte. Sie hatte jedes Zucken, jedes nutzlose Strampeln mit Jubel begrüßt, bis die Gehilfen des Henkers grinsend wie Schauspieler, die ihrem Publikum gefällig sind, herantraten und die baumelnden Knöchel umfassten. Sie hatten in die Menge geblickt, hatten um Erlaubnis gefragt, daran zu ziehen, hatten die Verurteilten gehänselt.

Bei dem zwölfjährigen Obadiah Hakeswill hatten sie sich nicht die Mühe gemacht. Er war schon damals so schlau gewesen wie heute und hatte sich still verhalten, selbst als die Schmerzen dafür gesorgt hatten, dass er immer wieder das Bewusstsein verlor. Die Menge hatte angenommen, dass er bereits tot sei. Er hatte selbst nicht gewusst, warum er so zäh am Leben hing. Es wäre schneller abgegangen und weniger schmerzhaft, wenn man ihn durch ruckartiges Ziehen an den Knöcheln ins Jenseits befördert hätte. Aber dann hatte es angefangen zu regnen. Die Wolken hatten sich aufgetan zu einem Schauer, der in Minutenschnelle die Straßen leer fegte. Niemand hatte sich um den letzten kleinen Gehenkten gekümmert. Sein Onkel hatte ihn verstohlen und ängstlich heruntergeholt und war mit dem schlaffen Körper in einen schmalen Durchgang geeilt. Er hatte Obadiah immer wieder geohrfeigt. »Hör zu, du Bastard! Kannst du mich hören?«

Obadiah musste etwas gesagt oder gestöhnt haben, jedenfalls erinnerte er sich an das Gesicht seines Onkels, das sich dicht über ihn gebeugt hatte. »Du lebst? Verstehst du mich? Du kleiner Bastard! Ich weiß nicht, warum ich mir die Mühe gemacht habe, aber deine Mutter hat mich darum gebeten. Kannst du mich hören?«

»Ja.« Sein Gesicht hatte gezuckt, und er hatte nicht vermocht, es zu beherrschen.

»Du sollst dich aus dem Staub machen, hörst du? Mach dich aus dem Staub. Nach Hause kannst du nicht, sonst holen sie dich wieder, hörst du mich?«

Er hatte gehört und verstanden und sich aus dem Staub gemacht und seine Familie nie wiedergesehen. Nicht, dass er sie sehr vermisst hätte. Er hatte wie so viele Männer ohne Hoffnungen zur Armee gefunden, und das hatte ihm gutgetan. Er konnte nicht sterben, das war ihm klar, seit er allein in dem Durchgang gelegen hatte. Er hatte seine Vermutung in der Schlacht auf die Probe gestellt und wusste, dass er dem Tod immer wieder ein Schnippchen schlagen würde.

Hakeswill zog sein Bajonett heraus und überlegte einen Augenblick, ob er es einem der Soldaten zum Schärfen überlassen sollte. Er hätte gern den großen irischen Halunken gedemütigt, aber andererseits erledigte er diese Aufgabe gern selbst, wenn eine mörderische Schlacht bevorstand. Der Angriff würde am heutigen Tag erfolgen. Alle wussten es, obwohl ihnen niemand Bescheid gesagt hatte, und es würde für jedermann genug Gelegenheit geben, zu töten. Er blickte in seinen Tschako. »Entschuldigst du mich einen Augenblick? Ich melde mich bald wieder bei dir.«

Er legte den Tschako beiseite und nahm seinen Schleifstein zur Hand. Er schärfte die Schneide des Bajonetts mit raschen Bewegungen, ohne hinzusehen. Stattdessen starrte er die Kompanie an, spürte ihre Angst und weidete sich daran. Hakeswill war sehr zufrieden. Er hatte die Schweinehunde gedemütigt, bis sie so weit waren, ihm das Essen zu bringen, seine Kleider zu waschen und das Stroh in seiner Unterkunft zu wechseln. Zwei von ihnen hatte er gründlich verprügelt, aber dafür waren sie jetzt wie junge Hündchen, eifrig darauf bedacht, ihm zu gefallen.

Er hatte die Schlachten geschlagen, auf die es wirklich ankam. Sharpe war aus dem Weg und Harper war zum Private degradiert, zum rotberockten Private. Der Captain hatte Angst vor Hakeswill, genau wie Price und die Sergeants. Hakeswill war sich bewusst, dass das Leben schlimmer hätte sein können. Er legte den Daumen an die Klinge, stellte fest, dass sie ruhig noch schärfer sein konnte, und der Stein fuhr wieder in langen, leise klirrenden Zügen über die Schneide.

Private Clayton riskierte einen Seitenblick auf Hakeswill, lachte und sagte etwas zu seinem Kameraden. Hakeswill sah das Lachen, tat jedoch so, als habe er nichts bemerkt. Er würde sich schon noch um den jungen Clayton kümmern, nach der Belagerung, wenn er Zeit gehabt hatte, das Problem zu überdenken. Clayton hatte eine hübsche Frau, die hübscheste im Bataillon, und Hakeswill hatte ein Auge auf Sally geworfen. Aber sie würde warten müssen, bis er mit Teresa fertig war.

Der Gedanke an Sharpes Frau veranlasste ihn, die Stirn zu runzeln. Er war sich nicht sicher, warum er sie so sehr begehrte, aber so war es nun mal. Er war so besessen von ihr, dass es seinen Schlaf störte. Er wollte die Hündin nehmen und sie anschließend töten. Nicht, weil sie sich gegen ihn zur Wehr gesetzt und gesiegt hatte, das hatten andere auch geschafft. Er entsann sich der Frau in Dublin, die ihm ein Fleischmesser in den Bauch gerammt hatte. Sie war ihm entkommen, aber er nahm es ihr nicht übel.

Bei Teresa war das anders. Vielleicht lag es daran, dass sie keine Furcht gezeigt hatte, während Hakeswill eine Vorliebe für die Furcht anderer Menschen hatte. Er erinnerte sich an jene, die er getötet hatte, und an jene, die er nicht hatte töten müssen. Die Erste war diese tugendhafte Pfarrerstochter gewesen, die sich vor ihm ausgezogen hatte, während er ihr die Natter an die Kehle hielt. Dorcas hatte sie geheißen, und ihr Vater hatte ihm

eine Anklage wegen Schafdiebstahls angehängt, die ihn beinahe das Leben gekostet hatte.

Hakeswill lächelte in sich hinein. In der ersten Nacht nach der Hinrichtung hatte er die Vorratsscheune des Pfarrers in Brand gesteckt. Dann dachte er erneut an Teresa, während die Klinge seines Bajonetts immer schärfer wurde, und er wusste, dass er sie sehr begehrte. Nicht nur aus Rache, nicht nur in ihrer Eigenschaft als Sharpes Frau, obwohl das ein wichtiger Punkt war, sondern weil er sie begehrte. Sie war so schön, so wunderschön, und er würde sie nehmen und anschließend töten, und Sharpe, dieser Schweinehund, würde sie verlieren. Die Vorfreude ließ unwillkürlich das Zucken in seinem Gesicht und am Hals aufkommen.

Er wechselte das Bajonett in die rechte Hand über, klemmte sich den Schleifstein zwischen die Knie, spuckte darauf und begann die Spitze zu bearbeiten. Sie musste nadelspitz sein, wenn er mit ihr fertig war, so scharf, dass sie glatt in die Eingeweide eines Mannes eindringen konnte, als habe er keine Haut, die es zunächst zu durchbohren galt. Oder in die Eingeweide einer Frau! Er gackerte bei dem Gedanken so laut, dass die Kompanie hochschreckte, und er dachte wieder an Teresa. Sharpe würde wissen, wer die Tat begangen hatte, aber er konnte nichts dagegen tun! Hakeswill war nicht umzubringen!

Er blickte zur Kompanie hinüber. Die Männer wollten ihn töten, das wusste er, aber so war es den Angehörigen von einem Dutzend anderer Kompanien ergangen. Sie alle hatten es versucht. Er entsann sich der Musketenkugeln, die in der Schlacht von hinten an ihm vorbeigezischt waren, und einmal hatte er gesehen, wie ein Mann bewusst auf ihn zielte. Er strich über sein Bajonett und dachte daran, wie er sich gerächt hatte. Dann wandte er seine Gedanken wieder dem bevorstehenden Abend zu.

Er hatte seinen Überfall sorgsam geplant. Das South Essex sollte mit der übrigen Vierten Division die Bresche an

der Bastion Trinidad erstürmen, aber Hakeswill gedachte sich im Graben vorzusehen. Er wollte zurückbleiben, wollte den anderen das Kämpfen überlassen, damit er noch frisch war, wenn oben aus der Bresche der Jubel ertönte. Sobald dann das Chaos einsetzte, wollte er durch die Mauer in die dunklen Straßen vordringen, die zur Kathedrale führten. Er brauchte nichts weiter als zwei Minuten Vorsprung, aber mehr würde er ohnehin nicht bekommen. Während er die perfekt vorbereitete Klinge in seinen Händen prüfte, wusste er, dass er Erfolg haben würde. Schließlich hatte er immer Erfolg. Der Tod hatte ihn berührt und wieder von ihm abgelassen, und er spürte in tiefster Seele, dass ihn das seither zum Erfolg angespornt hatte. Er blickte auf. »Clayton!«

Die ganze Kompanie erstarrte und sah Clayton an. Der junge Private grinste scheinbar unbesorgt. »Sergeant?«

»Öl, besorg mir Öl.«

»Jawohl, Sergeant.«

Hakeswill gackerte, als der Junge sich entfernte. Er würde ihn sich für die Zeit nach Badajoz und nach der Schlacht aufsparen, für die Zeit, wenn er sich um die Probleme kümmern musste, deren Lösung er zunächst aufgeschoben hatte. Da war einmal das in Öltuch gewickelte Bündel, das drei Meilen entfernt unter einem Wegstein an der Straße nach Sevilla vergraben war. Hakeswill hatte die Stelle in der vergangenen Nacht aufgesucht, hatte den Stein von der Böschung gehoben und in dem gestohlenen Gut herumgekramt. Es war alles noch da gewesen, und er hatte das meiste zurückgelassen, weil es keinen Sinn hatte, dass er während der nächsten paar Tage versuchte, etwas davon zu verkaufen. In Badajoz würde es reichlich Beute geben, und die Preise würden abgrundtief sinken. All das konnte warten. Nur Sharpes Fernrohr hatte er mitgenommen, mit seiner unverkennbaren Messingplakette. Er hatte vor, es neben Teresas Leiche zurückzulassen. Er nahm seinen

Tschako und blickte hinein. »Dann wird man ihm die Schuld geben, nicht wahr? Oder diesem Schweinehund von einem Iren!«

»Sergeant?«

Die stechenden Augen rollten nach oben. »Clayton?«

»Das Öl, Sergeant.«

»Steh gefälligst nicht rum!« Hakeswill hielt ihm das Bajonett hin. »Öle es. Und sei vorsichtig! Verdirb mir nicht die Klinge.« Er wartete, bis Clayton gegangen war, ehe er wieder in die Tiefe seines Tschakos hinabsah. »Unangenehmer kleiner Bursche! Vielleicht wird er doch schon heute Abend sterben, das macht uns die Sache wesentlich einfacher.«

Harper beobachtete das zuckende bösartige Gesicht und überlegte, was sich im Innern des Tschakos befinden mochte. Die ganze Kompanie stellte sich diese Frage, aber niemand wagte sie zu äußern. Harper war zu der Ansicht gelangt, dass sich nichts darin befand, dass Hakeswill sich das ganze Spektakel ausgedacht hatte, um seinen Wahnsinn zu demonstrieren und damit die Kompanie zu beunruhigen.

Der Ire war dabei, sein eigenes Bajonett zu schärfen, das fremdartige Musketenbajonett, dem der Griff des Gewehrbajonetts fehlte, und schmiedete Pläne für den Abend. Es waren immer noch keine Befehle ergangen, aber die Armee mit ihrem merkwürdigen kollektiven Instinkt wusste, dass der Angriff geplant war. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit würde das South Essex in die Bresche befohlen werden, und wenn das geschah, hatte Harper vor, sich an Hakeswill zu hängen. Falls sich die Chance ergab, den Sergeant umzubringen, würde er es tun, und wenn nicht, würde er verhindern, dass Hakeswill unbemerkt in die Stadt schlüpfte.

Harper hatte beschlossen, sich nicht zum Himmelfahrtskommando zu melden, außer in dem Fall, dass Hakeswill sich meldete. Aber das hielt er für unwahrscheinlich. Harpers Aufgabe bestand darin, Teresa zu beschützen. Natürlich war es auch Sharpes Aufgabe und die der gesamten Kompanie, selbst die von Captain Robert Knowles, der seiner ehemaligen Leichten Kompanie einen Besuch abgestattet und ernsthaft zugehört hatte, als Harper ihm von Hakeswills Drohung berichtete. Knowles hatte Harper grinsend seine Unterstützung zugesichert, aber der Ire fürchtete nach wie vor die Konsequenzen des Durcheinanders in der Bresche.

Er lehnte sich zurück und horchte auf die Kanonen.

Die Kanoniere, die das instinktive Wissen um den bevorstehenden Angriff teilten, handhabten mit besonderer Anstrengung ihre Kanonen, als könne jeder Splitter, den sie aus den Breschen brachen, einem Infanteristen das Leben retten. Der Rauch aus den zwölf Batterien hing wie Meeresdunst über den stillen Wassern des aufgestauten Bachs, Rauch, der so dick war, dass man kaum die Stadt erkennen konnte, und immer noch stießen die riesigen Kanonen neuen Rauch aus. Die Kanonen glichen bockenden Ungeheuern, die zwischen den Schüssen zischten und dampften, während die rußgeschwärzten Kanoniere ihre Schwämme und Ladestöcke einsetzten und die Ungeheuer auf den nächsten Schuss vorbereiteten.

Die Kanoniere konnten die Breschen nicht sehen, aber die hölzernen Rückstoßplattformen wiesen tiefe Einschnitte auf, und wo sich die Einschnitte befanden, standen die Offiziere und Unteroffiziere auf den Lafetten und prüften den Stand der Höhenverstellschraube. Daraufhin donnerte die Kanone los, sobald das Zündholz aufgeflammt war, wurde auf ihrer Plattform zurückgeworfen und ließ unter plötzlichem Aufwirbeln von Rauch eine schwere Eisenkugel

im Nebel verschwinden, gefolgt vom ohrenbetäubenden Krachen des Aufpralls.

Vielleicht war es das Tempo, mit dem die Kanonen schossen, das die Männer überzeugte, dass an diesem Sonntagabend der Angriff erfolgen würde, oder vielleicht war es der Anblick der neu gebauten Sturmleitern auf dem Gelände der Pioniere. Zwei Kampfeinheiten, die am Schloss und die an der Bastion San Vincente nahe dem Fluss, sollten Sturmleitern mitführen, um einen Überraschungsangriff zu versuchen. Aber der würde natürlich fehlschlagen, weil die Mauern zu hoch waren. Die Schlacht war nun einmal dazu bestimmt, an den Breschen gewonnen oder verloren zu werden.

»Kompanie!«, krächzte Hakeswill. »Auf die Beine! Hopp, hopp, hopp!«

Sie rappelten sich hoch, rückten ihre Jacken gerade, und Major Collett erschien in Begleitung von Captain Rymer. Der Major winkte den Männern zu. »Ihr könnt ruhig sitzen bleiben.«

Das muss die Ankündigung sein, dachte Harper und sah zu, wie Collett ein Blatt Papier hervorzog und es entfaltete. In der Kompanie kam aufgeregtes Geflüster auf. Hakeswill befahl Ruhe, und Collett wartete, bis alle still waren. Er blickte die Männer kampflustig an. Der Angriff, sagte er, werde bald erfolgen, aber das wüssten sie wohl schon und würden nur noch auf den Befehl warten. Der Major legte eine Kunstpause ein, blickte auf das Blatt Papier. »Der Befehl ist gekommen, und ich werde ihn euch vorlesen. Hört zu. ›Hiermit sei die Aufmerksamkeit der Armee auf die Ereignisse im Anschluss an die Eroberung von Ciudad Rodrigo gelenkt.‹« Collett las mit tonloser, harter Stimme. Er schaffte es nicht, Ciudad mit dem weichen »C« auszusprechen, daher sagte er »Quiudad«. »›Die Bewohner jener Stadt, Bürger des verbündeten Spaniens, wurden damals jeglicher Beleidigung und Anfechtung ausgesetzt.

Dieses Benehmen darf sich in Badajoz nicht wiederholen. Jeder Angriff auf ziviles Eigentum wird schnell und angemessen mit dem Tode bestraft, indem man die gefassten Übeltäter am Ort ihrer Verbrechen aufhängen wird.‹« Er faltete das Blatt zusammen. »Habt ihr verstanden? Lasst eure diebischen Finger ruhen und eure Hosen zugeknöpft. Das wär's.« Er starrte sie mit funkelnden Augen an, machte auf dem Absatz kehrt und marschierte davon, zur nächsten Kompanie. Die Männer der Leichten Kompanie blickten einander an, zuckten mit den Schultern und lachten über die Botschaft. Wer sollte das Aufhängen übernehmen? Die Militärpolizei würde, wenn es zum Kampf kam, weit hinter der Front zurückbleiben. Außerdem würde es in den Straßen stockdunkel sein, und als Soldat hatte man Belohnung verdient, wenn man eine Bresche erstürmt hatte. Schließlich waren sie es, die kämpfen würden – und sterben. Wer hätte danach nicht einen Schluck Rum oder Brandy gebraucht? Nicht, dass sie vorgehabt hätten, irgendwelchen Zivilisten ein Leid anzutun. Die Spanier, die in Badajoz mehrheitlich auf der Seite der Franzosen standen, konnten sich selbst aussuchen, wie sie die Sieger willkommen hießen. Sie konnten ihre Türen offen lassen und etwas zu trinken auftischen, oder sie konnten sich unfreundlich verhalten. Und in dem Fall? Sie grinsten und widmeten sich wieder dem Schärfen ihrer siebzehn Zoll langen Bajonette.

Wenige Augenblicke später erreichte sie das nächste Gerücht, das ebenso überzeugend war wie jenes, das sie auf den Angriff vorbereitet hatte. Und dieses Gerücht, das wie ein Lauffeuer im Lager umging, brachte zugleich Erleichterung und Enttäuschung. Der Angriff war aufgeschoben. Jedermann hatte weitere vierundzwanzig Stunden zu leben.

»Wo gehen wir hin?«, rief jemand.

Sie lachten und vergaßen Hakeswills bedrückende Gegenwart. »Nach Badajoz!«

Morgen.

KAPITEL 23

Auf einmal herrschte Optimismus. Hogans Gesicht, das seit Langem die Spuren der Sorge trug, bekam Lachfältchen um die Augen. Seine Sprechweise war dringlich, von neuer Hoffnung erfüllt. Zwei loyale Spanier waren aus der Stadt entkommen, waren am Fluss die Mauer herabgeklettert und hatten unversehrt die britischen Linien erreicht. Hogans Finger wies auf die vertraute Karte. »Da, Richard, da. Morgen werden wir sie vernichten!«

Der Finger zeigte auf die Mauer zwischen den beiden angeschlagenen Bastionen. Die Spanier behaupteten, sie sei schwach, sie sei nach den letzten Belagerungen nicht ordnungsgemäß repariert worden, und sie schworen, dass wenige Schüsse ausreichen würden, die ganze Mauer zum Einsturz zu bringen. Das bedeutete eine dritte Bresche, eine plötzlich geschlagene Bresche, eine Lücke, die die Franzosen nicht mehr rechtzeitig mit wohldurchdachten Verteidigungsanlagen füllen konnten. Hogan schlug mit der Faust auf die Karte. »Jetzt haben wir sie!«

»Morgen also.«

»Morgen!«

Der 6. April dämmerte mit klarem Himmel und einem Licht, das so rein war, dass die Stadt deutlich zu sehen war, ehe die Batterien zu schießen begannen, dass jedes Dach, jede Kirche, jeder Turm und jede Bastion klar umrissen schien. Es war ein Frühlingsmorgen, erfüllt von Hoffnung, die so grün war wie die frischen Knospen, eine Hoffnung, die ihr Entstehen der dritten, überraschenden Bresche verdankte. Die Kanoniere nahmen minimale Richtungsänderungen vor, verrückten sorgfältig die Lafetten auf den Plattformen, und dann wurde der Befehl

erteilt. Rauch stieg auf, Donner hallte über den See, die Kugeln krachten gegen das ausgebesserte Mauerwerk, während die Kanoniere sich verausgabten, ihre Waffen zurechtrückten, sich mit Ladestöcken und Schwämmen und wieder mit Ladestöcken an ihnen zu schaffen machten und im Bewusstsein des Sieges arbeiteten. Im Süden, außerhalb des rauchigen Dunstes über dem See, spähten die Pioniere zu der ungebrochenen Mauerfläche hinüber. Dort stieg eine Staubwolke auf, hervorgerufen durch den trockenen Mörtel, den die Kanonenkugeln gelöst haften, aber die Mauer hielt den ganzen Morgen über stand. Die Kanonen hämmerten weiter, trafen mit brachialer Gewalt immer wieder, bis am frühen Nachmittag ihre Mühe belohnt wurde.

Die Mauer begann abzurutschen, nicht Stück für Stück, wie es bei den Bastionen der Fall gewesen war, sondern in einem einzigen, spektakulären Zusammenbruch. Hogan hüpfte vor Freude. »Da geht sie hin!«

Dann war nichts mehr zu erkennen. Staub wallte auf wie der Rauch einer Explosion, das Geräusch setzte sich rollend über die Wasserfläche fort, und die Geschützmannschaften jubelten, bis sie heiser waren. Der Staub legte sich nur langsam und offenbarte dort, wo einst eine scheinbar feste Mauer gestanden hatte, eine dritte riesengroße Bresche. Sie war so breit wie die anderen, aber frisch und ungeschützt. Augenblicklich wurden die Befehle erteilt. Heute Abend, meine Herren, heute nach Einbruch der Dunkelheit. Hinein in die Breschen, und die Tore nach Spanien würden den Briten offen stehen.

Den ganzen Nachmittag über, während im Osten Wolken aufstiegen, schossen die Kanonen, sodass die Franzosen nicht an den Breschen arbeiten konnten. Die Kanoniere arbeiteten mit Feuereifer. Ihre Aufgabe war so gut wie getan, nur diesen einen Tag mussten sie sich noch anstrengen, am zweiundzwanzigsten Tag der Belagerung,

und morgen würde es vorbei sein mit dem Heben und Schwitzen und dem feindlichen Gegenfeuer. Badajoz würde ihnen gehören. Die Pioniere zählten Leitern und Heusäcke, legten die mächtigen Äxte bereit, die den Voraustrupps mitgegeben werden sollten, und dachten an die bequemen Betten, die in der Stadt auf sie warteten. Badajoz gehörte ihnen.

Endlich traf der siebenundzwanzig Absätze umfassende Angriffsbefehl ein. Die Männer hörten schweigend zu, während ihre Offiziere die Meldung verlasen. Erneut wurden Bajonette poliert, Musketen überprüft, und die Armee lauschte dem flachen Geläut der Glocke in der Kathedrale. Sobald es dunkel war, würde Badajoz ihnen gehören.

Captain Robert Knowles, der nun der Dritten Division angehörte, starrte empor zu dem großen Schloss mit seiner Kolonie von Falken. Die Dritte Division sollte mit den längsten Leitern den Bach überqueren und den Schlossfelsen erklimmen. Niemand rechnete damit, dass dieser Angriff Erfolg haben würde, er diente lediglich als Ablenkung, um die Besatzung des Schlosses zu beschäftigen, aber Knowles' Männer grinsten ihm zu und schworen, dass es ihnen gelingen würde, die Felswand zu ersteigen. »Wir werden es ihnen zeigen, Sir!« Sie würden es ernsthaft versuchen, genau wie er selbst, dessen war er sich sicher. Und er überlegte, wie herrlich es wäre, wenn er Teresa als Erster erreichen könnte, in dem Haus mit den beiden Orangenbäumen, wenn er sie und das Kind unversehrt an Sharpe übergeben könnte. Er betrachtete noch einmal das mächtige Schloss, das auf seinem hohen, steilen Felsen stand, und schwor sich zu kämpfen, wie Sharpe es tat. Zum Teufel mit dem Scheinangriff! Sie würden ernstlich angreifen.

Die Fünfte Division sollte den Fluss überqueren und mithilfe von Leitern eine zweite Erstürmung vornehmen,

diesmal gegen die nordöstliche Bastion San Vincente, die über dem trägen Fluss aufragte. Wie der Angriff am Schloss war sie dazu gedacht, feindliche Truppen zu binden, zu verhindern, dass die südöstliche Ecke Verstärkung erhielt. Denn dort, bei den drei Breschen, das wusste Wellington genau, musste er den Sieg erringen.

Die Breschen. Dort würden die Vierte und die Leichte Division den wahren Angriff übernehmen, den Sturm auf die drei Breschen. Während sich die Wolken am Himmel ausbreiteten und die Männer warteten, stellten sie sich das Gewimmel der Soldaten im Graben vor und den bevorstehenden Kampf. Aber sie würden siegen. Sie würden Badajoz erobern. Die Kanonen schossen weiter.

Sharpe suchte einen Rüstmeister der Kavallerie auf, der seinen mächtigen Säbel gegen einen pedalgetriebenen Schleifstein hielt, dass die Klinge Funken sprühte. Er hatte sein eigenes Gewehr überprüft und Harpers siebenläufiges Salvengewehr geladen. Obwohl seine eigenen Befehle ihm das Betreten des Grabens untersagten, wollte er kampfbereit sein. Er war, da er der einzige Mann war, der das Glacis erstiegen hatte, zum Führer bestimmt worden und sollte das Himmelfahrtskommando der Leichten Division bis an den Rand des Stadtgrabens gegenüber der Bastion Santa Maria begleiten. Dort würde man ihn zurücklassen und sowohl die Bastion als auch die neue Bresche angreifen, während rechts davon das South Essex und die Vierte Division gegen die Bastion Trinidad marschierten. Sobald Sharpe das Himmelfahrtskommando zum Graben geführt hatte, sollte er zurückkehren und weitere Bataillone die Schräge hinaufgeleiten, aber er hoffte wider alle Vernunft, dass er einen Weg finden würde, in den Kampf einzugreifen und über die Mauer zu seinem Kind zu gelangen.

Die Glocke schlug erst sechs, dann die Viertelstunde, und zur halben Stunde traten die Männer außer Sichtweite der

Stadt an. Sie hatten keine Tornister dabei, nur Waffen und Munition, und ihre Offiziere inspizierten sie, nicht um den Sitz ihrer Uniformen zu prüfen, sondern um ihnen grinsend Mut zuzusprechen, denn an diesem Abend würde der gemeine Mann, würde der verachtete einfache Soldat in die Geschichte eingehen, wenn irgend möglich mit einem Sieg der Briten. Die Spannung wuchs, während die Sonne unterging und die Fantasie alle Ängste real werden ließ. Die Offiziere gaben die Rumrationen aus, die durch die Reihen weitergereicht wurden, und lauschten den vertrauten Scherzen. Es herrschte eine plötzliche Wärme in der Armee, ein Gefühl, dass man gemeinsam die bevorstehenden Schwierigkeiten bewältigen würde, und selbst die Offiziere, die aus vornehmem Haus stammten, fühlten sich ihren Männern nahe. Natürlich blieben die Fantasien auch den Reichen nicht erspart oder gar den Verteidigern, und an diesem Abend würden im Graben die Reichen und die Armen aufeinander angewiesen sein. Die Frauen nahmen Abschied und hofften, ihre Männer lebend wiederzusehen, die Kinder schwiegen ehrfürchtig, so groß war die Erleichterung, während in den Zelten der Feldschere die Instrumentenkästen geöffnet und die Skalpelle geschärft wurden. Die Kanonen aber schossen weiter.

Sieben Uhr. Noch eine halbe Stunde, und Sharpe und die übrigen Führer – mit Ausnahme des Rifleman alles Pioniere – gesellten sich zu den zugewiesenen Bataillonen. Das Himmelfahrtskommando der Leichten Division bestand zur Hälfte aus Sharpes Riflemen, die sich davon das Abzeichen mit dem Lorbeerkranz erhofften. Sie grinsten Sharpe zu und scherzten mit ihm. Sie waren darauf versessen, die Sache hinter sich zu bringen, wie ein Mann, den das Messer des Feldschers erwartet und der nur den Wunsch hat, die verhängnisvollen Uhrzeiger möchten sich schneller drehen. Um halb acht sollten sie sich in Bewegung setzen,

und um halb neun würde alles entschieden sein. Um zehn Uhr würden jene, die den Kampf überlebten, längst betrunken sein, und der Wein würde sie nichts kosten. Sie warteten, auf dem Boden sitzend mit ihren Gewehren zwischen den Knien, und beteten, dass die Zeit vergehen möge. Wenn es nur schon vorbei wäre, wenn es nur schon vorbei wäre. Die Dämmerung setzte ein, und die Kanonen donnerten weiter, und dann musste der Marschbefehl ergehen.

Halb acht, und sie hatten immer noch keinen Marschbefehl erhalten. Es gab eine Verzögerung, und niemand wusste, warum. Die Soldaten zappelten, erbosten sich über die Abwesenheit der Stabsoffiziere, verfluchten die verdammte Armee und die verdammten Generäle, weil natürlich im Schutz der Dunkelheit die Franzosen in die Breschen ausschwärmen und Fallen für die Briten aufstellen würden! Die Kanonen hörten wie geplant zu schießen auf, aber die Befehle ließen auf sich warten. Die Männer harrten aus und stellten sich die Franzosen vor, wie sie sich an der neuen Bresche zu schaffen machten. Dann schlug es acht, und um halb neun galoppierten Pferde durch die Finsternis. Einzelne Männer riefen nach Informationen. Es gab immer noch keine Befehle, aber gerüchteweise Erklärungen. Die Leitern waren verloren gegangen. Die Heusäcke fehlten, und alle verfluchten die Pioniere und die miese Armee. Währenddessen arbeiteten die Franzosen weiter.

Neun Uhr, und in den Breschen wurde planmäßiges Morden vorbereitet. Schiebt es auf, dachte Sharpe, bis morgen! Der Angriff musste den Kanonen auf den Fersen folgen, in den wenigen Minuten, wenn die Dunkelheit noch eine Spur von Licht aufwies, damit sich die Bataillone nicht auf dem Glacis verirrten. Aber die Zeit verging, und sie warteten immer noch, und der Feind erhielt weitere kostbare Minuten, um seine Verteidigung vorzubereiten.

Dann kam Bewegung in die Finsternis. Die Befehle, endlich, und von Aufschieben war keine Rede mehr.

Los, los, los, los, los. Die Reihen setzten sich in Bewegung. Metall klirrte, Gewehr- und Musketenkolben schlugen mit dumpfen Lauten auf. Es herrschte ein Gefühl der Erleichterung, so durch die Dunkelheit zu marschieren, durch tiefe, totale Finsternis. Und die sechstausendfünfhundert Mann, Engländer, Iren, Schotten, Waliser und Portugiesen, bewegten sich auf die Stadt zu. Die Führer befahlen Ruhe, und ihre Befehle wurden weitergegeben, aber sie waren endlich unterwegs, und niemand konnte Tausende von Stiefeln zum Schweigen bringen, die über den Pfad zwischen dem Stausee und der Festung Pardaleras scharrten und stampften. Weiter nördlich marschierte die Dritte Division über die Brücke an der verfallenen Mühle, die den Rivillas überspannte, und die Luft war erfüllt vom Quaken der Frösche und den Befürchtungen der Männer. Die Stadt lag wartend im Dunkel. Schweigen in Badajoz.

Der Lieutenant, der das Himmelfahrtskommando anführte, berührte Sharpes Ellbogen. »Sind wir auch nicht zu weit links?«

Sie hatten jeden Kontakt mit der Vierten Division verloren. Es war dunkel, stockdunkel, und weder von der Festung noch von der Stadt drang ein Laut an ihre Ohren. Sharpe antwortete im Flüsterton. »Wir sind auf dem richtigen Weg.«

Es wurde immer noch nicht geschossen. Kein Laut aus der Stadt oder aus der Festung Pardaleras, die nun hinter ihnen lag. Schweigen. Sharpe fragte sich, ob der Angriff die Franzosen überraschen würde. Er fragte sich, ob sich der Feind vielleicht durch die Verzögerung hatte täuschen lassen. Vielleicht hatten sich die Besatzer entspannt und warteten bereits auf den nächsten Tag. Er fragte sich, ob den Briten das größte Geschenk zuteil wurde, das die

Götter einem Soldaten gewähren können, das Überraschungsmoment. Sie waren jetzt ganz nahe. Der verschwommene dunkle Schatten der Festungsstadt nahm den halben Himmel ein. Sie wirkte riesengroß in der Nacht, weitläufig, unvorstellbar stark, und die Steigung des Glacis war unter Sharpes Füßen zu spüren. Als er endlich stehen blieb, gingen die sechzig Männer des Himmelfahrtskommandos in Stellung und schoben ihre Leitern und Heusäcke vor. Der Lieutenant zog rasselnd seinen Säbel. »Fertig.«

Rechts von ihnen, weit entfernt, erklangen Schüsse, wo die Dritte Division entdeckt worden war. Es hörte sich an, als sei sie meilenweit entfernt, wie eine Schlacht, die sie nichts anging, und es fiel schwer, sich vorzustellen, dass die Geräusche etwas mit dem dunklen Glacis zu tun haben sollten, das vor ihnen zur Festungsstadt anstieg. Doch die Geräusche würden sämtliche französischen Späher alarmieren.

Sharpe hastete schräg links den Hang hinauf, während von den Mauern oder Bastionen immer noch kein Laut zu hören war. Er versuchte, sich im Dunkeln zurechtzufinden, versuchte die Umrisse wiederzuerkennen, die er erst vor drei Nächten zu sehen bekommen hatte. Seine Schritte auf dem Gras waren deutlich wahrnehmbar, und er konnte hinter sich das Keuchen der Männer hören. Die Franzosen hörten es mit Sicherheit auch! Er wäre bei der Vorstellung beinahe zusammengezuckt, dass nun jeden Moment die Kartätschen von den Mauern herabfauchen mussten. Er sah die Ecke einer Bastion, erkannte darin die von Santa Maria und war erleichtert in dem Bewusstsein, dass er das Himmelfahrtskommando an die richtige Stelle geführt hatte.

Sharpe wandte sich an den Lieutenant. »Das wär’s also.« Er wünschte sich, mitzugehen und das Himmelfahrtskommando zu befehligen, aber es sollte nicht

sein. Der Ruhm gehörte dem Lieutenant, der ihn keiner Antwort würdigte. Am heutigen Abend war er ein Gott, am heutigen Abend konnte er nichts falsch machen, denn am heutigen Abend befehligte er ein Himmelfahrtskommando im Sturm auf die größte Zitadelle, die die britische Armee je angegriffen hatte. Er wandte sich seinen Männern zu.

Sie setzten sich in Bewegung. Schweigend. Die Leitern schoben sich über den steinernen Rand des Glacis in den Graben hinab, und die Männer beeilten sich mit dem Abstieg, glitten auf den Leitersprossen aus und ließen sich auf die abgeworfenen Heusäcke fallen. Der Ansturm hatte begonnen.

Sharpe beobachtete die Mauern. Sie waren dunkel und still. Hinter sich am Fuß des Glacis hörte er das Trampeln zahlreicher Stiefel, das die näher kommenden Bataillone begleitete, und dann vor sich den Ruf des Lieutenants, der seine Männer antrieb, und die ersten scharrenden Schritte des Aufstiegs zur Bresche. Der Ansturm hatte begonnen. Die Hölle war nach Badajoz gekommen.

KAPITEL 24

An jenem Tag wurden in der Kathedrale unaufhörlich leise oder auch hysterisch laut Gebete aufgesagt. Die Worte erklangen im Takt mit den Rosenkränzen der Frauen von Badajoz, während sie um die Toten bangten, die es am Abend in ihren Straßen geben würde. Genau wie die britische Armee wusste, dass der Angriff bevorstand, wussten es auch die Verteidiger und die Bewohner von Badajoz. Zahllose Kerzen flackerten vor den Heiligenbildern, als seien die winzigen Flammen imstande, dem Bösen Einhalt zu gebieten, das die Stadt umgab und immer näher kam, je mehr das Dunkel der Nacht in die Kathedrale eindrang.

Rafael Moreno, der Kaufmann, füllte Pulver in seine Pistolen und versteckte sie geladen und schussbereit unter dem Deckel seines Schreibpults. Er wünschte sich, dass seine Frau bei ihm geblieben wäre, aber das törichte Frauenzimmer hatte darauf bestanden, sich den Nonnen in der Kathedrale anzuschließen und zu beten. Gebete konnten keine Soldaten abhalten, Kugeln vielleicht, aber am aussichtsreichsten war die Möglichkeit, sie mit billigem Rotwein zu beschwichtigen, den er im Innenhof seines Hauses hinterlassen hatte.

Moreno zuckte mit den Schultern. Die meisten seiner Wertsachen waren versteckt, gut versteckt, und seine Nichte hatte versichert, sie habe Freunde unter den Briten. Er konnte Teresa im Obergeschoss hören, wie sie mit ihrem Kind sprach. Zweifellos hatte auch sie ihr barbarisches Gewehr geladen und bereit gemacht. Natürlich hing er an seiner Nichte, aber es gab Zeiten, da er nicht umhin konnte, die Familie seines Bruders Cesar als reichlich

unkultiviert zu betrachten. Beziehungsweise als unverantwortlich.

Er schenkte sich Wein ein. Dieses Kind dort oben, dessen Gesundheitszustand sich jetzt Gott sei Dank besserte, war ansonsten leider ein Bastard! Und das in seinem Haus! Moreno nippte an dem Wein. Die Nachbarn wussten nicht Bescheid, dafür hatte er gesorgt. Sie hielten Teresa für eine Witwe, deren Mann letztes Jahr bei den Kampfhandlungen zwischen den Franzosen und den Überbleibseln der spanischen Armee gefallen war. Moreno hörte, wie die Uhr der Kathedrale zu pfeifen begann, als sie sich selbst aufzog, um die Glocke anzuschlagen. Zehn Uhr in Badajoz. Er leerte sein Glas und rief nach einem Bediensteten, um es auffüllen zu lassen.

Die Glocke läutete, und drunten in der Kathedrale, unter der gewölbten Decke mit den vergoldeten Simsen, unter dem großen dunklen Lüster und unter den traurigen Blicken der Jungfrau Maria, hörten die Frauen, wie weit entfernt das Musketenfeuer einsetzte. Sie blickten über den Kerzenschein zur Muttergottes empor. Steh uns bei, jetzt und in der Stunde unserer Not.

Sharpe hörte um die volle Stunde den ersten Glockenschlag und dann nichts mehr. Sobald er ertönte, stieg von den Zinnen der erste Feuerball auf, schoss Funken sprühend im hohen Bogen in die Finsternis und fiel herab in den Stadtgraben. Er war nur der erste eines Schauers von Karkassen. Die dicht geschnürten Ballen flammten auf, wurden über die Mauer gerollt und regneten herab auf die Breschen. Auf einmal waren die Breschen, der Graben, die Vorschanze, die Hindernisse und die winzigen Gestalten des Himmelfahrtskommandos von Licht überflutet, von Licht, das sich aus der Höhe ergoss, von Flammen, die die Hindernisse im Graben erfassten. Und als das Himmelfahrtskommando seinen Aufstieg begann, funkelten die Bajonette im Feuerschein.

Die nachfolgenden Bataillone jubelten. Mit der Stille war es vorbei. Die vorderen Reihen erreichten den Graben und schoben die Leitern vor. Männer warfen sich hinter den Heusäcken her oder kletterten die Leitern hinab, eine Flut von Männern, denen es nur darum ging, schnell den Graben zu durchqueren und die breite Rampe zu ersteigen, die zu den Breschen führte. Sie jubelten, trieben sich gegenseitig an, während die ersten Feuerzungen in den Breschen der Bastionen Santa Maria und Trinidad emporstiegen.

Sharpe ließ sich fallen, sobald die Minen explodierten. Nicht bloß eine oder zwei, sondern Tonnen von Pulver waren im Graben und am unteren Ende der Rampen deponiert worden. Nun gingen sie hoch, und das Himmelfahrtskommando war verschwunden. Dahingerafft im Laufe eines Augenblicks, zu grässlich blutigen Fleischbrocken zerfetzt, allesamt tot. Die Front der ersten Bataillone wurde von Feuer und umherfliegenden Steinen zurückgedrängt.

Die Franzosen jubelten. Sie zeigten sich auf den Mauern und auf den Bastionen, und die Kanonen, die man zur Seite gedreht hatte, sodass sie auf den Stadtgraben zielten, die Kanonen, die man doppelt geladen hatte mit Kartätschen, wurden nun enthüllt. Musketen krachten, wurden jedoch vom Donnern der Kanonen übertönt. Der Feind jubelte und schrie Beschimpfungen herab, und die ganze Zeit über wurden Karkassen herabgeworfen, um die Ziele anzuleuchten. Das Feuer im Graben würde nur mit Blut zu löschen sein, aber immer noch stiegen Männer die Leitern hinab in den Graben.

An der dritten Bresche herrschte Ruhe, an der neuen Bresche. Sie war zwischen den Bastionen gelegen, eine große frische Wunde, durch die man hätte in die Stadt gelangen können, doch Sharpe sah, dass die Franzosen ganze Arbeit geleistet hatten. Der Stadtgraben vor der

Mauer war riesengroß und weit wie ein Paradeplatz, jedoch angefüllt mit der niedrigen, halb fertigen Vorschanze. Die Vorschanze war zwanzig Fuß hoch und rautenförmig, und der einzige Weg zu der neuen Bresche führte um sie herum. Dieser Weg war blockiert. Man hatte Karren in die schmalen Zugangsgräben gekippt und sie mit Holzscheiten bedeckt, und die Karkassen hatten die Hindernisse in Brand gesetzt, sodass sie hoch und heftig aufloderten. Kein Angreifer konnte sich in ihre Nähe wagen. Nur die Breschen an den Bastionen Santa Maria und Trinidad waren zugänglich, und sie wurden von den feindlichen Geschützen beherrscht. Sie schossen ununterbrochen, mit Munition, die man für diesen Anlass gehortet hatte. Die Briten unternahmen einen Vorstoß nach dem anderen und starben jedes Mal wenige Yards vom Fuß der Breschen entfernt.

Sharpe trat den Rückweg über das Glacis an, hinein in die Finsternis, und wandte noch einmal den Kopf, um auf die hohen, mächtigen, umkämpften Mauern zu blicken, die vom Feuer erleuchtet wurden. Stichflammen schossen aus den Schießscharten. Rauchfäden schlängelten sich hinab in den Strudel, und im Feuerschein glaubte er oben an den Breschen seltsame Muster zu erkennen. Er blieb stehen und starrte hin, versuchte sich die merkwürdigen Umrisse zu erklären, die er durch schreckliches Feuer und Rauch erspähte, und sah, dass die Franzosen jede Bresche mit *Chevaux de Frise* gekrönt hatten. Es handelte sich um Holzbalken, die so dick waren wie der Hauptmast eines Linienschiffs, und aus jedem der angeketteten Balken ragten Hunderte Säbelklingen. Diese Barriere der Klingen, die so dicht standen wie die Stacheln eines Stachelschweins, war dazu gedacht, jeden Mann zu erfassen und zu verletzen, der die Spitze erreichte. Wenn es jemals dazu kam.

Er suchte den Colonel seines nächsten Bataillons auf, der mit gezogenem Degen dastand und zum feuerumrandeten Glacis hinüberstarrte. Der Colonel sah Sharpe finster an. »Was geht da vor?«

»Kanonen, Sir. Kommen Sie.« Nicht, dass der Colonel es nötig gehabt hätte, informiert oder auf den richtigen Weg geführt zu werden. Die Fassade der Bastion Santa Maria war eine einzige Fläche reflektierten Feuerscheins. Sie marschierten darauf zu, als plötzlich die Kartätschen herabregneten und große Teile des Bataillons niedermähten. Die Männer schlossen ihre Reihen und marschierten weiter, dem Rand des Stadtgrabens zu, und die Kanoniere überfluteten das Glacis mit berstenden Kartätschen. Der Colonel winkte mit dem Degen. »Weiter!«

Sie rannten los, jegliche Marschordnung außer Acht lassend, und warfen sich in den Graben. Das Glacis war mit Leichen übersät und wurde von immer neuen Einschlägen erschüttert. Aber immer noch erklommen Männer den Abhang und ergossen sich in die Feuerschale des Grabens. Sie versuchten auf die Heusäcke zu springen, landeten jedoch auf Toten oder Verwundeten.

Die Lebenden drängten vorwärts, der Bresche entgegen, und jedes Mal wurden sie von den französischen Kanonieren hoch droben auf den Furcht einflößenden Mauern zurückgeworfen, bis am Boden des Grabens das Blut floss. Sharpe sah es entsetzt mit an. Seine Befehle lauteten, sich dorthin zurückzubegeben, wo die Reserve wartete, um weitere Männer an die Front zu begleiten, aber in dieser Nacht hatte niemand einen Führer nötig. Er blieb, wo er war.

Nicht ein Mann erreichte eine Bresche. Der Graben zwischen dem Glacis und der Vorschanze wimmelte von Männern, desorganisierten Männern, ein buntes Gemisch aus Vierter und Leichter Division. Einige hatten sich dort Schutz suchend hingekauert, in dem Glauben, dass die

Vorschanze sie vor den Kanonen retten könne, die auf sie herabschossen.

Aber so etwas wie Sicherheit gab es nicht. Die Kanonen konnten jeden Zoll des Stadtgrabens erreichen. Sie feuerten systematisch und töteten, töteten, töteten. Allerdings schossen sie im Augenblick nur dorthin, wo sich die Briten auf die Breschen zu bewegten, und auf den Flächen vor den mächtigen Steinrampen häuften sich allmählich die Toten. Die Geschütze verschossen Kartätschen, Zinnbehälter, die im Mündungsfeuer barsten und Musketenkugeln verstreuten wie überdimensionale Schrotkugeln für die Entenjagd, während andere Kanonen mit kartätschenähnlichen Sprengkörpern geladen wurden, einer Spezialmunition der Marine, die krachend in die Wand des Grabens einschlug.

Aber es waren nicht nur die Kanonen. Die Verteidiger auf den Zinnen warfen mit allem, was einen Angreifer töten konnte. Steinbrocken, so groß wie der Schädel eines Mannes, fielen herab in den Graben. Granaten, deren Zündschnüre man auf einen halben Zoll gekürzt hatte, zischten herab und mähten mit rot glühenden Splittern alles nieder, was sich unten im Graben befand. Selbst mit Zündschnüren versehene und in Brand gesteckte Pulverfässer wurden aus der Bresche herabgerollt. Sharpe beobachtete ein Fass, das polternd herankam, wobei seine rötlich glosende Zündschnur um und um gewirbelt wurde, schließlich im Bogen in den Graben stürzte und dort direkt vor einem Dutzend Riflemen explodierte, die unterwegs zur Bresche von Santa Maria waren.

Nur drei Mann überlebten. Sie waren geblendet und schrien, und einer geriet außer sich vor Schmerzen zwischen die brennenden Balken, die den Weg zu der neuen Bresche blockierten. Sharpe glaubte, die gurgelnden Todesschreie des Mannes in den Flammen zu hören, aber

es starben so viele, und es herrschte solcher Lärm, dass er sich unmöglich sicher sein konnte.

Die Laute der Lebenden im Graben bestanden aus einem Knurren, das auf einmal lauter wurde. Sharpe blickte nach rechts und sah eine Sturmflut von Männern, Riflemen und Rotröcke, die dort vorwärts stürmte. Er stöhnte. Sie hatten in ihrer Verzweiflung, endlich den Sieg zu erringen, die schräge Fassade der Vorschanze erklommen, und nun breitete sich die Formation auf der flachen Oberfläche der Schanze aus. Die Männer hasteten mit vorgestreckten Bajonetten auf die neue Bresche zu.

Die Franzosen warteten ab. Kanonen, die bisher nicht geschossen hatten, wurden abgefeuert, die Kartätschen sausten von drei Seiten gleichzeitig heran, und der Angriff erstarb zu einem grauenhaften Tanz, als die Männer getroffen wurden wie von widrigen eisernen Winden. Ein paar überlebten, rannten weiter und stellten fest, dass die Vorschanze zu einem weiteren steilen Gefälle führte und vor der Bresche in einen weiteren Graben überging. Während sie noch zögerten, streckte die französische Infanterie sie mit Musketenfeuer nieder, bis auf der Oberfläche der Vorschanze nur noch Gefallene übrig waren, Leichen, die beim Sturz unkenntliche dunkle Flecken auf dem Mauerwerk hinterlassen hatten.

Die Kanonen entschieden den nächtlichen Kampf. Der Graben war durch Feuer blockiert. Wegen der brennenden Holzscheite, die zu beiden Seiten der Bastionen den Hauptgraben abriegelten, konnten die Männer nicht nach rechts oder links ausweichen, und die Zugänge zur dritten Bresche waren ebenfalls versperrt. Die vier Brandstellen, die mit frischem Holz von den Mauern genährt wurden, bestimmten darüber, wo die Briten hin konnten, und dort verbreitete das Kanonenfeuer Furcht und Schrecken.

Dennoch warfen sich immer neue Männer über den Rand und hasteten die Leitern hinab, als wären sie relativ

ungefährdet in der wimmelnden, vorwärtsdrängenden Horde, die an den Rändern ausdünnte, während frische Einheiten auf die Bresche zustürmten. Der Graben füllte sich mit Soldaten, Hunderten und Aberhunderten von Soldaten, brüllenden Soldaten, die in dem Gedränge ihre Bajonette hoch hielten. Und jedes Mal, wenn die Kartätschen herabzischten und an einer Stelle unter den Lebenden aufräumten, füllte sie sich erneut mit Männern, die über die Toten hinwegtrampelten. Immer wieder spien die Kanonen ihre Munition aus, und die Metallsplitter verwandelten den Stadtgraben in ein Schlachthaus. Doch die Männer stürmten in sinnloser Tapferkeit weiter, versuchten einen Feind zu erreichen, den sie weder sehen noch berühren konnten, und starben, während sie noch fluchten und sich vorwärtskämpften.

Sie rückten in kleinen Gruppen vor, und Sharpe, der auf dem Glacis kauerte, sah zu, wie ein Offizier oder Sergeant sie anführte. Die meisten starben schon im Graben, aber einige erreichten jetzt zumindest die Bresche und kletterten hinauf.

Wenn ein Dutzend Männer losstürmte, waren es binnen Sekunden nur noch sechs, und drei davon erreichten die Schutthalde, wo sie mit dem Aufstieg zur Bresche begannen. Die Männer neben Sharpe am Rande des Glacis knieten nieder und feuerten ihre Musketen auf die Mauern ab, als könnten sie dadurch den Weg für die Kletternden frei machen. Sharpe fragte sich, ob die Franzosen ihr Spiel mit ihnen trieben. Manchmal wurde nicht auf die kleinen, verzweifelt voranhastenden Einheiten geschossen, obwohl die Kanonen ansonsten den Zugang zu den Breschen beherrschten. Dann sah er, wie sie höher und höher stiegen, bis es dem Feind beliebte, sie fast beiläufig von der Schräge zu pflücken, sodass sie tot herabrollten und an der Bresche eine neue blutige Markierung hinterließen. Einmal erreichte ein Mann sogar den *Chevaux de Frise* und schlug

unter verächtlichem Gebrüll mit dem Kolben seiner Muskete auf die Säbelklingen ein. Doch dann wurde er von einem unsichtbaren französischen Infanteristen getroffen und fiel verrenkt wie eine Stoffpuppe den Hang hinab. Die Franzosen riefen ihm Schmähworte nach und feuerten in die Tiefe.

Sharpe wandte sich nach rechts, suchte nach der Vierten Division und dem South Essex, aber der Stadtgraben war ein massives Auffangbecken für die Toten, für tanzende Schatten, die die Feuer warfen, und er konnte in der dicht gedrängten Menge zwischen der Vorschanze und dem Glacis keine Gesichter erkennen. Einzelne Männer hatten hinter Barrikaden Schutz gesucht, die sie aus den Leibern der Gefallenen errichtet hatten, andere luden unbeholfen ihre Musketen nach und schossen sinnlos auf die aufragenden Steinmauern, die sie mit Feuer überschütteten.

Er rannte eine Minute lang weiter, direkt am Rand des Glacis entlang, stolperte, hörte vor sich und über seinem Kopf die Kartätschen, blieb jedoch unversehrt. Kleine Trupps hatten am Rand des Glacis Stellung bezogen, meist Leichte Kompanien, die luden und schossen, immer wieder luden und schossen, in der Hoffnung, dass ihre Kugeln von einer Schießscharte abprallen und vielleicht einen Franzosen töten würden. Die Kartätschen zwangen sie immer wieder zum ungeordneten Rückzug die Rampe hinab, und im Dunkeln, wo die Leichen aufhörten, warteten weitere Männer auf die Befehle, die sie veranlassen würden, dem Licht entgegenzueilen, dem Graben, den Hunderten von Toten. Sharpe hatte noch nie so viele Tote gesehen.

Er war immer noch fünfzig Yards von der Bastion Trinidad entfernt, aber er konnte sehen, dass es dort an der Bresche nicht anders zuging als an der von Santa Maria. Der untere Teil der Bresche war übersät mit Leichen, der Zugang

selbst frei von Lebenden. Immer wieder kamen kleine Trupps von Männern aus dem Schatten der Vorschanze, stürzten sich mit trotzigem Gebrüll auf den Hang und wurden niedergemäht. Rechts von ihm erklangen Signaltrompeten, die Rufe von Offizieren und Sergeants, und da war es, das Regiment South Essex!

Er sah die Soldaten in dichter Formation über das Glacis ausschwärmen, und seine Kompanie, Rymers Kompanie, war am Graben in Stellung gegangen und schoss mit wirkungslosen Musketen zu den Mauern empor, während sich die Übrigen mit den Leitern abmühten und sich in verzweifelter Hast auf die Heusäcke warfen.

Am Grabenrand drängten sich die Männer. Die Kanonen schossen von der Mauer herab und belegten das Glacis mit ihrem heißen Atem. Da sah Sharpe, dass das Bataillon erschauerte wie ein verletztes Tier, sich wieder formierte und damit dem nächsten Treffer aussetzte. Dann waren sie über den Rand und durchquerten den Graben. Sharpe erkannte Windham, dessen Zweispitz verloren gegangen war, wie er mit erhobenem Degen auf die Bresche zeigte. Dann nahmen weitere Kanonen das Feuer auf, bis der Lärm aus der Stadt einer Ladung steingewordenen Donners glich.

Sie starben zu Dutzenden, aber sie rückten auf die Bresche vor, und aus dem Graben stiegen weitere Männer aus anderen Regimentern. Sie mühten sich ab, drängten vorwärts, kämpften sich vor und eilten über das Geröll, bis es den Anschein hatte, als müssten sie Erfolg haben, weil es auf der ganzen Welt nicht genug Munition gab, um so viele Männer zu töten.

Die Kanoniere luden und schossen, luden und schossen. Die Pulverfässer rollten den Hang herab, und die Granaten wurden mit brennenden Zündschnüren in den Graben geschleudert, bis die entsetzlichen Explosionen die Männer aufgerieben hatten. Sie starben, und der Vorstoß war

beendet. Die Toten drohten die Lebenden zu ersticken, und wieder hatte die Bresche gesiegt.

Ein paar Männer, nur ein paar, lebten weiter und stürmten voran. Sie rissen sich die Hände auf an den Nagelbrettern, die am oberen Hang ausgelegt waren. Dann entdeckte Sharpe Leroy, der mit dem Degen in der Hand und der unvermeidlichen Zigarre im Mundwinkel ganz langsam zum Himmel aufblickte und dann mit einem Aufschrei taumelnd in den Graben stürzte.

Ein letzter Mann erreichte ganz oben die Säbelklingen. Er griff mit blutigen Händen nach ihnen, und dann schüttelte er sich und bebte, als ein Dutzend Kugeln in ihn eindrangen, worauf der Mann, der es bis zum höchsten Punkt der Trinidad-Bresche geschafft hatte, abwärts glitt und den Schutt mit Blut beschmierte, bis er aufgefangen wurde.

Die Überlebenden hatten hinter der Vorschanze Schutz gesucht. Sie gruben sich zwischen den Gefallenen ein, und die Franzosen verspotteten sie. »Kommt ruhig nach Badajoz, ihr Engländer!«

Und Sharpe war nicht dabei gewesen. Er kniete nieder, schoss einmal auf die Mauer und sah zu, wie das Bataillon vernichtet wurde. Collett, Jack Collett, war von einer Kanonenkugel der Kopf abgetrennt worden, und selbst Sterritt, der arme, ständig ängstliche Sterritt, war jetzt ein Held, gefallen im Graben vor Badajoz.

»Sir?« Eine Stimme, eigenartig ruhig inmitten des quälenden Lärms. »Sir?«

Er blickte auf. Daniel Hagman, befremdlich aussehend im roten Rock, beugte sich über ihn. Sharpe stand auf. »Daniel?«

»Sie kommen besser mit, Sir.«

Er ging davon, auf die Leichte Kompanie zu, die jetzt ganz nahe war und immer noch auf dem Glacis. Als er einen Blick

in den Graben warf, sah er, dass dort Männer im tiefen Wasser ertrunken waren. Die dunklen Umrisse ihrer Körper bildeten ein rotschwarzes Muster auf der gekräuselten Wasserfläche. Die Kanonen waren nahezu verstummt. Sie sparten sich ihren Zorn für die Narren auf, die sich hinter der Vorschanze hervorwagten. An den Breschen gab es nur noch Tote. Die mächtigen Brände loderten, erfassten hungrig den Zunder, der von den Mauern geworfen wurde, und zwischen den Flammen lag eine ganze Armee im Sterben.

»Sir?« Lieutenant Price, in dessen Augen sich dunkel das Entsetzen spiegelte, kam auf Sharpe zugerannt. »Sir?«

»Was ist?«

»Ihre Kompanie, Sir.«

»Meine?«

Price zeigte nach vorn. Rymer war tot, gestorben an einer winzigen Wunde, einer unbedeutenden Wunde, die rot auf seiner bleichen Stirn stand. Er lag rücklings mit ausgebreiteten Armen am Hang und starrte ins Leere. Sharpe erschauerte, als ihm einfiel, wie sehr er sich diese Kompanie gewünscht hatte und damit den Tod dieses Mannes. Und nun war sein Wunsch in Erfüllung gegangen.

Ganz einfach. War nun alles wieder gut? Aus dem Entsetzen heraus, dem vernichtenden Feuer und den eisernen Geschossen, die die südöstliche Ecke von Badajoz erstickten, hatte der Tod Sharpe zurückgegeben, was ihm einst gehört hatte. Er konnte auf dem Glacis bleiben und in die Nacht hinausschießen, ungefährdet von dem Gemetzel wieder Captain sein, sich am Besitz seiner Kompanie erfreuen. Und hinterher würde man ihn einen Helden nennen, weil er Badajoz überlebt hatte.

Eine Musketenkugel schwirrte an seinem Kopf vorbei, sodass er zurückzuckte. Und dann stand Harper neben ihm. Er hatte den roten Rock abgelegt und sah in seinem

blutgetränkten Hemd riesengroß aus, und das irische Gesicht war hart wie Stein. »Was sollen wir tun, Sir?«

Tun? Es gab nur eines zu tun. Man warf sich nicht in die Bresche, um für eine Kompanie zu kämpfen, nicht einmal für den Rang eines Captains. Sharpe spähte über den Graben, über die Vorschanze mit den zahlreichen Einschüssen. Dort befand sich, unberührt von Blut, die dritte Bresche, die neue Bresche, die Bresche, die noch niemand angegriffen hatte. Man warf sich vor allem aus Stolz in die Bresche, aus keinem anderen Grund. Ein armseliger Grund, wenn nicht gar ein schäbiger Grund, aber möglicherweise reichte er aus, um eine Stadt zu erobern. Er blickte zu Harper auf. »Sergeant. Auf nach Badajoz.«

KAPITEL 25

Captain Robert Knowles überquerte die Brücke an der verfallenen Mühle und wunderte sich über die Stille der Nacht. Unter ihm plätscherte der Bach Rivillas vom Damm her vorbei, und über ihm nahm das weitläufige Schloss fast den ganzen Himmel ein. Im Dunkeln erschien es ihm unmenschlich, dass jemand darauf hoffen konnte, diese gigantische Bastion zu ersteigen. Der Wind rauschte im jungen Laub der Bäume, die am abschüssigen Schlosshang wuchsen. Hinter Knowles kam seine Kompanie, die zwei Leitern dabeihatte, und sie blieben am Fuß des Hangs stehen, bekämpften ihre Erregung und spähten zu den ragenden Mauern empor. »Verdammt hoch!«, ließ sich aus den hinteren Rängen eine Stimme vernehmen.

»Ruhe!«

Der Pionieroffizier, der das Bataillon führte, war nervös, und Knowles ärgerte sich über die Zappelei des Mannes. »Was ist denn los?«

»Wir sind zu weit abgekommen. Wir müssen uns nach rechts wenden.«

Sie konnten sich nicht nach rechts wenden. Am Fuß des Berges drängten sich zu viele Einheiten, und es wäre ein Chaos entstanden, wenn die Bataillone versucht hätten, sich in der Dunkelheit neu zu formieren. Knowles schüttelte gereizt den Kopf. »Das geht nicht. Was macht Ihnen denn Sorgen?«

»Das.« Der Pionier zeigte nach links. Dort ragte hoch über ihnen ein riesiger Schatten aus dem dunklen Gestein, ein Schatten mit zinnenartigen Umrissen. Die Bastion San

Pedro. Knowles’ Colonel tauchte neben ihm auf. »Was ist los?«

Knowles wies auf die Bastion, aber der Colonel tat den Einwand ab. »Wir müssen tun, was wir können. Alles in Ordnung, Robert?«

»Jawohl, Sir.«

Der Colonel wandte sich an die Leichte Kompanie und hob ein wenig die Stimme. »Viel Vergnügen, Jungs!«

In den Reihen wurde gemurrt. Man hatte ihnen gesagt, dass dieser Angriff lediglich als Ablenkung dienen solle, ohne Aussicht auf Erfolg, aber dann hatte General Picton Wellington verflucht und gesagt, die Dritte Division führe keine Scheingefechte. Die Dritte Division würde zum Äußersten gehen oder gar nicht. Die Männer waren fest entschlossen, das Ihre beizutragen, damit Picton recht behielt. Sie mussten dreißig Yards nahezu kahles Felsgestein hinaufklettern, mussten dann ihre Leitern gegen eine Mauer lehnen, die aussah, als sei sie fünfzig Fuß hoch, und all das, während sie von den Verteidigern unter Beschuss genommen wurden. Knowles verdrängte seine Zweifel und versuchte wie immer, es Sharpe nachzutun, aber es fiel ihm angesichts der Größe des Schlosses schwer, Selbstvertrauen zu empfinden. Seine sorgenvollen Gedanken wurden unterbrochen durch eilige Schritte. Eine von Pictons Ordonnanzen rief nach dem Colonel.

»Hier!«

»Es geht los, Sir! Und der General lässt Ihnen seine Wünsche für ein glückliches Gelingen zukommen!«

»Mir wär’s lieber, wenn er mir eine Kiste von seinem Rotwein zukommen ließe.« Der Colonel klopfte Knowles auf die Schulter. »Also los.«

Knowles konnte nicht einmal seinen Degen zücken. Er brauchte beide Hände, um sich an der Felswand festzuklammern, um sich hochzuziehen, während seine

Füße nach Halt suchten. Sein neuer Rang als Captain lastete schwer auf seinen Schultern. Er beeilte sich, wollte seinen Männern voraus bleiben, denn er wusste, dass Sharpe an seiner Stelle vorangegangen wäre. Er hangelte sich hinauf und stellte sich vor, wie es wäre, wenn die ersten schweren Musketenkugeln von oben herab in seinen Schädel einschlugen. Was für einen Lärm seine Männer machten! Die Leitern scharrten über Felsen und Baumstämme, die Kolben der Musketen trafen krachend auf Gestein, und unter den Füßen der Männer knirschte das Geröll. Aber oben beim Schloss blieb es ruhig, und der mächtige Schatten wurde nicht von Kanonenfeuer erhellt. Knowles ertappte sich dabei, dass er an Teresa dachte, drinnen in der Stadt, und trotz der massiven Mauern über ihm hoffte er, dass er Sharpes Frau als Erster erreichen würde. Er wollte so gern etwas für Sharpe tun.

»Schneller!«, rief einer seiner Sergeants, und Knowles, der mit den Gedanken woanders gewesen war, legte den Kopf in den Nacken und starrte nach oben. Hoch über ihm sauste die erste Karkasse herab. Das Feuer rauschte durch die Luft. Es überschlug sich Funken sprühend, und er sah fasziniert zu, wie es nahebei in einen Dornbusch stürzte. Der Busch geriet in Brand, und gleich darauf krachten auf der Schlossmauer die ersten Musketen. Sie schienen weit entfernt zu sein.

»Weiter!«

Immer neue Feuerbälle und Karkassen fielen herab. Einige blieben auf dem schmalen Sims am Fuß der Mauer liegen, während andere wie Feuerströme den Felshang hinabrollten und dabei vereinzelte Männer mitrissen, die aufschrien, als sie von den Flammen erfasst wurden. Aber Knowles kletterte weiter, und seine Männer folgten dichtauf. »Schneller! Schneller!«

Auf der Bastion San Pedro entlud sich eine Kanone, Kartätschensplitter fuhren durch die Bäume und trafen

klirrend das Gestein. Hinter Knowles ertönte ein Schrei, ein Verzweiflungsschrei, und er wusste, dass ein Mann getroffen war, aber er hatte keine Zeit, sich um Verluste zu kümmern, konnte nur immer höher steigen. Je näher er der Spitze kam, desto einfacher wurde der Aufstieg, und Knowles spürte die kämpferische Erregung, die seine Furcht überwinden und ihn zum Handeln veranlassen würde.

»Weiter!« Der Colonel, der für sein Alter überraschend agil war, überholte ihn und gelangte als Erster an den Fuß der Mauer. Er beugte sich vor und half Knowles herauf. »Bringt die Leitern!«

Die Kugeln aus den Musketen schwirrten herab, aber die Verteidiger konnten von oben nicht richtig zielen. Sie waren gezwungen, sich auf die Brustwehr zu legen und willkürlich senkrecht nach unten zu schießen, ins grelle Licht am Fuß der Mauer. Die Kanonen waren wesentlich gefährlicher. Sie wurden von San Pedro und von der kleineren Bastion rechts von Knowles abgefeuert, einer Bastion, die aus der Schlossmauer herausragte. Die Kartätschen fuhren an der Mauer entlang und versprachen allen Männern, die sich auf die Leitern wagten, den Tod, aber das war eine Befürchtung, die außer Acht gelassen werden musste.

»Hier!« Die erste Leiter erhob sich über dem felsigen Abhang. Knowles rannte darauf zu, zog sie dichter an die Mauer, und dann packten weitere Männer mit an und schwangen sie empor, bis sie gegen die Zinnen stieß. Der Colonel winkte sie voran. »Bravo, Jungs! Der Erste, der hinüber gelangt, bekommt die beste Hure von Badajoz!«

Sie jubelten, doch der Colonel sank in sich zusammen, gefällt von einer Kugel aus der Höhe. Sie merkten es kaum. »Ich zuerst! Ich zuerst!« Knowles drängte sich vor. Er wusste, dass Sharpe als Erster gegangen wäre, darum musste er es auch tun. Er nahm eine Sprosse nach der

anderen und überlegte, was für ein Narr er doch sei, aber seine Beine bewegten sich automatisch, und dann fiel ihm mit jähem Entsetzen ein, dass er noch nicht einmal seinen Degen gezogen hatte. Er sah hoch, entdeckte die Arme der Verteidiger, wie sie sich gegen die Leiter stemmten, und begann seitlich abzugleiten. Er stieß einen Warnschrei aus, ließ los und stürzte hinab in die Menschenmenge. Wie durch ein Wunder kam er mit keinem einzigen Bajonett in Berührung. Er rappelte sich auf.

»Sind Sie verletzt, Sir?« Ein Sergeant blickte besorgt auf ihn hinab.

»Nein! Stellt die Leiter wieder auf!« Sie war nicht zerbrochen. An der Mauer zerschellte die nächste Kartätsche. Die Männer schwangen erneut die Leiter nach oben, aber diesmal war Knowles nicht nahe genug, um sie als Erster zu besteigen. Er sah zu, wie seine Männer mit dem Aufstieg begannen. Der Erste wurde von oben herab erschossen. Er fiel, ohne den zweiten Mann zu berühren. Dahinter drängten andere nach, und dann löste sich auf einmal die ganze Leiter samt ihrer menschlichen Fracht in Splitter und Fleischfetzen auf, als ein Sprengkörper, abgeschossen von der Bastion San Pedro, mitten ins Ziel traf.

Von der Brustwehr des Schlosses wurden Steine geworfen, die krachend in den Menschenknäueln landeten und von der Felswand abprallten. Plötzlich schien Knowles' Kompanie nur noch die halbe Sollstärke zu haben. Er spürte die Enttäuschung, die mit der Niederlage einherging, und sah sich verzweifelt nach der zweiten Leiter um. Sie war fort, wurde den Hang hinabgetragen, und dann nahm er Stimmen wahr, die nach ihm riefen. »Zurück! Zurück!« Er erkannte die Stimme des Majors, sah sein Gesicht und sprang hinab in die Dunkelheit und ließ unter dem Triumphgeschrei des Feindes die zerbrochenen Leitern und die Gefallenen des ersten Ansturms zurück.

»Irgendwelche Nachrichten vom Schloss?«

»Nein, Mylord.« Die Generäle bewegten sich unruhig. Vor ihnen wurde die südöstliche Ecke von Badajoz von grellem Feuerschein erhellt. Die beiden ragenden Bastionen mit ihren unberührten Breschen hoben sich vor den Flammen ab und nährten sie mit frischem Holz. Der Rauch wogte scharlachrot in die Nacht. Zur Rechten glühten in scheinbar weiter Ferne weitere Feuer über dem Schloss, das als Silhouette zu erkennen war, und Wellington, angetan mit Umhang und Handschuhen, zerrte nervös an den Zügeln. »Picton wird's nicht schaffen, das ist klar. Er kann es nicht schaffen.«

Ein Adjutant beugte sich vor. »Mylord?«

»Nichts. Nichts.« Er war gereizt und hilflos. Er wusste genau, was vorging, dort in der riesigen Feuergrube. Seine Männer waren dabei, mitten hinein zu marschieren, und konnten auf der anderen Seite nicht mehr hinaus. Er empfand Entsetzen. Die Mauern waren dreimal so hoch wie die von Ciudad Rodrigo, der Kampf darum unvorstellbar viel schlimmer, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Stadt einzunehmen. Kemmis von der Vierten Division drängte an seine Seite.

»Mylord?«

»General?«

»Sollen wir Verstärkung nachschicken, Sir?« Kemmis hatte seine Kopfbedeckung verloren. Sein Gesicht war dreckverschmiert, als habe er sich persönlich am Musketenfeuer beteiligt. »Sollen wir weitere Männer aussenden?«

Wellington hatte etwas gegen Belagerungen. Er konnte geduldig sein, wenn es nötig war, wenn er den Feind in eine Falle locken wollte, aber bei einer Belagerung war alles anders. Unausweichlich kam dabei der Moment, da man die Truppen auf einen kleinen, mörderischen Punkt

konzentrieren musste, und man kam nicht darum herum, es sei denn, der Feind wurde so ausgehungert, dass er sich ergab. Aber dazu war ja keine Zeit gewesen! Er musste diese Stadt erobern.

Sharpe! Eine Sekunde lang war der General versucht, Sharpe zu verfluchen, der ihm versichert hatte, dass die Breschen begehbar seien. Aber Wellington ließ den Gedanken nicht aufkommen. Der Rifleman hatte gesagt, was Wellington von ihm hören wollte, und wenn dem nicht so gewesen wäre, hätte Wellington dennoch seine Streitmacht ausgesandt.

Sharpe! Hätte Wellington eintausend Sharpes gehabt, würde die Stadt ihm vielleicht jetzt schon gehören. Er lauschte niedergeschlagen dem Lärm der Schlacht. Der Jubel der Franzosen war vernehmlich, und er wusste, dass sie dabei waren, ihm eine Niederlage beizubringen. Er konnte jetzt den Rückzug befehlen und die Toten und Verwundeten zurücklassen, um sie nach einem Waffenstillstand einzusammeln, oder er konnte weitere Männer losschicken und darauf hoffen, dass sich das Glück wendete. Er musste die Stadt einnehmen! Sonst konnten sie in diesem Sommer nicht mehr nach Spanien einmarschieren, konnten nicht mehr auf die Pyrenäen vorrücken, und Napoleon würde ein weiteres Jahr lang an der Macht bleiben. »Wir machen weiter!«

Futter für das Monstrum, dachte er, das seine Armee vernichtete, seine schöne Armee, doch das Monstrum musste gefüttert werden, bis es von selbst aufgab. Er konnte die zerschlagenen Bataillone auffüllen, er würde Verstärkung erhalten. Dagegen konnte es ohne Badajoz keinen Sieg geben.

Diese verdammten Pioniere. Es gab in Britannien genügend Bergleute, allein in der Grafschaft Cornwall waren es Hunderte, aber in der Armee gab es keine, gab es kein Sprengkommando, das in der Lage gewesen wäre, sich

unter den Bastionen durchzugraben, das Gewölbe mit Pulver zu füllen und die Franzosen ins Himmelreich zu befördern. Er ertappte sich bei dem Gedanken, er hätte die Garnison in Ciudad Rodrigo abschlachten sollen, hätte befehlen müssen, sie in Zehnerreihen aufzustellen und zu erschießen, hätte ihre Leichen im Stadtgraben zurücklassen sollen, damit sie dort verrotteten und dafür sorgen sollten, dass jeder Franzose, der es wagte, eine Bresche gegen sie zu verteidigen, sich der schrecklichen Rache der Briten gewiss sein musste. Aber das war undenkbar. Er hätte es damals genauso wenig verantworten können wie heute Nacht, falls sie heute Nacht siegreich waren. Falls.

Er wandte sich gereizt an seine Adjutanten. Sein Gesicht wirkte im Licht der Fackel, die Lord Marsh in der Hand hielt, lang und von harten Schatten durchzogen. »Irgendwelche Nachrichten von der Fünften Division?«

Die Stimme, die ihm antwortete, klang leise, darauf bedacht, nicht noch mehr schlechte Neuigkeiten zu verbreiten. »Der Angriff dürfte inzwischen begonnen haben, Mylord. General Leith lässt um Entschuldigung bitten.«

»Zur Hölle mit seinen Entschuldigungen. Warum kann er nicht pünktlich sein?« Wellingtons Pferd scheute, als es von einer ausgebrannten Musketenpatrone getroffen wurde, und er beruhigte es. Von den Mauern durfte er sich nichts versprechen.

Leith war spät dran, und die Besatzung der Bastion San Vincente war mit Sicherheit gewarnt. Und Picton gab sich einer aussichtslosen Hoffnung hin, wenn er glaubte, er könne seine langen Leitern an der Schlossmauer anlegen. Der Sieg, dessen war er sich bewusst, wurde hier ausgefochten, an der südöstlichen Ecke, wo über dem mörderischen Graben Feuer und Rauch aufstiegen.

Entfernt wie die Erinnerung an eine andere Welt, die in den Tiefen der Hölle widerhallt, schlug die Glocke der Kathedrale elf. Wellington blickte zum dunklen Himmel auf, und dann wieder auf die Flammen. »Noch eine Stunde, meine Herren, noch eine Stunde.« Und was dann?, fragte er sich. Die Niederlage eingestehen? Die Hölle hatte für Wunder keinen Platz.

Auf den Mauern stellten die französischen Kanoniere ihr Feuer weitgehend ein. Sie hatten im Stadtgraben Tod und Verderben gesät, und nun lauschten sie den Schreien und dem Stöhnen, das zu ihnen heraufdrang. Die Vorstöße schienen aufgehört zu haben, daher reckten sich die Kanoniere, bespritzten sich die Gesichter mit Wasser aus den Eimern, die benutzt wurden, um ihre Schwämme anzufeuchten, und sahen zu, wie frische Munition über die Rampe herangeschafft wurde. Sie rechneten nicht mit weiteren Anstürmen der Briten. Einige wenige hatten es bis an die Breschen geschafft, dabei war ein Mann sogar von den Säbelklingen aufgespießt worden, aber im Grunde war das ein hoffnungsloses Unterfangen. Arme Halunken! Es machte keinen Spaß mehr, Verwünschungen zu rufen. Ein Sergeant mit ledriger Haut und hartem Gesicht lehnte sich an ein Geschützrad und zog eine Grimasse. »*Mon Dieu!* Wenn die nur aufhören würden zu schreien!«

Einige hatten sich heimlich Zigarren angesteckt, die sie vor den Offizieren verbargen, indem sie sich weit hinauslehnten aus den Öffnungen, aus denen die Kanonenrohre ragten. Ein Mann schob sich am Rohr vorbei, von dem ein beißender Geruch ausging, bis er in den Graben hinab spähen konnte. Ein Sergeant rief ihm zu: »Komm zurück! Sonst erwischt dich einer von diesen Scharfschützen-Bastarden.«

Der Mann blieb, wo er war. Er spähte hinab in die Tiefe, auf das zuckende Entsetzen im Graben. Dann zog er sich zurück.

»Wenn die es je schaffen, hier hereinzukommen, werden sie uns, verdammt noch mal, einzeln abschlachten!«

Der Sergeant lachte. »Die kommen schon nicht rein, mein Junge, unmöglich. In zwei Stunden wirst du in deinem Bett liegen, neben dem grässlichen Geschöpf, das du eine Frau nennst.«

»Sie sind wohl eifersüchtig, Sergeant.«

»Ich? Eher werde ich damit ins Bett steigen.« Er tätschelte das Rohr seiner Kanone. Das bekränzte »N«, Napoleons Emblem, war glühend heiß. »Nun komm endlich her, Junge, mach die verdammte Zigarre aus und setz ein intelligentes Gesicht auf. Vielleicht brauche ich dich noch, so wahr mir Gott helfe.«

Ein Ruf vom Beobachtungsposten. »Bereitmachen!«

Der Sergeant seufzte und richtete sich auf. Eine weitere winzige Schar idiotischer Briten rannte auf die Bresche von Santa Maria zu, und seine Kanone schützte den Zugang. Er beobachtete sie, indem er am glänzenden Kanonenrohr entlang blickte. Er sah, wie sie auf dem Blut ausglitten und über Steinbrocken stolperten, und dann hatten sie das Zielgebiet erreicht.

Er ging seitlich in Stellung, hielt das Zündholz an das mit Pulver gefüllte Schilfrohr, und schon wurden die Männer in den grünen Jacken zerfetzt. So einfach war das. Der Sergeant gab brüllend Befehl zum Nachladen und lauschte dem Zischen, mit dem der Schwamm hinab ins Rohr fuhr. Er war froh, heute Nacht in Badajoz zu sein. Die Franzosen hatten begonnen, diesen Lord Wellington zu fürchten, aus ihm den Schwarzen Mann zu machen, der nachts ihren Schlaf störte, und es war ein Vergnügen, beweisen zu können, dass der englische Lord zu schlagen war.

Der Sergeant grinste, als die mit Leinwand umwickelten rundlichen Sprengkörper in die Kanonen gerammt wurden. In dieser Nacht würde Wellington die Niederlage zu

schmecken bekommen, eine absolute Niederlage, und das ganze Weltreich würde sich darüber freuen. Diese Nacht gehörte Frankreich, Frankreich allein, und die Hoffnungen Britanniens landeten dort, wo sie hingehörten – in einem Massengrab.

KAPITEL 26

»Hier entlang! Hier entlang!« Sie wandten sich nach rechts, fort von der Bastion San Pedro, und hangelten sich den steilen Hang empor, bis sie um eine Ecke biegen und sich einigermaßen vor den Kartätschen in Sicherheit bringen konnten. Der erste Ansturm war grausam zurückgeschlagen worden, aber die Dritte Division wollte es noch einmal versuchen. Die Männer hörten in der Ferne den Tumult an der Hauptbresche und sahen auf dem stillen Stausee den Widerschein des Feuers, das die Leichte und die Vierte Division verzehrte. Knowles spürte den Wahnsinn, der in der Luft lag, der getragen von dunklen Schwingen eine ganze Stadt bedrängte und eine Nacht des unsinnigen Todes und der wahnwitzigen Anstrengungen über sie brachte. »Leichte Kompanie! Leichte Kompanie!«

»Hier, Sir.« Ein alter Sergeant, der mit einer Hand seinen Captain stützte, und dann ein Lieutenant, der ein Dutzend Männer heranführte. Mein Gott, dachte Knowles, ist das alles, was geblieben ist? Aber dann entdeckte er weitere Männer, wie sie die schwere Leiter hinter sich her zogen. Ein zweiter Sergeant grinste ihm zu. »Versuchen wir's noch mal, Sir?«

»Wartet auf das Signal.«

Er wusste, dass es keinen Sinn hatte, einen vereinzelten Angriff zu starten, den die Verteidiger mit Leichtigkeit zurückschlagen konnten. Die ganze Division musste gleichzeitig vorrücken.

Knowles hatte auf einmal ein gutes Gefühl. In seinem Kopf hatte sich ein Gedanke festgesetzt und ihm ständig zu schaffen gemacht, und nun gelang es, ihn zu formulieren. Das Musketenfeuer von den Schlossmauern war leicht

gewesen. Er hatte sich von den Kartätschen täuschen lassen, aber als er jetzt zurückdachte an das Chaos des ersten Angriffs und an die berstende Leiter, fiel ihm ein, wie spärlich auf den Mauern die Mündungsfeuer der Musketen aufgeleuchtet hatten. Die Franzosen hatten offensichtlich nur eine Notbesatzung im Schloss zurückgelassen.

Knowles wurde von Zuversicht gepackt. Sie würden es schaffen. Er grinste seinen Männern zu, klopfte ihnen auf den Rücken, und sie waren froh um sein Selbstvertrauen. Er versuchte sich auszumalen, wie Sharpe die Sache angegangen wäre. Die Gefahr ging nicht von den Musketen aus, sondern von den Verteidigern, die die langen, unstabilen Leitern umwarfen. Er stellte ein Dutzend Männer unter dem Kommando des Lieutenants ab und befahl ihnen, sie sollten nicht versuchen, die Leiter zu ersteigen. Stattdessen sollten sie die Spitze der Leiter unter Beschuss nehmen und an der Brustwehr unter den Verteidigern aufräumen. Erst wenn die Brustwehr frei sei und er die Männer über die Mauer geführt habe, sollten sie nachfolgen. »Verstanden?«

Sie grinsten und nickten, und er grinste zurück und zog den Degen aus der Scheide.

Der Sergeant lachte. »Ich dachte, Sie würden ihn auch diesmal vergessen, Sir.« Die Männer lachten ihm zu, und er war froh, dass die Dunkelheit sein Erröten verbarg. Aber sie waren gute Männer, seine eigenen Männer, und plötzlich begriff er wie nie zuvor, unter welchen Verlustgefühlen Sharpe gelitten haben musste.

Knowles fragte sich, wie er die Leiter ersteigen und gleichzeitig den Degen festhalten sollte. Dann fiel ihm ein, dass er die Klinge zwischen die Zähne nehmen musste. Dabei würde sie ihm bestimmt herunterfallen! Er war nervös, aber dann erklangen statt eines Trompetensignals eilige Schritte, und der Augenblick war gekommen.

Die Überlebenden der Dritten Division strömten aus der Finsternis hervor. Wieder wurden Karkassen abgeworfen, und die Kanonen der kleinen Schlossbastion zerrieben den Ansturm, aber sie schrien nur trotzig, und die Leitern schwenkten um enge Kurven, ehe sie an die Schlossmauer angelegt wurden.

»Hinauf!« Er rammte sich die Klinge zwischen die Zähne und packte die Sprossen. Musketenkugeln regneten herab, und dann hörte er, wie die eigenen Gewehre schossen und der Lieutenant seine Befehle rief. Dann war er unterwegs nach oben. Die großen unregelmäßigen Granitblöcke sausten an seinem Gesicht vorbei, und während er immer höher stieg, begleitete ihn die Angst wie ein Lebewesen, und er konzentrierte sich darauf, den Degen mit den Zähnen festzuhalten. Seine Kiefer schmerzten bereits.

Was für ein Unsinn, sich darüber Sorgen zu machen, während er der Mauerkrone immer näher kam! Am liebsten hätte er laut gelacht, aber er hatte Angst, solche Angst, denn dort lauerte der Feind. Er spürte, wie seine Knöchel sich am Granit wund rieben, als die Neigung der Leiter ihn dicht an die Mauer geraten ließ. Er nahm endlich den Degen aus dem Mund.

»Hört auf zu schießen!« Der Lieutenant starrte empor und hielt den Atem an.

Knowles musste die Faust, die den Degen hielt, zu Hilfe nehmen, um die letzten Sprossen zu erklimmen. Immerhin war das leichter, als mit der Klinge im Mund zu klettern. Er kam sich plötzlich töricht vor, als könne jemand auf die Idee kommen, über ihn zu lachen, weil er die Leiter mit dem Degen zwischen den Zähnen erklommen hatte, und er fragte sich, wie es kam, dass das Bewusstsein sich diesen Augenblick aussuchte, um derart irrelevanten und dummen Gedanken nachzuhängen. Er konnte die Kanonen hören, die Schreie, das Krachen der getroffenen zweiten Leiter, und der Mann hinter ihm stieß ihn an.

Er hatte die Spitze erreicht! Dies war der tödliche Moment. Seine Ängste drohten ihn zu überwältigen, doch er schob sich über die Brustwehr und sah das Bajonett, das auf ihn herabsauste. Er wich seitlich aus, hätte auf der Leiter beinahe das Gleichgewicht verloren und schwenkte den rechten Arm, um sich wieder zu fangen. Seine Überraschung war groß, als er sah, wie der Degen am Ende seines Arms den Schädel des feindlichen Soldaten traf. Eine Hand schob ihn von hinten an, seine Füße suchten immer noch Halt auf den Sprossen, aber die Leiter war zu Ende! Er fiel vornüber auf den Körper des toten Mannes, und schon stürmte der nächste Feind herbei.

Knowles rollte herum, wich aus und wusste, dass er das Ziel erreicht hatte. Er befand sich auf der Brustwehr. In seiner Kehle steckte ein Schrei, den er nicht hören konnte, ein Laut, der von unsinniger Angst bestimmt war. Er stieß mit dem Degen zu und traf die Eingeweide des Mannes. Dann erst erhob sich sein Schrei in die Nacht, und Blut strömte über Knowles' Handgelenk, und der nächste Mann auf der Leiter gesellte sich zu ihm.

Sie hatten es geschafft! Sie hatten es geschafft! Die Männer kamen nacheinander die Leiter herauf, und er empfand eine Freude, von deren Existenz er bis dahin nichts gewusst hatte. Er kam wieder auf die Beine. Seine Klinge war von oben bis unten mit Blut beschmiert, und die Feinde rannten mit vorgestreckten Musketen auf sie zu. Doch die Angst war besiegt. Die Uniformen der Franzosen kamen ihm seltsam vor. Sie waren nicht blau und weiß. Knowles erhaschte einen Blick auf rote Aufschläge und gelbe Besätze, aber dann sprang er vor und dachte daran, dass Sharpe immer als Erster angriff. Sein Degen schlug ein Bajonett beiseite, sauste hoch und erwischte den Mann an der Kehle. »Leichte Kompanie! Zu mir! Leichte Kompanie!«

Eine Musketensalve ergoss sich krachend auf die Brustwehr, aber er war immer noch am Leben, und immer mehr seiner Männer scharten sich um ihn. Er hörte die feindlichen Befehle. Deutsche! Es handelte sich um Deutsche! Und wenn sie nur halb so tüchtig waren wie die zahlreicheren Deutschen, die für Wellington kämpften? Aber er ließ keine Angst aufkommen, nur Siegeswillen. Er führte seine Männer mit aufgesetzten Bajonetten die Mauer entlang. Sie trafen auf wenige, zahlenmäßig unterlegene Feinde, und jeder Yard Mauer, den Knowles' Männer freiräumten, war ein weiteres Stück, das man mithilfe der Leitern ungefährdet ersteigen konnte. Bald füllte sich die Brustwehr des Schlosses mit roten Uniformen.

Die Deutschen kämpften verbissen. Sie verteidigten jede Stellung, jede Treppe, aber ihr Widerstand war aussichtslos. Man hatte die Besatzung des Schlosses verringert und nur ein armseliges Bataillon zurückgelassen, aber dieses Bataillon setzte sich grimmig zur Wehr, jede Minute, die sie auf der Brustwehr gewannen, war eine Minute, während derer die Reserven im Innern der Stadt das Schloss erreichen konnten. Daher kämpften sie ungeachtet der widrigen Umstände und stürzten von den Rotröcken gefällt schreiend in die Tiefe, und kämpften, bis die Mauer verloren war.

Knowles empfand tiefe Freude. Sie hatten einen unglaublichen Sieg errungen. Sie hatten eine Felswand und eine Schlossmauer erstiegen, und sie hatten gesiegt! Er klopfte seinen Männern auf den Rücken, umarmte sie, lachte mit ihnen, verzieh ihnen all ihre Sünden, weil sie es geschafft hatten. Es kam nicht darauf an, dass ihnen noch bevorstand, in den mächtigen Gebäuden und den dunklen, trügerischen Innenhöfen des Schlosses aufzuräumen. Diese Brustwehr konnte ihnen jetzt niemand mehr streitig machen. Die Briten hatten den höchsten Punkt der Stadt

erobert, und von hier aus konnten sie sich bergab vorkämpfen, hinunter in die Straßen und auf die Hauptbresche zu, und Knowles sonnte sich in dem Bewusstsein, dass er Teresa als Erster erreichen und irgendwann in dieser Nacht die Dankbarkeit sehen würde, die Sharpe im Gesicht geschrieben stand. Er hatte es geschafft. Sie hatten es geschafft, und zum ersten Mal in dieser Nacht war es britischer Jubel, der über Badajoz gen Himmel stieg.

Der Jubel war an den Breschen nicht zu hören. Das Schloss war eine lange Wegstrecke entfernt, ein Ritt von mindestens einer Meile Länge, bis man den Stausee umrundet hatte, und es würde noch Minuten dauern, bis der Meldereiter losgeschickt wurde. Picton wartete. Er hatte gehört, wie die Glocke elf schlug, als die ersten tapferen Männer über die Mauer gestiegen waren. Seither wartete er und lauschte den Kampfgeräuschen, um festzustellen, ob sie gesiegt hatten oder auf dem Schlosshof in Stücke gehackt wurden. Er hörte den Jubel, erhob sich in den Steigbügeln und schloss sich brüllend an. Dann erst wandte er sich an einen Adjutanten. »Reiten Sie, Mann, reiten Sie!« Er wandte sich an einen weiteren Stabsoffizier und schlug dem Mann mit Wucht auf den Rücken. »Wir haben bewiesen, dass er unrecht hatte! Verflucht soll er sein! Wir haben’s geschafft!« Er kicherte und stellte sich Wellingtons Reaktion vor, wenn um Mitternacht die Nachricht eintraf.

Die Wut half einem Mann durch eine Bresche, genau wie leidenschaftlicher Kampfgeist, aber ein kleiner Einfall konnte auch nicht schaden. Es war kein großartiger Einfall, in seiner Kühnheit eher einem Himmelfahrtskommando angemessen, aber er war alles, was Sharpe blieb. Er starrte unverwandt auf die Vorschanze, die sich wenig einladend bis dicht vor die dritte, unangetastete Bresche erstreckte.

Es hatte keinen Sinn zu versuchen, auf der glatten, rautenförmigen Oberfläche den Kartätschen zu entgehen. Jeder, der das versuchte, wurde sinnlos niedergemetzelt. Aber die dritte Bresche war nun einmal die neueste, und die Franzosen hatten wenig Zeit gehabt, dort Fallen aufzustellen.

Durch den treibenden Rauch konnte Sharpe erkennen, dass der *Chevaux de Frise* oben an der neuen Bresche zu kurz geraten war. An seiner rechten Seite befand sich eine Lücke, die drei Männer nebeneinander passieren konnten, und das einzige Problem bestand darin, die Lücke zu erreichen. Im Stadtgraben war kein Durchkommen. Die Feuer brannten immer noch glühend heiß und heftig. Der einzige Weg führte über die Vorschanze. Sie mussten die Vorschanze ersteigen, sich auf die Oberfläche wagen und dann in den Graben springen, und zwar am Rand der Vorschanze, dicht bei den Flammen, wo die Rautenform sich verengte und der fatale Weg darüber hinweg kurz war.

Er hatte kein Recht, die Kompanie auf diesen Weg mitzunehmen. Dies war ein Himmelfahrtskommando, geboren aus Verzweiflung und genährt von Stolz, und es war für Freiwillige geeignet, nicht für Narren. Er wusste, dass er selbst ihn nicht hätte zu gehen brauchen, aber wollte nun einmal nicht den Platz eines Toten einnehmen.

Er hatte gewartet, bis sich die Gewalt des letzten Angriffs im Graben verlaufen hatte, und jetzt herrschte vor den Breschen eine Art Waffenstillstand. Solange sich die Briten ruhig verhielten und hinter der Vorschanze blieben, ließen die Kanoniere sie in Ruhe. Nur wenn sich Männer ins Licht der Feuer wagten oder in die Nähe der Breschen, spuckten die Kanonenrohre Feuer und beschossen die Tiefe des Grabens mit Kartätschen.

Hinter sich im Dunkeln, wo das Glacis aufhörte, konnte Sharpe Rufe vernehmen. Ein weiterer Angriff wurde befohlen, die letzten Reserven der Division in den Graben

geschickt. Das war der Moment, der Moment ohne Hoffnung, in dem der jämmerliche Einfall, der sich ganz auf den verkürzten Weg am Rand der Vorschanze verließ, auf die Probe gestellt werden musste. Er wandte sich an seine Männer und zog seinen Säbel. Die Klinge glich einer Fackel in der Finsternis, und der Stahl schien zu schwirren, als er mit der Spitze in Richtung Feuerschein zeigte.

»Ich gehe dorthin. Es wird noch einen Angriff geben, nur noch einen, dann ist alles vorbei. Niemand hat die mittlere Bresche erreicht, und genau da will ich hin. Über die Vorschanze hinunter in den Graben. Dabei werde ich mir vermutlich das verdammte Bein brechen, weil dort keine Leitern oder Heusäcke zur Verfügung stehen, aber ich gehe trotzdem.« Die Gesichter um ihn herum waren bleich. Die Männer kauerten an der Schräge und starrten ihn an. »Ich gehe, weil die Franzosen über uns lachen, weil sie denken, sie hätten uns geschlagen. Ich aber will diese Hunde niedermachen und ihnen den Gedanken austreiben.« Er hatte nicht gewusst, wie viel Wut sich in ihm aufgestaut hatte. Er war kein Volksredner, war nie einer gewesen, aber die Wut verlieh ihm Beredsamkeit. »Ich werde dafür sorgen, dass diese Halunken sich wünschen, sie wären nie geboren. Sie werden sterben. Ich kann euch nicht bitten mitzukommen, weil ihr nicht mitkommen müsst, aber ich gehe, und ihr könnt hier bleiben, und ich werde es euch nicht übel nehmen.« Er verstummte, wusste nichts mehr zu sagen, war sich nicht einmal sicher, was er bis dahin gesagt hatte. Hinter ihm knisterten die Feuer.

Patrick Harper stand auf, breitete die langen Arme aus, und in seiner Hand war im tödlichen Feuerschein eine mächtige Streitaxt zu erkennen, eine von vielen, die man ausgegeben hatte, um die Hindernisse im Graben zu beseitigen. Er trat vor, über die Gefallenen hinweg, und wandte sich der Kompanie zu. Im Licht der Flammen unweit des schrecklichen Grabens glich Patrick Harper

einem Krieger, der einem vergangenen Zeitalter entsprungen war. Er grinste der Kompanie zu. »Na, kommt ihr mit?«

Es gab nichts, was sie gezwungen hätte zu gehen. Zu oft hatte Sharpe Unmögliches von ihnen verlangt, und sie hatten sich gefügt, aber niemals unter so entsetzlichen Umständen, niemals so. Aber sie erhoben sich, die Zuhälter, die Diebe, die Mörder und Trunkenbolde, und sie grinsten Sharpe an und kümmerten sich um ihre Waffen. Harper blickte auf seinen Captain hinab. »Das war eine gelungene Rede, Sir, aber meine war noch besser. Hatten Sie vielleicht vor, mir das da zu geben?« Er zeigte auf das Salvengewehr.

Sharpe nickte und überreichte es ihm. »Es ist geladen.«

Daniel Hagman, der ehemalige Wilderer, nahm Sharpes Gewehr. Es gab keinen besseren Schützen als ihn. Lieutenant Price prüfte nervös die Elastizität seines Degens und grinste Sharpe zu. »Ich glaube, ich bin verrückt geworden, Sir.«

»Du kannst dableiben.«

»Damit Sie als Erster bei den Frauen sind? Ich komme mit.«

Roach und Peters, Jenkins und Clayton, Cresacre, der früher seine Frau geschlagen hatte, sie alle waren dabei und empfanden samt und sonders eine Art nervöser Vorfreude. Dieser Ort war geeignet wie kein anderer, den Verstand zu verlieren. Sharpe sah sie an, zählte sie fast liebevoll. »Wo ist Hakeswill?«

»Hat sich davongestohlen, Sir. Hab ihn seither nicht mehr gesehen.« Peters, ein Hüne von einem Mann, spuckte auf das Glacis.

Unter ihnen erkletterte das letzte Bataillon die Schräge. Es befand sich fast schon in Reichweite des Feuerscheins, und Sharpe wusste, dass die Kompanie angreifen musste, sobald es in seinem Licht zu erkennen war. »Fertig?«

»Sir.«

Eine Meile entfernt räumte die Dritte Division, ohne dass die übrige Armee davon gewusst hätte, soeben die letzten Innenhöfe des Schlosses. Es hatte fast eine Stunde heftiger Auseinandersetzung mit den Deutschen gekostet und gegen die französische Reserve, die man vom Platz vor der Kathedrale heraufgeschickt hatte. Eine Meile in die andere Richtung hatte, auch ohne dass jemand davon wusste, Leiths Fünfte Division die Bastion San Vincente gestürmt. Dabei waren die Leitern zu Bruch gegangen, deren Holz noch jung und grün war, und die Männer waren in einen mit Dornen gespickten Graben gefallen, aber man hatte andere Leitern herangeschafft, die Mauerkrone unter Musketenfeuer genommen und einen zweiten unmöglichen Sieg errungen. Badajoz war gefallen. Die Fünfte Division schwärmte durch die Straßen der Stadt, die Dritte hielt das Schloss besetzt, aber das konnten die Männer im Graben und auf dem unbeleuchteten Glacis natürlich nicht wissen. Das Gerücht von der Niederlage ging wie eine Seuche in den schmalen Gassen um und erreichte die Bastionen Santa Maria und Trinidad. Die Verteidiger begannen sich ängstlich umzusehen. Die Stadt war dunkel, die Konturen des Schlosses unverändert, daher zuckten sie mit den Schultern und versicherten einander, dass das nicht wahr sein könne. Und wenn doch? Die Angst schlug mit grausigen Schwingen auf sie ein.

»Bereit machen!«

Bei Gott! Ein weiterer Vorstoß. Die Verteidiger rissen sich vom Anblick der Stadt los und spähten über die Mauer. Dort unten wurde aus der Dunkelheit heraus, über den mit Leichen übersäten Abhang, ein neuerlicher Angriff unternommen. Noch mehr Kanonenfutter. Und gleich darauf rann Feuer durch die Zündrohre, quoll Rauch aus dem Rohr, wurde der Fleischwolf erneut in Gang gesetzt.

Sharpe wartete auf die erste Kanone, hörte den Schuss und rannte los. In Richtung Badajoz.

KAPITEL 27

Die Mauerkrone verschwand hinter dichtem Rauch, aus dem Stichflammen hervorschossen. Sharpe sprang mit hoch erhobenem Säbel in die Tiefe, und die Männer im Graben riefen ihm und seinen Männern zu: »Hinlegen! Hinlegen!«

Damit hatte er nicht gerechnet. Im Graben drängten sich die Lebenden, die Sterbenden und die Toten. Die Lebenden waren es, die sich nun an ihn hängten. »Hinlegen! Die bringen uns um!«

Er war auf menschlichen Leibern gelandet, aber er richtete sich auf und hörte, wie ringsum seine Männer auftrafen. Es gab dort im Graben kleine Barrikaden, aufgestapelte Leichen, die die Kugeln aus den Kartätschen auffingen und Männern Schutz gewährten, die sich auf weiteren Leichen niedergelassen hatten.

Die Kugeln schlugen in den Schatten der Vorschanze ein, und die Verwundeten zerrten an ihm, aber Sharpe setzte seinen Säbel ein, um sich den Weg frei zu machen. Er schrie sie an. »Lasst mich durch!« Die Toten konnten nicht mehr ausweichen, und so kam es, dass er durch Leichen watete und auf ihrem Blut ausrutschte, während zur Rechten, nahe der Bastion Trinidad, die Kanoniere die letzte Attacke zunichte machten.

Hände streckten sich nach Sharpe aus, versuchten ihn herunterzuziehen, und aus der Finsternis warf jemand ein Bajonett nach ihm. Hinter ihm brüllte Harper. Er benutzte seine eigene Sprache, sodass sämtliche Iren hochschreckten. Direkt vor Sharpe sprang ein Mann auf und wollte ihn packen, doch Sharpe schlug ihn mit dem Säbelknauf nieder. Vor ihm befand sich die schräge Mauer

der Vorschanze, die von oben hell erleuchtet wurde, und die Kanonen warteten.

Sharpe empfand die Versuchung, im fauligen Gestank des Grabens zu versinken und zuzulassen, dass die Nacht ihn verbarg. Doch er schwang nur erneut seinen Säbel, setzte die flache Seite der Klinge ein, und ein Mann fiel in sich zusammen. Dann spürte Sharpe unter seinen Füßen die Schräge, und er begann wider seinen eigenen Willen mit dem Aufstieg. Er fürchtete sich vor dem Tod, und sein Körper wollte vor den Gefallenen auf der Oberfläche der Schanze zurückweichen. Er blieb stehen.

Aus dem Graben stiegen neue Laute auf, Laute, die so verrückt waren, dass er sich danach umdrehte. Der schwere Säbel lag funkelnd in seiner Hand, und er sah sich ungläubig um. Die Überlebenden des South Essex, deren gelbe Besätze blutverschmiert waren, drängten hinter ihm her. Sie hatten gesehen, wie sich ihre Leichte Kompanie zur Vorschanze durchgekämpft hatte, und nun wollten sie den Wahnsinn mitmachen. Aber es waren ihre Rufe, die Sharpe zum Stillstand gebracht hatten.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!«, schrien sie wie von Sinnen. Es war wie ein Kriegsruf, der nun von anderen Männern aufgegriffen wurde, die nicht wussten, was der Name bedeutete. Der ganze Graben regte sich, und der Schrei hallte in die Nacht hinein. »Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

»Was rufen sie, March?«, fragte Wellington.

»Hört sich an wie ›scharf‹, Mylord.«

Der General lachte, denn vor wenigen Augenblicken hatte er sich eintausend Sharpes gewünscht, und nun war dieser Raufbold möglicherweise dabei, für ihn die Stadt zu erobern. Seine Adjutanten, die den grimmigen Ton seines Gelächters hörten, begriffen gar nichts, wollten jedoch nicht fragen.

Die Kanoniere hoch droben auf den Mauern hörten die Rufe und begriffen ebenfalls nichts. Sie zerschlugen den jüngsten Angriff auf die Bastion Trinidad, warfen ihn zurück, wie sie andere zurückgeworfen hatten, aber dann entdeckten sie, dass es auf der Oberfläche der Vorschanze auf einmal von Männern wimmelte. Diese Männer waren es, die das Gebrüll angestimmt hatten. Der ganze Graben geriet in Bewegung, in dem sie nur noch Leichen vermutet hatten. Diese Leichen waren zum Leben erwacht und suchten sie heim, um Rache zu nehmen, und die Toten brüllten: »Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Der Wahnsinn erfasste Sharpe mit seiner ganzen Herrlichkeit, und das Kampfgeschrei dröhnte in seinen Ohren, sodass er das Kanonenfeuer nicht hörte oder merkte, dass hinter ihm die Kanonen Tod und Verderben säten, sodass auf dem kurzen Weg über die Raute ein Mann nach dem anderen fiel. Er sprang. Er hatte die Vorschanze überquert, war dicht an dem Feuer entlang gerannt, das rechts von ihm brannte, und der Sprung in den Graben war tief. Der neue Graben kam ihm eigentümlich leer vor, und als er sprang, sah er, wie ein Stein von einer Musketenkugel getroffen wurde und zersplitterte. Der Sprung nahm ihm den Atem, ließ ihn vornüber fallen, aber er stand auf und rannte weiter.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Hier werde ich sterben, dachte er, in diesem leeren Graben mit den seltsamen weißen Bündeln, die sich im schwachen Wind bewegten. Er erinnerte sich an das Polstermaterial, das die ersten beiden Breschen geschützt hatte, und fragte sich, wie es möglich war, dass das Bewusstsein an der Schwelle des Todes derart unwichtige Dinge bemerken konnte.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Hier werde ich sterben, dachte er, hier am Fuß der Schutthalde, und dann stieg der Hass in ihm auf gegen die

Schweinehunde, die ihn töten wollten, und die Wut trieb ihn hinauf. Er rutschte auf dem Schutt aus, er konnte nicht kämpfen, konnte nur noch klettern und seinen Säbel dorthin tragen, wo es Franzosen zu töten gab. Er war von Männern umgeben, die unverständliches Zeug brüllten, und die Luft war erfüllt von Rauch, Kartätschenschrot und Flammen.

Harper überholte ihn. Die mächtige Axt lag leicht in seiner Hand, und Sharpe wollte sich nicht mit der zweiten Position zufriedengeben, also zwang er seine Beine, noch schneller auf den dunklen Himmel zuzulaufen, der hinter den schimmernd aufgereihten Klingen zu erkennen war.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Private Cresacre lag im Sterben. Seine Eingeweide hingen ihm bläulich im Schoß, und er weinte um sich und um seine Frau, die er plötzlich vermisste, obwohl er sie grausam geschlagen hatte. Und Sergeant Read, der Methodist, der schweigsame Mann, der niemals rauchte oder trank, war geblendet und konnte nicht weinen, weil die Kanonen ihm das Augenlicht genommen hatten. An ihnen vorbei strömte, voller Kampfeslust, erfüllt vom Wahnsinn, der in der Schlacht aufkommt, die dunkle Horde, die Sharpe gefolgt war. Sie rissen sich beim Aufstieg an den rauen Gesteinstrümmern die Hände auf, doch sie erklommen eine Höhe, die zu erklimmen sie sich nicht erträumt hatten, und einige wurden zurückgeworfen, von den Kanonen zerrissen, und füllten den neuen Graben wie den ersten.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Man spart sich den Atem, wenn es ums Klettern geht, aber lautes Gebrüll dämpft die Angst, und wer braucht schon Atem, wenn der Tod auf einen wartet? Eine Kugel traf klirrend Sharpes Säbel, sodass er ihm fast aus der Hand gerissen wurde, aber er blieb intakt, und die Säbelreihe war schon ganz nahe. Er wandte sich nach rechts, und der Gesang des Todes hallte durch seinen Kopf. Unter seiner

linken Hand bewegte sich ein Stein. Er geriet aus dem Gleichgewicht, und eine riesige Pranke packte ihn und hob ihn an, und Sharpe fasste nach der dicken Kette, die den *Chevaux de Frise* verankerte. Er hatte die Spitze erreicht, die tödliche Spitze.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Die Franzosen schossen noch einmal. Ihre Kanonen wurden vom Rückstoß nach hinten geworfen, und die neue Bresche wurde gestürmt. Oben an der Öffnung standen zwei riesige Männer, unberührt von allen Schüssen, und die Franzosen rannten, obwohl es keinen Ort gab, an den sie sich hätten retten können. Und Harper hob den Kopf und brüllte gen Himmel, denn er hatte Großes vollbracht.

Sharpe sprang hinab in die Stadt, und der Säbel in seiner Hand wurde lebendig. Hier wurde eine Bresche gestürmt, wurde dem Tod ein Schnippchen geschlagen, und der Tod wollte vergolten werden. Der Säbel schlug auf blaue Uniformen ein, und er sah keine Männer, nur Feinde, und er rannte, rutschte, fiel auf der anderen Seite der Bresche hinab, bis er drinnen festen Boden unter den Füßen spürte.

Er war hineingelangt! Nach Badajoz. Er knurrte die Schweinehunde an, machte sie kalt, entdeckte eine Geschützmannschaft, die an der Mauer kauerte, und erinnerte sich an den Gesang des Todes, an die lodernden Flammen. Der Säbel schlug auf sie ein, und eine Axt wirbelte auf sie zu, und die Franzosen gaben die niedrige Mauer hinter den Breschen auf, denn der nächtliche Kampf war verloren.

Eine dunkle Flut ergoss sich durch diese und die beiden anderen Breschen, eine Flut, die unverständliche Laute von sich gab. Diese Laute waren so erschreckend wie der schrille Schrei des Todes, das Gellen, das von zu viel erlebtem Kummer, von zu viel Tod sprach. Und der Wahnsinn verwandelte sich in sinnlose Wut, spornte sie zum Töten an. Und sie töteten, bis ihre Arme müde wurden, bis

sie blutüberströmt waren, bis es nicht mehr genug Männer gab, die man hätte töten können. Und sie schwärmten aus in die Straßen, eine drängelnde dunkle Flut auf dem Weg ins Innere von Badajoz.

Harper sprang über die Mauer hinter den Breschen. Er entdeckte einen Mann, der dort kauerte und um sein Leben flehte, aber die Axt sauste nieder. Harper hatte die Lippen hochgezogen, sodass seine Zähne entblößt waren, und er schluchzte vor Wut über die Stadt. Vor ihm waren weitere Männer in blauer Uniform zu erkennen, und er rannte mit wirbelnder Axt hinter ihnen her. Und Sharpe war an seiner Seite, und sie töteten, weil so viele getötet worden waren, weil dies die Bastarde waren, die sich darüber gefreut hatten. Blut, immer neues Blut. Das Konto musste ausgeglichen werden, mit einem Graben voller Blut. Badajoz.

Sharpe weinte. Er machte einem Zorn Luft, der bis zu diesem Augenblick gewartet hatte. Er stand da, und der Säbel in seiner Faust war dunkelrot, und er wünschte sich, dass mehr Franzosen diesen Säbel kennenlernten, und er jagte mit gefletschten Zähnen hinter ihnen her und schrie seine Wut in die Nacht hinaus. Wann immer sich etwas regte, wann immer sich ein blauer Arm erhob, wirbelte die Klinge durch die Luft, schlug zu, wurde erneut angehoben und sauste herab, bis sie das Pflaster traf.

Ein Franzose, ein Mathematiker, den man als Artillerieoffizier rekrutiert hatte, stand still im Schatten. Er hatte vierzig Angriffswellen auf die Bastion Trinidad gezählt und sie alle zurückgeschlagen. Nun stand er still, ganz still, und wartete darauf, dass sich dieser Wahnsinn legte, dieser Blutdurst. Er dachte an seine ferne Braut und betete darum, dass sie solche Schrecklichkeiten nie zu Gesicht bekommen würde. Er beobachtete den Offizier der britischen Schützen und betete darum, dass man ihn nicht entdecken würde, aber der Mann wandte ihm das Gesicht

zu, die harten Augen, die mit Tränen erfüllt waren, und der Mathematiker rief: »Nicht! *Monsieur*, nicht!« Der Säbel bemächtigte sich seiner, weidete ihn aus, wie Cresacre ausgeweidet worden war, und Sharpe schluchzte vor Wut, als er immer wieder zuschlug, und dann packten ihn die riesigen Pranken. »Sir!« Harper schüttelte ihn. »Sir!«

»Jesus Christus!«

»Sir!« Die Hände packten Sharpe bei den Schultern, rissen ihn herum.

»Jesus Christus.«

»Sir!« Harper schlug ihm ins Gesicht. »Sir.«

Sharpe sank gegen die Mauer. Sein zurückgelegter Kopf berührte das Gestein. »O Jesus. O Gott.« Er keuchte. Sein Säbelarm hing schlaff herab, und das Pflaster vor ihm war blutüberströmt. Er blickte auf den Artillerieoffizier hinab, den ein grotesker Tod ereilt hatte. »O Gott! Der Mann wollte sich ergeben.«

»Macht nichts.« Harper hatte sich als Erster besonnen. Seine Axt war bei einem tödlichen Hieb zu Bruch gegangen, und er hatte Sharpe staunend beim Töten zugesehen. Nun beruhigte er Sharpe und tröstete ihn und sah, wie die Vernunft zurückkehrte, während sich der allgemeine Wahnsinn in den Straßen der Stadt verbreitete.

Sharpe blickte zu ihm auf. Er war jetzt ruhig, seine Stimme ausdruckslos. »Wir haben es geschafft.«

»Ja.«

Sharpe lehnte erneut den Kopf gegen die Mauer, und seine Augen schlossen sich. Es war gelungen, die Bresche war gestürmt. Und um das zu schaffen, hatte er entdeckt, musste man die Angst verdrängen wie nie zuvor, und mit der Angst alle anderen Gefühle, bis auf Wut und Zorn. Jede menschliche Regung musste verdrängt werden, jede Empfindung, bis auf die Wut. Nur sie war in der Lage zu erobern, was nicht zu erobern war.

»Sir?« Harper zupfte an Sharpes Ellbogen. Niemand sonst hätte das gekonnt, dachte Harper, niemand außer Sharpe hätte es geschafft, den Gipfel des Todes zu erklimmen und die Männer daran vorbeizuführen.

»Sir?«

Die Augen gingen auf, das Gesicht senkte sich, und Sharpe starrte die verstreuten Leiber an. Er hatte seinem Stolz Genugtuung verschafft, hatte ihn durch die Bresche getragen, und jetzt war alles vorbei. Er sah Patrick Harper an. »Ich wünschte, ich könnte Flöte spielen.«

»Sir?«

»Patrick?«

»Teresa, Sir. Teresa.«

Gott im Himmel. Teresa.

KAPITEL 28

Hakeswill hatte nicht vorgehabt, mit in den Graben zu gehen, aber sobald das South Essex zum Angriff übergegangen war und die Leichte Kompanie zurückgelassen hatte, um ihm vom Rand des Glacis Feuerschutz zu geben, hatte er gesehen, dass ihm der Schatten der Vorschanze größere Sicherheit bot. Dort bestand auch nicht die Gefahr, im Schutz der Dunkelheit von Harper mit der Axt niedergestreckt zu werden. Also hatte er die verängstigten Männer angeknurrt und war eine der Leitern hinabgestiegen, um sich in dem allgemeinen Chaos zwischen die Leichen im unbeleuchteten Graben zu verkriechen. Er sah, wie der Angriff begann, und sah, wie er zurückgeschlagen wurde. Er beobachtete Windham und Forrest bei dem Versuch, weitere Vorstöße zu organisieren, aber Sergeant Hakeswill hatte es bequem und sicher. Drei Leiber bedeckten ihn, die zwar tot, aber immer noch warm waren, und von Zeit zu Zeit spürte er ihr Zucken, wenn wieder einmal Metallsplitter in sie eindrangen. Er selbst war außer Gefahr.

Irgendwann in der Nacht versuchte ein Lieutenant, den Hakeswill nicht kannte, ihn aus seinem Bau zu locken, indem er dem Sergeant zurief, er solle sich in Bewegung setzen und angreifen, doch es war nicht schwer, den Lieutenant beim Knöchel zu packen, ihn zu Fall zu bringen und ihm mühelos das Bajonett in die Rippen zu stoßen. Nun wurde Hakeswill von einem vierten Leichnam geschützt, dem noch die Überraschung im Gesicht geschrieben stand, und er hatte gegackert, als er mit geübten Händen Taschen und Beutel befühlt und seine Beute gezählt hatte: vier Goldmünzen, ein silbernes Medaillon und, das war am

schönsten, eine reich verzierte Pistole, die Hakeswill dem Lieutenant aus dem Gürtel zog. Die Waffe war geladen und lag wunderbar in der Hand. Er grinste, als er sie unter seine Jacke steckte. Man musste eben mit dem zufrieden sein, was einem gegeben wurde.

Er hatte seinen Tschako unterm Kinn festgebunden. Nun machte er sich an dem Knoten zu schaffen, riss ihn auf und hielt ihn sich dicht vors Gesicht. »Wir sind jetzt außer Gefahr, außer Gefahr.« Seine Stimme klang schmeichlerisch, flehentlich. »Mein Ehrenwort. Obadiah wird dich nicht im Stich lassen.« Ganz in der Nähe, direkt hinter seiner Barrikade aus Leichen, schluchzte ein Mann und schrie und rief nach seiner Mutter. Er brauchte lange, um zu sterben. Hakeswill lauschte wie ein Tier mit schief gelegtem Kopf, dann spähte er erneut in seinen Tschako. »Er verlangt nach seiner Mutter, jawohl.« Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Nach seiner Mutter.« Er blickte empor in die Finsternis über den Flammen und heulte den Himmel an.

Zwischendurch herrschte Ruhe im Graben. Dann fielen keine Leichen herab, und die Masse der Toten und Lebenden kauerte reglos unter den mächtigen Kanonenrohren. Und jedes Mal, wenn es den Anschein hatte, als sei die Schlacht vorbei, kam erneut Bewegung auf im Graben.

Männer versuchten, die Breschen zu stürmen, wurden dabei jedoch von anderen Männern behindert, und die Kanonen nahmen wieder ihr Feuer auf, und das Geschrei ging von Neuem los. Manch einer verlor den Verstand, wenn ihm das Entsetzen zu viel wurde. Ein Mann war überzeugt, der Kanonendonner stamme von Gott, der dabei sei, sich auszuhusten und zu spucken, und er kniete betend im Graben, bis ein Tropfen von Gottes Speichel ihm den Kopf abtrennte.

Doch Hakeswill befand sich in Sicherheit. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand des Grabens, während ihn vorn die Leichen schützten, und sprach in seinen Tschako. »Nicht heute Nacht, heute Nacht geht’s nicht. Die hübsche Dame muss leider warten, ja so wird es sein.« Er sprach in schmeichlerischem Ton mit seinem Tschako, und dann lauschte er mit dem Ohr eines Kenners den Kampfgeräuschen. Er schüttelte den Kopf. »Nicht heute Nacht. Heute Nacht werden wir geschlagen.«

Er wusste nicht, wie lange er im Graben ausgeharrt hatte oder wie lange die Sterbenden brauchten, um zu sterben, oder wie oft das leblose Fleisch um ihn herum erbebt war, als die Kartätschen in den Haufen einschlugen. Die Zeit wurde bemessen nach schluchzenden Schreien, nach Kanonen, nach schwindenden Hoffnungen, und sie endete unerwartet mit einem lauten Ruf.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Hakeswills Gesicht erschien zuckend über der Barrikade und sah zu, wie die Lebenden zwischen den Toten hervorkletterten und sich über die Vorschanze von ihm entfernten, während zu seiner Rechten ein weiterer Angriff auf die Bastion Trinidad stattfand.

»Sharpe! Sharpe! Sharpe!« Diese zwei, dachte er, müssen sterben. Und er gackerte, als er Sharpe und Harper sah, und wünschte sich, dass die Kartätschen sie zerfetzen würden, aber sie kletterten weiter, und der Ruf setzte sich fort. »Sharpe! Sharpe! Sharpe!«

Hakeswill sah, wie Sharpe kurz vor der Spitze der Rampe auszurutschen drohte, und das Herz des Sergeants hüpfte vor Freude. Er war getroffen! Aber nein, der Schweinehund wurde von Harper hochgerissen, griff nach einer Kette und stand gleich darauf hoch droben an der mittleren Bresche. Der Ire trat an seine Seite. Beide hatten Klingen in den Händen, und dann musste Hakeswill mit ansehen, wie sie sich ein letztes Mal umdrehten, um mit

großer Geste den Briten von ihrem Triumph zu künden. Dann verschwanden sie in der Stadt, und Hakeswill schob die Leichen beiseite, setzte sich den Tschako auf und drängte sich mithilfe von Fußtritten durch die Menge, die auf die Bastion Trinidad zuströmte.

Am Eingang zur Bresche schwangen die Männer ihre mächtigen Äxte, die Ketten barsten, und der *Chevaux de Frise* wurde voraus in einen Graben geschleudert, den die Verteidiger an der Spitze der Schutthalde ausgehoben hatten. Dann sprangen die Briten unter mörderischem Geschrei über die Säbel hinweg und glitten auf zerbrochenem Mauerwerk hinab in die Stadt. Sie waren von Sinnen vor Wut. Hakeswill konnte ihn spüren, den Wahnsinn. Nichts konnte sie aufhalten in dieser Nacht. Selbst die Verwundeten schleppten sich die Rampen zu den Breschen hinauf, einige davon auf dem Bauch. Sie versuchten, die Stadt zu erreichen, und waren nur auf eine Gelegenheit aus, Schmerzen zu bereiten, wie man ihnen zuvor Schmerzen bereitet hatte. Es verlangte sie nach Schnaps, nach Frauen, nach Toten und nach noch mehr Schnaps, und sie erinnerten sich daran, dass die Spanier von der Stadtmauer auf sie geschossen hatten, was jeden Einwohner von Badajoz zum Feind stempelte. So kam es, dass sich ein dunkler, brodelnder Strom durch die Breschen in die Straßen und Gassen der Stadt ergoss, dass bei dieser Hast die Verwundeten niedergetrampelt wurden. Und es kamen mehr, immer mehr nach. Die Breschen wurden von unzähligen Männern belebt, die in die Stadt eilten, um in Badajoz Rache zu üben.

Hakeswill rannte mit ihnen eine lange Straße hinauf, die zu einem kleinen Platz führte. Er wusste, dass er sich ungefähr in die richtige Richtung bewegte, bergauf und schräg nach links, aber er vertraute auf seinen Instinkt und sein Glück. Der Platz war bereits überfüllt mit Soldaten. Musketen krachten, als ein Türschloss nach dem anderen

zerschossen wurde. Schon ertönten die ersten Schreie der Frauen aus der Stadt, und einige, die vermeiden wollten, dass man sie in ihren Häusern in die Enge trieb, versuchten sich den Berg hinauf zu retten. Hakeswill beobachtete, wie eine von ihnen festgehalten wurde. Man riss ihr die Ohrringe ab, sodass Blut auf ihr Kleid spritzte, aber das wurde ihr ebenfalls heruntergerissen. Sie wurde nackt zwischen den Soldaten hin und her gewirbelt, die ihr Stöße versetzten und über sie lachten und sich dann auf sie warfen.

Hakeswill umrundete die Gruppe. Damit hatte er nichts zu tun. Vielmehr vermutete er, dass die übrigen Frauen, die entkommen waren, ihn zur Kathedrale führen würden. Er folgte ihnen.

Captain Robert Knowles, freudig bewegt und erschöpft, lehnte sich kurz an das Tor des Schlosses. In den Straßen war Hufgetrappel zu hören. Philippon, der französische General, hatte mit einer Hand voll Berittener die Flucht ergriffen, hinab zu der Brücke, die in den Schutz der Festung San Cristobal führte. Sie hatten das mächtige Schloss aufgeben müssen, und während sie dahin ritten, hörten sie, wie hinter ihnen die dunklen Geschäfte ihren Anfang nahmen. Sie schlugen auf ihre Pferde ein, gaben ihnen die Sporen und preschten über die Brücke, eilig gefolgt von der fliehenden französischen Infanterie. Philippons Gesicht war verzerrt vor Kummer, nicht um die Stadt, sondern über sein Versagen. Er hatte alles getan, was getan werden konnte, weitaus mehr, als er gehofft hatte, aber sie waren dennoch besiegt worden. Wellington, dieser verfluchte Wellington, hatte sie geschlagen.

Knowles’ Männer drängten sich am Tor und riefen dem fliehenden Feind Beschimpfungen nach. Einer von ihnen nahm eine Fackel aus ihrer Wandhalterung. »Erlaubnis zu gehen, Sir?« Die Flammen erhellten die begierigen,

hungrigen Gesichter, die Knowles beobachteten. »Geht nur!«

Sie schrien Hurra und rannten jubelnd in die Straßen. Knowles lachte über sie und folgte ihnen.

Teresa. Er lief durch die dunklen Straßen, deren Türen verriegelt und deren Fenster mit Eisenstangen versperrt waren. Bald darauf war er allein und hatte sich im Gewirr der Straßen verirrt. Er blieb an einer Kreuzung stehen und horchte auf die Schreie, die über und unter ihm am Berg erklangen. Dann entschied er sich, der Straße mit den vornehmsten Häusern zu folgen. Ein Mann rannte den Berg hinauf an ihm vorbei, und er erkannte den typischen Kreuzgurt eines französischen Soldaten. Der Mann war bewaffnet. Sein langes Bajonett glitzerte, aber er hielt sich nicht auf, sondern rannte keuchend weiter.

Knowles lief bergab. Das Geräusch seiner Stiefel hallte von den Hauswänden wider, und dann hörte die Straße auf, mündete in einen großen Platz, und dort stand sie über ihm, die Kathedrale.

Auf dem Platz herrschte Panik. Die letzten Franzosen waren in nördlicher Richtung verschwunden, aber die Bewohner von Badajoz waren nicht mit ihnen gegangen. Jene, die nicht in ihren Häusern waren, befanden sich hier. Sie drängten sich auf den Stufen der Kathedrale, zwängten sich durch ihre Pforten, hofften, dort Zuflucht zu finden. Sie rannten an Knowles vorbei, stießen mit ihm zusammen, ignorierten ihn völlig. Er sah sich verzweifelt um. So viele Straßen! Und dann nahm er hinter der Kathedrale undeutlich eine kleine Gasse wahr, mit Häusern, die über Balkone verfügten. Er rannte los, den Blick zu den Gebäuden erhoben, und dann blieb er stehen, denn er hatte zwei Bäume entdeckt, eine Fassade mit zahlreichen Nischen. Er hämmerte gegen die verschlossene Tür. »Teresa! Teresa!«

Hakeswill hatte unterdessen die Straße zur Rechten gewählt, die von dem kleinen Platz aus nach oben führte, und hatte sich vergewissert, dass die Frauen vor ihm her auf die Kathedrale zurannten. Er verlangsamte seine Schritte, kicherte vor sich hin. Dann hörte er aus nächster Nähe die Rufe, und sein erster Gedanke war, dass Sharpe das Haus vor ihm erreicht hatte.

»Teresa! Teresa!« Das war nicht Sharpes Stimme! Dem Klang nach ein Offizier, aber nicht Sharpe. Hakeswill presste sich an die gegenüberliegende Hauswand und beobachtete die dunkle Gestalt, die gegen die Tür hämmerte. »Teresa! Ich bin es! Robert Knowles!«

Im Obergeschoss ging ein Fensterladen auf, schwacher Kerzenschein drang in die Nacht hinaus, und Hakeswill sah die Umrisse einer Frau, schlank und langhaarig. Das musste sie sein! Er spürte in seinem Innern die Erregung, spürte, wie sie sich unermüdlich regte und entfaltete. Dann rief sie zur Straße hinab: »Wer ist da?«

»Robert! Robert Knowles!«

»Robert?«

»Ja! Machen Sie auf!«

»Wo ist Richard?«

»Ich weiß nicht. Wir waren nicht zusammen.« Knowles trat einen Schritt zurück, starrte zu dem schmalen Balkon hinauf. Die Schreie und Schüsse kamen jetzt immer näher, und Teresa blickte den Hang hinunter auf das erste Flackern brennender Häuser. »Warten Sie! Ich mache auf!« Sie schlug den Fensterladen zu und verriegelte ihn. Gegenüber im tiefen Schatten grinste Hakeswill vor sich hin. Er konnte die Tür stürmen, sobald sie geöffnet wurde, aber der Offizier, sah er, hielt einen blanken Degen in der Hand, und er erinnerte sich, dass die Hündin selbst ständig bewaffnet war. Er spähte zum Balkon hinauf. Er war nicht allzu hoch angebracht, und das Fenster im Erdgeschoss

direkt darunter war mit schwarzen Eisenstäben vergittert. Er wartete.

Die Vordertür quietschte in den Angeln und öffnete sich, und während des kurzen Moments, den Knowles brauchte, um ins Haus zu gelangen, sah Hakeswill die Silhouette der Frau. Die Tür fiel zu, und Hakeswill setzte sich in Bewegung, überraschend flink und leise für einen Mann wie ihn, hinüber zu dem vergitterten Fenster, das ihm den Aufstieg leicht machte, und hinauf, bis er den Boden des Balkons erreichen konnte, und dann konzentrierte er alle Kraft in seinen Armen. Er verharrte einen Augenblick, da sein Gesicht plötzlich zu zucken begonnen hatte, aber der Krampf verging, und er zog sich hinauf. Seine kräftigen Arme machten es ihm leicht, sich hochzuhangeln, bis seine Füße auf dem Balkon Halt fanden und er über die Brüstung kletterte.

Der Fensterladen war aus Holz, und durch die Ritzen, die dazu gedacht waren, die Nachtluft einzulassen, konnte er ein leeres Zimmer erkennen. Er drückte gegen den Laden. Er war verriegelt, aber Hakeswill drückte noch einmal stärker zu, und das Holz verbog sich knirschend und splitterte dann nach innen. Er erstarrte, aber der Lärm, der in der besiegten Stadt herrschte, übertönte jedes Geräusch. Er setzte sich erneut in Bewegung, schlich ins Zimmer, und das Bajonett fuhr mit leisem Knistern aus seiner Scheide.

Ein Schrei. Er drehte sich um, und dort lag in einer hölzernen Wiege ein Säugling. Sharpes Bastard. Hakeswill gackerte vor sich hin, durchquerte das Zimmer und starrte auf das Kind hinab. Es hatte im Schlaf geschrien. Er nahm seinen Tschako ab, hielt ihn über den Säugling und sprach zu ihm. »Siehst du? Da ist es. Genauso wie ich einmal war? Stimmt’s, Mutter? Wie ich.« Das Kind bewegte sich, und Hakeswill summte. »Schlaf nur, schlaf, mein Kindchen.

Erinnerst du dich? Das hast du immerzu mir gesagt, Mutter, zu deinem Obadiah.«

Schritte auf der Treppe, knarrendes Holz und Stimmen vor der Tür. Er konnte die Frau und den Offizier hören, daher ließ er den Tschako auf den Säugling fallen und zog die Pistole aus seiner Jacke. Er verhielt sich still und lauschte den Stimmen, das Bajonett in der linken, die Pistole in der rechten Hand. Dann schrie die Kleine wieder im Schlaf, und Teresa öffnete die Tür und sprach in sanftem Spanisch auf sie ein.

Und verstummte.

»Hallo, Missy!« Das Gesicht zuckte, wirkte gelb im Kerzenschein, der Mund offenbarte grinsend schwarze Zähne in verrottendem Zahnfleisch, und die rötliche Narbe an dem hässlichen Hals zuckte zugleich mit dem Kopf. Hakeswill lachte.

»Hallo! Erinnerst du dich noch an mich?«

Teresa blickte zu ihrem Kind hinüber, zu dem Bajonett, das dicht über Antonias Wiege schwebte. Sie keuchte. Knowles stieß sie beiseite, hob den Degen, doch da flammte die Pistole auf, sodass das Kind erwachte, und die Kugel warf Knowles zurück. Er stürzte rücklings durch die Tür, und Hakeswills Gegacker war der letzte Laut, den er in seinem Leben hörte.

Hakeswill hielt sein Bajonett über den Säugling, während er die noch qualmende Pistole zurück in seine Jacke steckte. Die blauen Augen wandten sich Teresa zu, deren Blick unentwegt auf das Bajonett gerichtet war, und er grinste ihr zu. »Den konnten wir nicht brauchen, Missy, nicht wahr? Sind nur zwei nötig für das, was wir vorhaben.« Er gackerte wie ein Besessener, aber seine Augen waren gelassen und sein Bajonett ruhig. »Mach die Tür zu.«

Sie verfluchte ihn, und er lachte. Sie war noch schöner als in seiner Erinnerung. Das dunkle Haar umrahmte ihr fein geschnittenes Gesicht. Er beugte sich vor und schob die rechte Hand unter das Kind. Es weinte. Sie kam auf ihn zu, aber das Bajonett zuckte, und sie blieb stehen. Hakeswill hob das Kind samt Zudecke hoch und hielt es unbeholfen in der rechten Armbeuge, während die linke Hand ausgestreckt und so verkrümmt blieb, dass das nadelspitze Bajonett auf die winzige, weiche Kehle zeigte. »Ich sagte, mach die Tür zu.« Seine Stimme klang leise, ganz leise. Er sah die Angst in ihrem Gesicht, und sein Verlangen war heftig, so heftig.

Sie schloss die Tür, stieß dabei an die Füße des toten Knowles. Hakeswill nickte. »Schieb den Riegel vor.« Der Riegel rastete ein.

Der Tschako war in der Wiege geblieben, und Hakeswill bedauerte es, denn er hätte gern gehabt, dass seine Mutter, deren Bildnis darin steckte, alles mit ansehen konnte. Aber das ging nun einmal nicht. Er kam langsam auf Teresa zu, die vor ihm zurückwich, in Richtung Bett, wo ihr Gewehr lag. Er grinste ihr zuckend zu, und seine Stimme klang triumphierend. »Nur du und ich, Missy. Nur du und Obadiah.«

KAPITEL 29

»Wohin?«

»Das weiß Gott allein.« Sharpe suchte verzweifelt nach einer Hauptstraße. Die mittlere Bresche lag einem Gewirr kleiner Gässchen gegenüber. Er entschied sich wahllos für eines und rannte los. »Hier entlang!«

Vor ihnen ertönten Schreie und Schüsse. Auf dem Weg lagen Leichen. Es war zu dunkel, um festzustellen, ob es sich um Franzosen oder um Spanier handelte. Die Gasse stank nach Blut, Tod und dem Inhalt der Nachttöpfe, die aus den Fenstern im Obergeschoss in die Gasse geleert worden waren. In ihrer Hast glitten die beiden Männer immer wieder aus. Aus einer Quergasse schien Licht, und Sharpe wandte sich instinktiv dorthin. Er rannte immer noch und trug den mächtigen, blutbefleckten Säbel wie eine Lanze vor sich her.

Vor ihnen ging eine Tür auf. Männer strömten auf die Gasse und blockierten sie, und dann folgten Weinfässer, große, bauchige Fässer, die sie mit ihren Musketenkolben bearbeiteten, bis die Dauben aufbrachen und der Wein sich auf das Pflaster ergoss. Die Männer ließen sich fallen, legten die Münder an die hervorströmende Flüssigkeit oder fingen sie mit den Händen auf.

Sharpe und Harper stießen sie mit Fußtritten beiseite, zwängten sich vorbei und gelangten auf den kleinen Platz. Von dem vereinzelten Haus, das dort brannte, ging der Lichtschein aus, der sie magisch angezogen hatte. Und in diesem Licht sahen sie eine mittelalterliche Darstellung der Hölle.

Das Volk von Badajoz bekam die Rache der rotberockten Teufel zu spüren. Eine nackte Frau taumelte schluchzend und blutbeschmiert mitten über den Platz. Sie war zu sehr verletzt worden, um noch etwas zu fühlen, war zu sehr missbraucht worden, um noch auf sich zu achten, und als sie erneut von Männern gepackt wurde, die von der Bresche her eingetroffen waren, leistete sie keinen Widerstand, sondern schluchzte nur immer weiter, und um sie herum spielte sich Ähnliches ab. Manche Frauen wehrten sich, manche waren gestorben, andere hatten mit angesehen, wie die Kinder gestorben waren, und überall tollten die Sieger umher, halb ausgezogen, halb betrunken, angestrahlt vom Feuer und beladen mit Beute.

Einige der Teufel kämpften, stritten sich um Frauen oder Wein, und Sharpe sah, wie zwei portugiesische Soldaten einen britischen Sergeant niederstachen, die Frau packten, die unter ihm lag, und sie in ein Haus zerrten. Ihr Kind watschelte hysterisch nach ihr rufend hinterher, aber die Tür wurde zugeschlagen, und das Kind trollte sich.

Harpers Gesicht offenbarte entsetzliche Wut. Er trat die Tür ein und stürzte ins Haus. Ein Schuss ging los, traf den Türrahmen, und dann wurden die Portugiesen nacheinander mit knochenbrecherischer Gewalt herausgeschleudert. Dann hob der Ire das Kind auf, reichte es ins Innere des Hauses und schloss die Tür, so gut er konnte. Er wandte sich achselzuckend an Sharpe. »Es werden andere kommen, die sie erwischen.«

Wohin? Zwei Straßen führten den Berg hinauf, die größere nach links, und Sharpe nahm sie, schob sich durch das Gedränge, durch die Szenen aus der Hölle. Einmal schien unerklärlicherweise das Pflaster überzulaufen vor Silbermünzen, die niemand anrührte. Eine Tür nach der anderen wurde aufgebrochen, ein Haus nach dem anderen geplündert. Die Stadt war der Gnade einer Armee ausgeliefert, und diese Armee kannte wenig Gnade. Einige

Männer verhielten sich anständig, schützten eine Frau oder eine Familie, aber die anständigen Männer wurden allzu oft aus dem Weg geräumt. Offiziere, die versuchten, dem Blutbad Einhalt zu gebieten, wurden erschossen.

Die Disziplin war dahin, der Pöbel herrschte in Badajoz.

Ohrenbetäubende Schreie drohten die beiden Männer taub zu machen, und sie mussten einer Horde Frauen ausweichen, die sich fasernackt geifernd und spuckend aus einer unverriegelten Tür hervorwälzte. Von der Tür her rief ihnen eine Nonne etwas nach, aber es kamen immer mehr Frauen heraus, und Sharpe erkannte, dass sich ein Irrenhaus in die Straßen entleerte. Es hatte keinen Sinn, in dieser Nacht in Badajoz die Verrückten einzuschließen, und von hinten erklang Hurrageschrei, als die Soldaten heranströmten und sich zwischen die Wahnsinnigen warfen. Einer zerrte die Nonne hervor, während ein anderer einer riesenhaften nackten Frau auf den Rücken sprang und ihr zerzaustes graues Haar packte, um es als Zaumzeug zu benutzen. Gleich darauf versuchten sämtliche Soldaten, es ihm nachzutun und auf einer Irren zu reiten.

»Dort, Sir!« Harper streckte den Arm aus. Vor ihnen und über ihnen ragte der Turm der Kathedrale auf. Seine gedrungenen, mit Zinnen bewehrten Umrisse hoben sich deutlich vom Himmel ab, und aus seinen Bogenfenstern ertönte wirres Geläut, weil sich betrunkene Männer an die Glockenschnüre gehängt hatten, um den Sieg einzuläuten.

Sie blieben am Ende der Straße vor der Kathedrale stehen, und zu ihrer Linken befand sich ein weiter Platz. Die Vergewaltigungen, die auf ihm stattfanden, wurden von einem mächtigen Feuer beleuchtet, und rechts von ihnen lag eine dunkle Nebenstraße. Sharpe wollte darauf zu gehen, aber jemand zerrte an seinem Arm. Er drehte sich um und gewahrte ein Mädchen, das sich zierlich und schluchzend an seinen Ärmel klammerte. Sie war aufgestöbert und aus einem Haus gejagt worden, und ihre

Verfolger kamen hinterher, während sie sich an dem hoch gewachsenen Mann festhielt, dessen Gesicht von dem Wahnsinn unberührt zu sein schien.

»Señor! Señor!«

Die Verfolger, die an ihren weißen Besätzen als Angehörige des 43rd Regiments zu erkennen waren, griffen nach dem Mädchen, aber Sharpe schwang seinen Säbel gegen sie, verletzte einen Mann am Arm und beobachtete, wie sich ihre Bajonette zum Angriff senkten. Das Mädchen behinderte ihn. Er holte erneut aus, musste vor den britischen Bajonetten ausweichen, aber dann stellte sich Harper zwischen ihn und die Angreifer.

Er setzte sein Salvengewehr als Keule ein, und sie zogen sich zurück.

»Hier entlang!«, brüllte Sharpe. Das Mädchen klammerte sich weiter an ihn, während er in die schmale Gasse einbog. Harper kam hinterdrein und bedrohte die Männer des 43rd so lange mit dem gigantischen Gewehr, bis sie die Verfolgung aufgaben und sich leichtere Beute suchten. Als der Sergeant kehrtmachte, um Sharpe zu folgen, stellte er fest, dass sie in eine Sackgasse geraten waren. Sharpe fluchte.

Harper packte das Mädchen, das vor ihm zurückzuckte, aber seine Berührung war sanft, seine Stimme eindringlich. *»Donde está la Casa Moreno?«* Das war alles, was er auf Spanisch sagen konnte, und das Mädchen reagierte mit einem Kopfschütteln. Er versuchte es noch einmal, sprach mit beruhigender Stimme. »Hören Sie zu, Miss. *Casa Moreno. Comprende? Donde está la Casa Moreno?«*

Sie sagte etwas auf Spanisch, das schnell und aufgeregt klang, und zeigte auf die Kathedrale. Sharpe fluchte erneut, so verzweifelt war er. »Sie weiß es nicht. Wir gehen zurück.« Er wollte gehen, aber Harper hob die Hand.

»Nein, sehen Sie nur!« Dort waren Stufen, die zu einem Seitenportal führten, und der Ire schob Sharpe darauf zu. »Sie meint, wir sollen durch die Kathedrale gehen. Das ist eine Abkürzung!«

Das Mädchen stolperte über den Saum seines Kleides, aber Harper fing es auf, und es umklammerte seine Hand, während er die große, mit Beschlägen versehene Pforte aufdrückte. Sharpe hörte, wie der Ire tief Luft holte.

Die Kathedrale hatte als Zufluchtsort gedient, als Refugium, aber damit war es vorbei. Die Soldaten waren eingedrungen, hatten die Frauen gejagt und eingefangen, und nun wurden im Glanz zahlloser Votivkerzen die Frauen vergewaltigt. Eine Nonne lag mit zerrissener Kutte und gespreizten Beinen über dem Hochaltar, während ein Ire des 88th Regiments, der den Angriff auf das Schloss überlebt hatte, vergebens versuchte, auf sie zu klettern. Er war zu betrunken. Das Mädchen keuchte, begann zu schreien, aber Harper hielt es fest. *»Casa Moreno? Si?«*

Es nickte, sprachlos vor Entsetzen, und führte sie zwischen Altar und Chorgestühl über die weite Fläche des Querschiffs, um den riesigen Lüster herum, dessen Halterung man durchgeschnitten hatte, sodass er herab auf die Steinplatten gekracht war und einen Corporal vom 7th Regiment unter sich begraben hatte, der noch gelegentlich unter seinem Gewicht zuckte. Überall lagen Tote verstreut, während die Verwundeten, in ihrem Elend schluchzend, in die gnädigen Schatten des Mittelschiffs krochen. Steh uns bei, jetzt und in der Stunde unserer Not!

Ein Priester, der versucht hatte, die Soldaten aufzuhalten, lag am nördlichen Portal. Sharpe und Harper stiegen über seinen Leichnam hinweg, hinaus auf den großen Platz, und das Mädchen zeigte nach rechts. Sie rannten los, bis es Harper erneut nach rechts zog, in eine dunkle Gasse, in der es von Soldaten wimmelte. Sie schlugen gegen die verschlossenen Türen und gaben in ihrer Enttäuschung

Schüsse auf die verrammelten Fenster im Obergeschoss ab. Harper schützte das Mädchen, hielt es dicht an sich gepresst, während sie sich durch die Menge drängten. Sharpes Säbel diente ihnen als Passierschein, und dann rief ihnen das Mädchen etwas zu und zeigte auf die dunklen Umrisse zweier Bäume. Da wusste Sharpe, dass sie am Ziel waren.

Am Eingang ertönte Jubel, dann ein Knarren und lautes Krachen, und die Menge, die sich davor versammelt hatte, löste sich auf und verschwand in Morenos Innenhof. Dort warteten Fässer auf sie, dickbauchige Fässer, volle Fässer, und die Männer stürzten sich auf den Wein, alles andere vergessend. In seinem Kontor aber lag Rafael Moreno neben seiner Frau, die um Mitternacht heimgekehrt war, betend auf den Knien und hoffte, genügend Wein für die Soldaten bereitgestellt zu haben und dass die Riegel an der Tür seines Kontors stark genug waren, um ihr Eindringen zu verhindern.

Hakeswill fluchte. Er hörte den Tumult, der unten aufkam, das Bersten des mächtigen Tors, und er fauchte Teresa an. »Beeil dich, Missy!«

Eine Kugel ließ den Fensterladen splittern und grub sich in die Zimmerdecke. Hakeswill drehte sich, Sharpe vermutend, ängstlich um, aber es handelte sich nur um eine verirrte Kugel, die den Weg von der Straße nach oben gefunden hatte. Das Kind lag in seiner Armbeuge, und es war seine wirksamste Drohung, daher wollte er es noch nicht gleich umbringen. Das Bajonett war nach wie vor auf Antonias Kehle gerichtet, deren Weinen in krampfhaftes, atemloses Schluchzen übergegangen war. Hakeswill ließ die Klinge zucken, biss die Zähne zusammen, als das Zucken auf ihn übergriff, und brüllte wieder.

»Beeil dich, Missy!«

Sie war immer noch voll bekleidet. Zum Teufel mit ihr, er wollte die Sache hinter sich bringen! Ihre Schuhe hatte sie

ausgezogen, sonst nichts. Er ließ erneut das Bajonett zucken, bis das Blut als schmales Rinnsal austrat, und sah, wie ihre Hände hoch fuhren, an den Verschluss ihres Kleides. »So ist's recht, Missy. Wir wollen doch nicht, dass das Kleine stirbt, oder?« Er gackerte, und aus dem Gackern wurde ein grässliches Husten, und Teresa beobachtete unentwegt die Klinge am Hals ihres Kindes. Sie wagte nicht, ihn anzugreifen, wagte es einfach nicht. Dann hörte der Husten auf, und die Augen öffneten sich wieder. »Nun mach schon, Missy. Wir haben viel nachzuholen, erinnerst du dich?«

Teresa löste bedächtig den Knoten an ihrem Halsausschnitt. Sie tat so, als habe sie mit dem Stoff zu kämpfen, und sah die Erregung in seinem Gesicht. Dann begann er ein ums andere Mal zu schlucken, sodass sein Adamsapfel gegen die Narbe pochte. »Beeil dich, Missy, beeil dich!« Hakeswill spürte seine Erregung. Sie hatte ihn erniedrigt, diese Hündin, und nun war sie an der Reihe. Sie würde sterben, samt ihrem Bastard, aber zunächst wollte er seine Lust an ihr stillen. Er begann sich gedanklich mit dem Problem auseinanderzusetzen, wie er das Kind im Griff behalten sollte, während er sie nahm, und dann wurde ihm klar, dass sie Zeit zu gewinnen suchte. »Ich schlitz ihm die Kehle auf, Missy, und anschließend dir. Wenn du willst, dass dieser kleine Bastard weiterlebt, ziehst du jetzt besser deine Kleider aus, und zwar schnell!«

Die Tür bog sich unter Harpers Tritt. Das Krachen veranlasste Hakeswill herumzuwirbeln. Dann verschob sich der Riegel, die Tür erzitterte in ihren Angeln, und Hakeswill hielt das Bajonett senkrecht über Antonias Kehle. »Halt!«

Teresa hatte nach dem Gewehr gegriffen. Sie erstarrte. Harper war durch die Tür gestürmt. Der Schwung hatte ihn bis an die Wiege getragen, wo er nun ebenfalls reglos auf allen vieren verharrte und das siebzehn Zoll lange Bajonett anstarrte.

Sharpe und hinter ihm das Mädchen blieben an der Tür stehen. Der Säbel, den er Hakeswill entgegenstreckte, hing bewegungslos in der Luft. Seine blutverkrustete Spitze schwebte bebend mitten im Zimmer.

Hakeswill lachte. »Bisschen spät, wie, Sharpey? So haben sie dich genannt, nicht wahr, Sharpey? Oder Dick. Sharpe, den Glückspilz. Ich weiß es noch genau. Ich erinnere mich an den schlauen kleinen Sharpe, aber das hat dir nicht geholfen, der Auspeitschung zu entgehen, nicht wahr?«

Sharpe blickte Harper an, dann Teresa, dann wieder Hakeswill. Er wies bedächtig auf Knowles' Leichnam. »Warst du das?«

Hakeswill gackerte, und seine Schultern zuckten. »'n schlauer kleiner Halunke bist du, Sharpey! Verdammt noch mal, natürlich war ich das. Der kleine Bastard war gekommen, um deine Lady zu beschützen.« Er wandte sich hohnlächelnd an Teresa. »Das heißt, jetzt ist sie meine Lady.« Ihr Kleid stand am Hals offen, und Hakeswill konnte auf ihrer gebräunten Haut ein schmales goldenes Kreuz erkennen. Er begehrte sie, wollte diese Haut unter den Händen spüren, und er würde sie bekommen! Und anschließend töten! Und Sharpe durfte ruhig zusehen, denn niemand würde es wagen, ihn anzurühren, solange er den Säugling bedrohte.

Das Mädchen hinter Sharpe stöhnte auf, und Hakeswills Kopf fuhr zur Tür herum. »Hast du da draußen eine Hure, Sharpey? Tatsächlich! Hol sie herein!«

Das Mädchen trat über Knowles' Leiche hinweg ins Zimmer. Es bewegte sich langsam, hatte schreckliche Angst vor dem Mann mit der gelben Haut und dem Schmerbauch, der das krampfhaft schluchzende Kind in den Armen hielt. Als es zu Harper trat, berührte sein Fuß Hakeswills Tschako, der aus der umgestürzten Wiege gefallen war. Der Tschako rollte, das Innerste zuoberst, neben Harpers Hand.

Hakeswill beobachtete das Mädchen. »Sehr nett. Hübsches kleines Frauenzimmer.« Er gackerte. »Du hast es auf den Iren abgesehen, nicht wahr, Schätzchen?« Das Mädchen zitterte bei seinem Anblick, und Hakeswill lachte. »Ich sage dir, er ist ein Schwein. Alle verdammten Iren sind Schweine, großmächtige Drecksschweine. Bei mir hättest du es besser, kleines Frauenzimmer.« Die blauen Augen richteten sich auf Sharpe. »Mach die Tür zu, Sharpey. Aber sachte.«

Sharpe schloss die Tür. Er bemühte sich, den zuckenden Mann nicht zu erschrecken, der sein Kind umklammerte. Er konnte Antonias Gesicht nicht sehen, nur das lange Bajonett mit der gezähnten Schneide, die über dem Bündel aus Bettzeug schwebte.

Hakeswill lachte ihm ins Gesicht. »Sehr gut. Du darfst jetzt zusehen, Sharpey.« Er blickte zu Harper hinüber, der nach wie vor in grotesker Haltung starr dalag, wo er gefallen war. »Du auch, du Schwein. Du darfst zusehen. Steh auf.«

Hakeswill war sich nicht sicher, wie er es bewerkstelligen sollte, aber es würde ihm schon etwas einfallen. Solange er das Kind in seiner Gewalt hatte, das war ihm klar, konnten die beiden Männer und die Frau nichts ausrichten. Das Mädchen, allem Anschein nach Harpers Mädchen, gefiel ihm. Er konnte es später mitnehmen, hinaus in die Stadt, aber vorher musste er Sharpe und Harper töten, weil sie wussten, dass er Knowles auf dem Gewissen hatte. Er schüttelte den Kopf. Er würde sie nur aus einem Grund töten: weil er sie hasste! Er lachte, dann sah er, dass Harper sich nicht gerührt hatte. »Ich sagte, du sollst aufstehen, du irischer Schweinehund! Aufstehen!«

Harper stand auf. Sein Herz klopfte, so groß war das Risiko, das er einging. In den Händen hielt er den Tschako. Er hatte drinnen das Bild entdeckt, hatte nicht erkannt, um wen es sich handelte. Dennoch stand er jetzt auf, hielt den

Tschako in der einen Hand und griff mit der anderen hinein. Er sah, dass Hakeswills Miene Besorgnis ausdrückte. Das Bajonett zitterte. »Gib es mir.« Seine Stimme hatte einen weinerlichen Ton angenommen. »Gib es mir!«

»Lass erst das Kind los.«

Niemand sonst bewegte sich. Teresa und Sharpe begriffen gar nichts, und Harper hatte nur eine leise Ahnung, einen Verdacht, einen Strohhalm von einer Hoffnung, an den er sich in diesem Wahnsinn klammern konnte. Hakeswill erschauerte, sein Gesicht zuckte krampfhaft. »Gib es mir!« Er schluchzte. »Meine Mammi! Meine Mammi! Gib sie mir!«

Die Stimme mit dem nordirischen Akzent drang leise und tief aus Harpers massivem Brustkasten. »Ich hab meine Fingernägel an ihren Augen, Hakeswill, sanfte, zärtliche Augen, und ich werd sie ihr auskratzen, und dann wird deine Mammi schreien.«

»Nein! Nein! Nein!« Hakeswill wankte und weinte und wand sich. Das Kind weinte ebenfalls. Das gelbe Gesicht war Harper zugewandt, und die Stimme klang flehentlich. »Tu’s nicht! Tu’s nicht! Das darfst du meiner Mammi nicht antun!«

»Natürlich werde ich ihr das antun, wahrhaftig, das werde ich, wenn du nicht das Kind loslässt.« Er sprach mit rhythmischer Stimme, wie mit einem Kind, und Hakeswill wiegte sich in ihrem Rhythmus. Der Kopf ging zu heftigen Zuckungen über, und dann war plötzlich die Angst gewichen, und er blickte Harper an.

»Du hältst mich wohl für einen Narren?«

»Deine Mutter leidet Schmerzen.«

Augenblicklich setzte der Wahnsinn wieder ein. Sharpe sah mit Entsetzen, wie Hakeswill sich in diesen Wahnsinn zurückzog, dem er immer so nahe gewesen zu sein schien. Er hatte sich hingekauert, die Knie unter das Kind

geschoben, und wiegte sich schluchzend vor und zurück. Aber das Bajonett schwebte nach wie vor über der Kleinen, und Sharpe wagte nicht, sich zu rühren.

»Deine Mutter hat etwas zu mir gesagt, Obadiah.« Die Stimme aus Ulster brachte Hakeswill dazu, erneut zu Harper hinüberzublicken. Der hielt sich den Tschako ans Ohr. »Sie verlangt, dass du das Kind loslässt, dass du das Kind loslässt, dass du ihr hilfst, dass du ihr hilfst, weil sie an ihren Augen hängt. Was für hübsche Augen das sind, Obadiah, die Augen deiner Mutter!«

Der Sergeant atmete in kurzen, schnellen Stößen, und er nickte heftig. »Ich tu's, ich tu's. Gib mir nur meine Mutter!«

»Sie kommt zu dir, wahrhaftig, aber lass zuerst von dem Kind ab, lass ab, lass ab.« Harper tat einen bedächtigen Schritt auf den Sergeant zu und streckte ihm den Tschako entgegen, doch nicht weit genug, und Hakeswills Gesicht war das eines Kindes, das alles tun will, um nur nicht geschlagen zu werden. Er nickte eifrig, und die Tränen liefen ihm über die Wangen.

»Ich lass das Kind los, Mutter, lass das Kind los. Obadiah wollte dem Kind nie etwas zuleide tun.« Die lange Klinge entfernte sich endlich vom Hals der Kleinen, der Tschako kam näher, und dann legte Hakeswill immer noch weinend und zuckend das Kind auf dem Bett ab, machte kehrt wie ein Wirbelwind und griff nach dem Tschako.

»Du Schweinehund!« Harper zog den Tschako an sich und versetzte Hakeswill einen mächtigen Schlag. Teresa brachte hastig das Kind am Kopfende des Bettes in Sicherheit. Dann drehte sie sich um, das Gewehr in den Händen, und machte sich am Hahn zu schaffen.

Sharpe unternahm einen Vorstoß mit dem Säbel, aber Hakeswill wurde von Harpers Schlag zurückgeworfen, und die Klinge verfehlte ihn. Hakeswill war hingefallen, immer noch ohne seinen Tschako. Nun versuchte er ihn erneut zu packen. Das Gewehr wurde aus weniger als einem Yard

Entfernung abgeschossen, aber er kroch weiter auf den Tschako zu. Harper trat mit dem Fuß nach ihm, und Sharpes zweiter Säbelhieb verfehlte ebenfalls sein Ziel.

»Haltet ihn!« Harper warf den Tschako hinter sich und griff nach Hakeswill. Teresa, die nicht glauben mochte, dass sie danebengeschossen hatte, schwang das entladene Gewehr gegen den Sergeant. Der Kolben sauste durch die Luft und traf Harpers Arm, sodass er nur Hakeswills Proviantbeutel zu fassen bekam. Er packte ihn, zog daran, und Hakeswill brüllte ihn an, schwang selbst die Faust.

Der Sergeant zog und zerrte, bis der Riemen seines Proviantbeutels riss und er in Harpers Hand zurückblieb. Hakeswill war immer noch auf der Suche nach seinem Tschako. Er befand sich außer Reichweite, hinter Sharpe und seinem Säbel.

Hakeswill gab ein langes, tiefes Stöhnen von sich, denn er hatte erst vor wenigen Tagen seine Mutter wiedergefunden, und nun war sie wieder fort. Seine Mutter, die Einzige, die ihn je geliebt hatte, die ihren Bruder ausgesandt hatte, um ihn vom Schafott zu retten, und nun hatte er sie wieder verloren. Er stöhnte, hieb mit dem Bajonett um sich, sprang dann auf das zerbrochene Fenster zu, brachte die Überreste des Fensterladens zum Bersten und legte ein Bein über den Rand des Balkons. Drei Menschen versuchten ihn zu hindern, aber er schwang sein Bajonett, hob das andere Bein und sprang.

»Halt!« Harpers Ruf galt nicht Hakeswill, sondern Sharpe und Teresa, die ihm den Weg versperrten. Er schob sie beiseite, nahm das Salvengewehr von der Schulter, das er in der Bresche nicht gebraucht hatte, und legte es an. Hakeswill kauerte drunten auf der Straße, rappelte sich hoch und bot ein Ziel, das Harper nicht verfehlen konnte. Er spürte, wie sich seine Lippen zu einem Lächeln verzogen, als er abdrückte. Das Gewehr traf seine Schulter

wie der Tritt eines Maulesels, und die Fensteröffnung füllte sich mit Rauch. »Hab ihn, den Schweinehund!«

Das Gackern drang von der Straße herauf, ein verächtliches Gackern, und Harper fächerte den Rauch beiseite, beugte sich über das Balkongeländer und sah drunten in dem Schatten die klobige Gestalt, die sich plump und ohne Tschako entfernte, bis ihre Schritte im Lärm der Stadt nicht mehr zu hören waren. Er lebte! Harper schüttelte den Kopf. »Dieser Schweinehund ist nicht umzubringen!«

»Das behauptet er auch immer.« Sharpe ließ seinen Säbel sinken und wandte sich ab. Teresa lächelte ihm zu, hielt ihm das Bündel hin, und er begann zu weinen, er wusste nicht, warum. Er nahm seine Tochter in die Arme und hielt sie fest. Er küsste sie und schmeckte das Blut an ihrer Kehle. Sie gehörte ihm. Ein Kind, eine Tochter, Antonia. Weinend, lebendig – und sein.

EPILOG

Sie wurden am nächsten Tag getraut, von einem Priester, der vor Angst zitterte, weil in der Stadt nach wie vor geplündert wurde und über den Dächern Flammen aufstiegen und Schreie durch die Straßen hallten. Diejenigen unter Sharpes Männern, die sich im Haus eingefunden hatten, räumten den Innenhof auf und warfen die Betrunkenen hinaus. Dennoch erschien er ihnen als ein seltsamer Ort für eine Hochzeit. Clayton, Peters und Gutteridge bewachten das Haupttor mit geladenen Musketen. Beißender Rauch trieb auf den Hof, und Sharpe verstand kein Wort von der Zeremonie.

Harper und Hogan, deren Gesichter nach Meinung Sharpes törichte Glückseligkeit zeigten, sahen dabei zu. Der Sergeant hatte vor Freude einen Jubelschrei ausgestoßen, als Sharpe ihm mitgeteilt hatte, dass er und Teresa heiraten wollten. Harper hatte Sharpe auf den Rücken geklopft, als wären sie vom gleichen Rang, und hatte behauptet, er und Isabella wären sehr froh für sie.

»Isabella?«

»Das kleine Mädel, Sir.«

»Ist sie etwa noch da?« Sharpes Rücken fühlte sich an, als sei er von einem französischen Vierpfünder getroffen worden.

Harper war errötet. »Ich denke, sie will vielleicht ein bisschen bei mir bleiben, ein klein bisschen, verstehen Sie? Natürlich nur, wenn Sie nichts dagegen haben, Sir.«

»Dagegen haben? Warum sollte ich etwas dagegen haben? Aber wie, zum Teufel, willst du das wissen? Du sprichst kein Spanisch, sie spricht kein Englisch.«

»So etwas weiß man als Mann.« Harper hatte diese Worte in geheimnisvollem Ton gesagt, als könne Sharpe sie unmöglich verstehen. Dann hatte er gelächelt. »Jedenfalls freue ich mich, dass Sie das Richtige tun wollen, Sir, wahrhaftig.«

Sharpe hatte gelacht. »Für wen hältst du dich, mir sagen zu wollen, was das Richtige ist?«

Harper hatte mit den Schultern gezuckt. »Ich gehöre dem wahren Glauben an, wahrhaftig. Sie müssen die Kleine unbedingt als brave Katholikin aufziehen.«

»Ich habe nicht vor, die Kleine aufzuziehen.«

»Ja, stimmt. Das ist Frauenarbeit, wahrhaftig.«

»Das meine ich nicht.« Er hatte gemeint, dass Teresa nicht bei der Armee bleiben würde und dass er nicht vorhatte, in die Berge zu gehen, dass er also nach wie vor von Frau und Kind getrennt sein würde. Zunächst natürlich nicht, aber der Zeitpunkt musste kommen, da sie ihn verließ. Er hatte sich gefragt, ob er sie nur heiratete, um Antonia einen Namen zu geben, um sie in den ehelichen Status zu erheben, den er selbst nie genossen hatte.

Die Zeremonie brachte ihn in Verlegenheit, wenn man einen verängstigten Priester zwischen lauter grinsenden Soldaten überhaupt eine Zeremonie nennen konnte. Gleichzeitig aber empfand er stille Freude und war stolz berührt, denn Teresa stand neben ihm, und er ging davon aus, dass er sie liebte. Jane Gibbons war durch viele Meilen und viele Unwägbarkeiten von ihm getrennt. Er lauschte den Worten, kam sich wieder einmal unbeholfen vor und beobachtete das Glück, das sich im Gesicht von Teresas Tante spiegelte.

Mann und Frau, Vater eines Kindes, Captain einer Kompanie. Sharpe blickte auf, an den Bäumen vorbei zum weiten Himmel, an dem die Falken kreisten. Dann zupfte ihn Teresa am Ellbogen, sagte etwas auf Spanisch zu ihm,

und er glaubte zu wissen, was sie gesagt hatte. Er blickte auf sie hinab, betrachtete ihre schlanke Schönheit, die dunklen, willensstarken Augen, und er kam sich wie ein schrecklicher Narr vor, weil Harper grinste, genau wie Hogan und die übrige Kompanie, und weil das Mädchen Isabella vor Freude weinte. Sharpe lächelte seiner Frau zu. »Ich liebe dich.« Er küsste sie und entsann sich dabei ihres ersten Kusses, bedroht von Lanzen, und überlegte, dass er es gewesen war, der ihn hierhergeführt hatte. Er lächelte bei dem Gedanken, denn er war froh darüber, und Teresa, die sich über sein Lächeln freute, ergriff seinen Arm.

»Darf ich die Braut küssen, Richard?« Hogan strahlte sie an, nahm Teresa in den Arm und verpasste ihr einen so herzhaften Kuss, dass Sharpes Männer in Jubel ausbrachen. Die Tante klatschte Beifall, wandte sich in rasend schnellem Spanisch an Sharpe und machte sich an den Resten von Dreck und Blut an Sharpes Uniform zu schaffen.

Dann bestand Lieutenant Price darauf, die Braut zu küssen, und die Braut bestand darauf, Patrick Harper zu küssen, und Sharpe versuchte, sein Glück zu verbergen, weil er es für ein Zeichen von Schwäche hielt, Gefühle zu zeigen, welche Gefühle auch immer.

»Hier.« Hogan hielt einen Becher Wein hoch. »Mit den besten Empfehlungen vom Onkel der Braut. Auf deine Gesundheit, Richard.«

»Eine komische Art, zu heiraten.«

»Es ist in jedem Fall komisch, wie man's auch macht.« Hogan winkte der Magd, die Antonia hielt, veranlasste sie, das Kind hochzuheben, und tröpfelte ihm roten Wein in den Mund. »Da, mein Liebling. Nicht jedes kleine Mädchen hat Gelegenheit, an der Hochzeit seiner Eltern teilzunehmen.«

Wenigstens ging es dem Kind gut. Die unbestimmbare Krankheit war vorbei, und die Ärzte, die Gott dankten, weil sie selbst nichts dazu getan hatten, behaupteten nun, es

habe sich um eine Krankheit gehandelt, die sich mit zunehmendem Alter von allein auskuriere. Sie hatten mit den Schultern gezuckt, ihr Honorar eingesackt und sich gefragt, warum Gott ausgerechnet die Unehelichen verschonte.

Noch am selben Nachmittag verließen Sharpe und die anderen die Stadt, eine bewaffnete Schar, die sich gegen die Gewalt zur Wehr setzen konnte, die immer noch in Badajoz regierte. Auf den Straßen lagen die Toten. Sie kletterten durch die Bresche an der Bastion Santa Maria, und auch der Stadtgraben war mit Leichen gefüllt, so dicht, dass von den Hunderten und Aberhunderten von Toten richtiggehende Hitze ausging. Vereinzelte Männer suchten in diesem Schlachthof nach Brüdern, Söhnen, Freunden. Andere standen am Rand des Grabens und weinten um eine ganze Armee, wie auch Wellington geweint hatte, als er endlich auf dem Glacis gestanden hatte. Und der mächtige Leichenhaufen dampfte in der Kälte des Apriltages.

Teresa, die zum ersten Mal die Breschen sah, murmelte etwas auf Spanisch. Sharpe sah, wie sich ihre Augen zu den Mauern erhoben, zu den schweigenden Kanonen, und wusste, dass sie dabei war, sich deren Feuerkraft vorzustellen.

Colonel Windham stand auf dem Glacis und starrte dorthinab, wo sein Freund Collett gestorben war. Er drehte sich um, als Sharpe und die Seinen mithilfe der Leitern aus dem Graben kletterten. »Sharpe?«

»Sir?«

Windham salutierte, eine seltsam förmliche Geste inmitten so vieler Toter. »Sie sind ein tapferer Mann, Sharpe.«

Sharpe war verlegen. Er zuckte mit den Schultern. »Danke. Sie aber auch, Sir. Ich habe den Angriff mit angesehen.« Er verstummte, weil ihm nichts mehr einfiel, doch dann erinnerte er sich an das Porträt. Er holte es aus der Innentasche seiner Jacke und überreichte dem Colonel

das zerknitterte, beschmutzte Bildnis seiner Gemahlin. »Ich dachte mir, Sie hätten das hier gern wieder, Sir.«

Windham betrachtete das Bild, drehte es einmal, dann noch einmal um und richtete den Blick auf Sharpe. »Wie, zum Teufel, haben Sie es gefunden?«

»Es steckte im Tschako eines Mannes namens Obadiah Hakeswill, Sir, der es gestohlen hatte. Er war es auch, der mein Fernrohr gestohlen hat.« Sie hatten es in Hakeswills Proviantbeutel gefunden, und Sharpe hatte es wieder an sich genommen. Er wies mit dem Kopf auf Harper, der neben Isabella stand. »Sergeant Harper, Sir, hat keinen Diebstahl begangen.«

Windham nickte. Die Brise zupfte an der Troddel seines Hutes. »Sie haben ihn wieder in den Rang eines Sergeants erhoben?« Der Colonel lächelte resigniert.

»Jawohl, Sir. Und als Nächstes werde ich ihm sein Salvengewehr und die grüne Jacke wiedergeben. Wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Nein, Sharpe. Die Kompanie gehört Ihnen.« Windham lächelte Sharpe noch einmal kurz zu. Möglicherweise erinnerte er sich an ihr Gespräch zum Thema Demut. Dann blickte er Harper an. »Sergeant!«

»Sir?« Harper trat vor und stand stramm.

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen.« Windham war offensichtlich peinlich berührt, dass er in die Verlegenheit kam, mit einem Sergeant zu sprechen.

»Keine Entschuldigung nötig, Sir!« Harpers Gesicht war unbeweglich, sein Gebaren förmlich. »Ein gestreifter Rücken ist für die Damen sehr attraktiv, Sir.«

»Donnerwetter!« Windham war erleichtert, so leicht davongekommen zu sein. Er nickte Sharpe zu. »Weitermachen, Captain Sharpe.«

Sie begaben sich zurück ins Feldlager und ließen den Gestank der Toten hinter sich, und der Lärm aus der Stadt

legte sich, je weiter sie sich entfernten. Sie kamen an den Schützengräben und den Batterien vorbei, und Sharpe nahm die Frühlingsblumen wahr, die ein Kanonier auf dem Wall gepflanzt hatte. Das Wetter wendete sich zum Besseren, stand am Übergang zu einem trockenen Sommer, und er wusste, dass sich die Armee bald in Bewegung setzen würde, nach Norden und Osten, mitten hinein nach Spanien.

Badajoz war gefallen.

In jener Nacht grub drei Meilen entfernt an der Straße nach Sevilla eine zuckende Gestalt unter einem Wegstein herum. Der Mann murmelte vor sich hin, sonnte sich in dem Bewusstsein, dass er nicht umzubringen war, und zog das in Öltuch gewickelte Bündel mit dem gestohlenen Gut hervor. Hakeswill hatte beschlossen zu desertieren. Er wusste, dass er nicht mehr zurück konnte. Es gab einen Zeugen für den Tod von Knowles, das Porträt war im Tschako des Sergeants gefunden worden, und er konnte nur damit rechnen, dass dort ein Exekutionskommando auf ihn wartete. Er atmete die Nachtluft ein und war unbesorgt. Er würde irgendwohin gehen, würde irgendetwas finden, wie immer, und dies war nicht die erste Nacht, die er mutterseelenallein und fern der Heimat verbrachte. Die Gestalt eilte durch die Dunkelheit davon und hatte dabei nichts Gutes im Sinn.

Ein Mann schlug sich nur aus einem Grund in eine Bresche, aus Stolz, und Sharpe hatte es hinter sich gebracht. Er hatte hoch droben an der Bresche gestanden, hatte seine Angst besiegt und war hinabgestiegen in ein Grauen, das den Sieg befleckte. Er lag wach und dachte an die Straßen, durch die Wein, Silber, Wahnsinn und Blut geronnen waren.

Er hatte sich so viel erhofft: wieder Captain zu werden, Rache zu nehmen an einem Schreiber, eine eigene

Kompanie zu bekommen, eine Frau, die er liebte, und ein Kind, das er nie gesehen hatte. Diese Hoffnungen hatten in Badajoz den Sieg davongetragen. Er lag in Leroys Zelt, dessen eigentlicher Bewohner mit einer schrecklichen Wunde im Lazarett lag. Die Nacht war ruhig, dunkel und zum ersten Mal seit Wochen still. Ein bedeutender Sieg war errungen. Die Tore nach Spanten standen offen.

Er betrachtete seine Frau. Im Feuerschein, der durch die Zeltwand drang, sah sie wunderschön aus, und er war froh, dass er verheiratet war. Dann betrachtete er das dunkelhaarige, stupsnasige Kind, das zwischen ihnen schlief, und wurde von Liebe ergriffen, unverständlich, unaufhaltsam. Er küsste seine Tochter Antonia, die ihm im Licht der Flammen furchtbar klein und verletzlich vorkam. Doch sie lebte und war sein, war seine einzige Blutsverwandte. Sie gehörte ihm, musste beschützt werden wie all die anderen Seelen, die ihn liebten und stolz auf ihn waren, stolz, seinem Befehl zu unterstehen – in Sharpes Kompanie.

HISTORISCHE ANMERKUNG

Am Morgen des 7. April 1812 ergaben sich Philippon und die Überlebenden der städtischen Garnison in der Festung San Cristobal, womit einer der ruhmreichsten Siege der britischen Armee besiegelt war: die Eroberung von Badajoz.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages befahl Wellington, auf dem Platz vor der Kathedrale Galgen aufzustellen, und obwohl nichts darüber bekannt ist, dass diese Galgen tatsächlich zum Einsatz kamen, genügte die Drohung, die von ihnen ausging, dass wieder Ordnung in den Straßen einkehrte. So endete eine der berüchtigsten Episoden der britischen Armee, die Plünderung von Badajoz.

Ich habe in meiner Erzählung versucht, einige Gründe anzuführen, warum die Stadt so mitleidlos geschleift wurde. Die Spielregeln des Krieges hießen ein solches Vorgehen gut, und die Instinkte der Soldaten, die eine grausame Schlacht überlebt hatten, verlangten es. Hinzu kam, dass diese Soldaten mit einigem Recht den Verdacht hegten, die Einwohner von Badajoz seien franzosenfreundlich. Das alles ist natürlich keine Entschuldigung für ihr Verhalten. Viele Soldaten, die die Stadt plünderten, hatten an dem vorangegangenen Sturmangriff nicht teilgenommen, aber die genannten Gründe mussten in dieser schicksalhaften Aprilnacht für den gewöhnlichen Soldaten herhalten. Es gibt Historiker, die zaghaft darauf hinweisen, dass Wellington die Plünderung zugelassen habe, und zwar über den ersten Tag hinaus, sozusagen als Warnung an andere Städte, die französische Garnisonen beherbergten. Wenn dem so ist, hat diese Warnung nichts gefruchtet, wie die Briten ein

Jahr später in San Sebastian feststellen sollten. Dort war der Kampf ebenso hart und die anschließende Plünderung ebenso grauenvoll.

Die Einnahme von Badajoz ging nicht ohne eine berühmt gewordene Liebesgeschichte ab. Ein Lieutenant der 95th Rifles namens Harry Smith lernte dort ein vierzehnjähriges spanisches Mädchen kennen und machte sie zu seiner Frau. Juana Maria de los Dolores de Leon hatte sich auf der Flucht vor den entsetzlichen Ereignissen befunden. Sie war nicht ganz unbeschadet entkommen. Man hatte ihr die Ohrringe abgerissen, sodass aus den Ohrläppchen Blut floss. Aber Lieutenant Smith fand und beschützte sie. Jahre später, nachdem man ihren Mann in den Adelsstand erhoben hatte, wurde in Südafrika eine Stadt nach ihr benannt, die selbst eine berühmte Belagerung erleben sollte: Ladysmith.

Ich habe mich bemüht, den Feldzug in allen Einzelheiten wahrheitsgemäß darzustellen. Zum Beispiel hat es die Kanonen, die in die Stadtmauer von Ciudad Rodrigo eingebettet waren, tatsächlich gegeben, und die Geschichte vom Sturm des Nottinghamshire-Bataillons über die Planken stimmt auch. Jede Schlacht, die in diesem Buch geschildert wird, hat sich so zugetragen. Allerdings wurde der Angriff auf den Damm nicht von einem ganzen Bataillon getragen und auch nicht in einem so frühen Stadium der Belagerung. Er erfolgte am 2. April unter dem Kommando Lieutenant Stanways von den Pionieren, der wie der unglückselige Fitchett versäumte, genügend Pulver mitzunehmen, sodass die Explosion nicht den gewünschten Effekt hatte.

Am Morgen des 7. April fand man unterhalb der Breschen eine Masse noch warmer Leichen. Beobachter schätzten damals zwölf- oder dreizehnhundert Tote. Wellington weinte bei ihrem Anblick. Viele Historiker beschuldigen ihn, zu früh angegriffen zu haben, aber wenn man den Druck

bedenkt, dem er ausgesetzt war, und das Fehlen eines angemessen besetzten Pionierzuges, ist seine Entscheidung nicht mehr so leicht zu kritisieren. Im Nachhinein kann jeder ein guter General sein. Die Eroberung von Badajoz ist allein der Tapferkeit zu verdanken, zum Beispiel der von Colonel Ridge von den 5th Fusiliers, dessen Großtaten ich mir zunutze gemacht und Captain Robert Knowles zugeschrieben habe. Ridge selbst starb durch einen Schuss kurz vor dem Ende der Schlacht, und Napier hat ihm ein berühmtes Totengedicht gewidmet: *»And no man died that night with greater glory, yet many died, and there was much glory.«* (Und kein Mann starb in jener Nacht mit größerem Ruhm, doch viele starben, und es gab viel Ruhm.)

Der Roman wird der Fünften Division nicht gerecht, die mit einem späten Angriff auf die Bastion San Vincente am meisten zum Niedergang der Stadt beigetragen hat. Es gab kein Himmelfahrtskommando an der dritten, der mittleren Bresche, und die Berichte aus jener Nacht sind sich nicht einig darüber, ob es überhaupt jemandem gelungen ist, sie zu erreichen. Die Leichte Division behauptete, einige ihrer Gefallenen am Aufgang zu dieser Bresche gefunden zu haben, aber die meisten Überlebenden widersprechen dem. Ich habe mir die Freiheit des Erzählers erlaubt und die Bresche für Sharpe genommen. Es hat tatsächlich ein letzter erfolgreicher Angriff auf die Breschen stattgefunden, doch hat Wellington ihn erst befohlen, als er sicher war, dass die Fünfte Division dem Feind in den Rücken gefallen war. Puristen werden sich auch daran stoßen, dass Sharpe Ciudad Rodrigo zusammen mit der Dritten Division und Badajoz zusammen mit der Vierten angegriffen haben soll, aber das ist nun einmal das Schicksal fiktiver Soldaten, dass sie immer dort sind, wo am heftigsten gekämpft wird, auch wenn das eine dreiste Missachtung der Zusammensetzung einer Division bedeutet. Einige Bataillone waren an beiden Attacken

beteiligt, vor allem aus der Dritten und der Leichten Division, also ist meine Sünde so groß nun auch wieder nicht.

Ich habe mit den obigen Ausnahmen versucht, die wahren Ereignisse exakt zu beschreiben. Die Briefe und Tagebücher aus dem Feldzug sind wie immer eine Schatztruhe wertvoller Informationen. Beispielsweise sind die täglichen Wetterberichte im Buch den Tagebüchern entnommen, und ich fühle mich den längst verstorbenen Soldaten tief verbunden, deren Erinnerungen ich geplündert habe. Ein Mythos allerdings sollte ausgeräumt werden. Badajoz wurde nicht am Ostersonntag angegriffen. Der 6. April fiel 1812 auf den zweiten Montag nach Ostern, und an dieser Tatsache kann keine Fantasie etwas ändern.

Die Schlossmauern von Badajoz sind übrigens erhalten geblieben. Der Szenerie ist lediglich eine Straße hinzugefügt worden, die am Fuß des Schlossberges verläuft. Die Breschen in den zwei Bastionen sind ausgebessert worden, und der gigantische Stadtgraben dient heute als städtische Grünanlage. Das Glacis ist ganz verschwunden. Die Aufgänge zu den Breschen, unter anderem der Hügel von San Miguel, sind bebaut worden. Der Weg zur Bastion Trinidad wird von nichtssagenden Gebäuden versperrt und der zur Bastion Santa Maria von einer modernen und bemerkenswert hässlichen Stierkampfarena. Die Umgebung der mittleren Bresche dient nach wie vor als Zugang durch die Stadtmauer, da die Verteidigungsanlagen zwischen den beiden Bastionen weitgehend zerstört sind, aber man kann auf die Brustwehr der Bastionen steigen und kann die Courage von Männern bewundern, die es gewagt haben, solch eine Festung anzugreifen.

Die Mauern von Ciudad Rodrigo sind besser erhalten. Die Reparaturen an den Breschen sind über dem Glacis erkennbar, und die britischen Kanonenkugeln haben am

Kirchturm ihre Spuren hinterlassen. Die Festung San Cristobal gegenüber von Badajoz am entgegengesetzten Ufer des Flusses ist nahezu perfekt instand gesetzt worden. Das South Essex könnte morgen dort einmarschieren und binnen einer Stunde bereit sein, sie zu verteidigen. Am besten erhalten sind die Verteidigungsanlagen von Elvas gleich jenseits der Grenze, und sie alle sind einen Besuch wert.

Die Gedenkplaketten an der Bastion Trinidad (wo die Straße nach Madrid durch Badajoz führt) erinnern an die Eroberung und Plünderung der Stadt, jedoch nicht an jene vom 6. April 1812. Sie erinnern an den 14. August 1936, und einige Bewohner erinnern sich noch an das Massaker, das dem Sturm von Francos Truppen folgte. In Badajoz hat sich auf traurige Weise die Geschichte wiederholt. Es handelt sich nicht um eine schöne Stadt. Manche Leute beschreiben sie als düster, als würden die Gespenster allzu vieler Schlachten in ihren Straßen umgehen. Aber ich habe sie nicht so empfunden. Wie an vielen anderen Orten in Portugal und Spanien ist mir dort viel Freundlichkeit und Höflichkeit entgegengebracht worden, und man hat mir jede erdenkliche Hilfe bei meinen Nachforschungen gewährt.

Die letzten Worte dieses Buches sollen einem Mann zukommen, der es gewohnt war, das letzte Wort zu behalten, Wellington. In einem Brief an den Kriegsminister, in dem von seinen 5000 Gefallenen die Rede war, schrieb er: »Die Eroberung von Badajoz verlangte von unseren Soldaten mehr Heldenmut, als je zuvor gezeigt wurde. Ich aber kann nur hoffen, dass mir nie wieder bestimmt sein wird, sie derart auf die Probe zu stellen.«

LESEPROBE

IAIN GALE: STEELS ENTSCHEIDUNG

1.

Schwaden des vertrauten, beißenden Pulverdampfs, überlagert vom Stakkato der Musketensalven, trieben vom Fluss zu ihnen herüber. Captain Jack Steel stand auf einer der mit Holz ausgelegten Pontonbrücken, die noch vor Mittag über die Schelde verlegt worden waren, und ließ sich einen Moment von dem Kampfgeschehen ablenken, das sich vor seinen Augen abspielte, da er jemanden lachen hörte.

Als er nach links schaute, in Richtung Wasser, sah er, wie drei seiner Männer in den Fluss pinkelten; offensichtlich wetteiferten die Kameraden, wer am weitesten käme, und urinierten in hohem Bogen ins Wasser. Steel lauschte dem Lachen und den Prahlereien und beschloss, den Jungs ihren unschuldigen Spaß zu gönnen. Wer vermochte schon zu sagen, ob dieser Tag nicht vielleicht der letzte für die drei sein würde – oder gar Steels letzter Tag?

Der Rest von Steels Grenadierkompanie, insgesamt einundfünfzig Mann, stand wenige Schritte hinter ihm oder hatte es sich irgendwo auf dem Boden bequem gemacht, wie man es ihnen erlaubt hatte. Die Männer unterhielten sich, aber in diesen Gesprächen ging es nicht um die Schlacht, die weiter unten im Tal tobte, auch nicht um den Krieg als solchen, sondern um ganz andere Dinge: Um Frauen und Beute und Ruhm und um die unterschiedlichen

Vorzüge des englischen Porter und des schottischen Ale. Doch nach und nach ebbten die Gespräche ab, da immer mehr Männer in Schweigen verfielen.

Was nach Steels Dafürhalten kaum verwunderlich war. Denn inzwischen harrten die Grenadiere seit fast zwei Stunden hier am Ufer aus, und je näher der Tod kam, desto untrüglicher wurden die Anzeichen von Ungeduld und Beklommenheit unter den Männern. Auf dem langen Marsch von Gefecht zu Gefecht hatten sie sechzig Meilen in nur fünfzig Stunden zurückgelegt, bisweilen querfeldein. Und inzwischen verfolgten diejenigen, die sich nicht hingesetzt hatten, ein blutiges Gemetzel auf der anderen Seite der Schelde. Manch einer, der in den Sog des Kampflärms geraten war, beobachtete das Treiben mit einer Mischung aus Widerwillen und Faszination.

Es gab nichts Schlimmeres für einen Soldaten, ging es Steel durch den Kopf, abgesehen vom Tod selbst oder von Verstümmelungen. Nein, nichts war schlimmer als dieses Warten. Denn immer dann hatte die Angst Zeit, sich wie ein böser Geist in den Männern zu regen und sich in die Magengegend zu fressen. Jeden plagte die Gewissheit, dass bald alle in diesen Strudel aus heißem Blei, kaltem Stahl und zerfetzten Leibern hineingezogen werden würden, der dort in dem kleinen Talkessel wütete. Steel ahnte, dass der Einsatzbefehl nicht mehr lange auf sich warten ließe, und dann sollte es möglichst schnell losgehen.

Steel wandte sich an die Männer, die hinter ihm warteten, und sah in einer Entfernung von wenigen Schritten den jungen, rotwangigen Fähnrich der Kompanie, Tom Williams. Inzwischen war er zwanzig Jahre alt und wirkte nicht mehr wie der linkische Junge, der er einst gewesen war, als er sich vor nunmehr vier Jahren in das Bataillon eingekauft hatte – Sir James Farquharsons Regiment of Foot. Williams war unmittelbar vor dem großen Sieg von Blenheim zu Steels Kompanie gestoßen, vor Marlboroughs erstem

bedeutenden Triumph, zu dem das Regiment in bedeutendem Maße beigetragen hatte. Insbesondere Steels Grenadieren hatte die Schlacht am Schellenberg Ruhm eingebracht. Seither hatte Steel sich im Verlauf des Feldzuges dem jungen Burschen in fast väterlicher Fürsorge verpflichtet gefühlt. Wann immer nötig, erteilte er Williams Ratschläge oder tadelte ihn in angemessener Weise.

»Tom, ich denke, wir sollten die Männer erneut antreten lassen. Es dürfte nicht mehr lange dauern, so wie die Dinge liegen. Also appellieren wir am besten an ihren Mut, wie? Ihr könnt noch einmal die Waffen der Jungs inspizieren. Ich will, dass jede Muskete überprüft und nochmals überprüft wird. Und sorgt dafür, dass die Bajonette gut eingefettet sind. Oh, und bevor Ihr Eurer Pflicht nachkommt, zerrt Ihr diese drei Narren dort drüben vom Ufer zurück. Sie könnten sich bei ihrem Wettstreit als willkommenes Ziel für die Franzosen erweisen, und wir wollen doch nicht grundlos feindliches Feuer auf uns lenken.«

Der Fähnrich lachte. Er liebte Steels trockenen Humor und war insgeheim ein klein wenig neidisch auf seinen Captain, da dieser so gut mit den Männern klarkam. Williams eiferte Steel in allen Belangen nach; er hätte wahrlich kein besseres Vorbild haben können. Für ihn war Steel der geborene Anführer: In ihm vereinigten sich die Eigenschaften eines Gentleman mit einem aufrichtigen Mitgefühl gegenüber den Soldaten. Gleichzeitig gelang es Steel immer wieder, Distanz zu wahren; er besaß das Gespür dafür, den Männern im rechten Moment zu zeigen, wer der Offizier war und wer der einfache Soldat. Kurzum, für Männer wie Tom Williams verkörperte Jack Steel all das, was einen tapferen Soldaten ausmachte: In der Schlacht behielt Steel kühlen Kopf, war rücksichtslos und unnachgiebig im Kampf Mann gegen Mann und handelte stets intuitiv und pragmatisch. Ganz zu schweigen davon,

dass der Captain der Grenadiere obendrein noch beneidenswert gut aussah und mit seinen sechs Fuß die meisten gewöhnlichen Soldaten überragte. Alles in allem reichten diese Charakteristika aus, um einen Mann wie Steel zum Helden der jungen, aufstrebenden Offiziere zu machen.

In der Tat hoffte Williams, dass er eines Tages genauso beliebt bei den Männern sein würde wie Steel, wenn auch er in den Rang eines Captains erhoben würde oder – eines fernen Tages – seine eigene Kompanie befehligte.

Falls er so lange am Leben blieb.

Doch der junge Fähnrich wusste, dass er nicht so denken durfte. Hatten ihm das die Sergeants in seinem ersten Gefecht nicht geraten? Auch Steel übrigens, mehr als einmal. Dennoch vermochte Williams nicht, jene düsteren Ahnungen aus seinen Gedanken zu verbannen. Wusste er doch, genau wie Steel, dass es kein willkommeneres Ziel für den Gegner gab als einen Offizier. Und wie Steel war auch Williams hochgewachsen. Die meisten Soldaten waren deutlich kleiner, nicht aber die Kameraden in den Reihen der Grenadiere.

Die Kompanie der Riesen, wie es oft hieß, rekrutierte sich aus handverlesenen Soldaten aus den Regimentern; nicht nur der Statur wegen, sondern auch wegen ihres Geschicks im Umgang mit der Waffe. Grenadiere bildeten die Sturmtruppen der Armee und waren stets die Ersten im Gefecht und meistens auch die Letzten, die aus dem Kampf zurückkehrten.

Williams wandte sich an den dienstältesten Sergeant der Kompanie, an einen ausnehmend großen und breitschultrigen Burschen aus Nordengland, dessen Grinsen ansteckend war: Jacob Slaughters verwittertes Gesicht zeugte von zahllosen Gefechten und harten Kämpfen. »Sergeant Slaughter, die Männer dort drüben … treibt ihnen diese Kinderspiele aus, wenn ich bitten darf.«

Williams versuchte stets, Steel nachzuahmen, so auch im Tonfall des Befehls. Doch die kühlen, lakonischen Bemerkungen, die er an seinem Captain bewunderte, wollten dem jungen Mann noch nicht so leicht über die Lippen kommen. Der Sergeant lächelte bei dem Versuch des Fähnrichs, den richtigen Tonfall zu treffen. Er wusste, dass Williams recht daran tat, sich einen Offizier wie Jack Steel zum Vorbild zu nehmen. Daher brüllte Slaughter nun einen Befehl in Richtung der Narren unten am Flussufer.

Die drei Männer verstummten schlagartig und knöpften rasch ihre Breeches zu. Als sie sich wieder der Kompanie zuwandten, mussten sie erst die rutschige Uferböschung überwinden, ehe sie die grinsenden Kameraden erreichten. Auf dem kurzen Weg mussten sie wohl oder übel auch an ihrem Captain vorbei, und Steel sorgte dafür, dass die drei seinen Blick spürten, in dem sich Missbilligung, aber auch Erheiterung zeigte.

Während die drei Scherzbolde mit all den anderen antraten, rief Slaughter bereits weitere Befehle, die daraufhin von anderen Sergeants und Corporals der Kompanie weitergegeben wurden. Unmissverständlich, aber nicht zu hart, setzte Slaughter den hölzernen Schaft seiner Halbpike – des Spontons – ein, damit die Männer sich ordentlich in Reih und Glied formierten. So waren die Männer nach kurzer Zeit bereit für den lang ersehnten Marsch in den Angriff.

Steel wusste indes, dass sämtliche Musketen sauber und auf ihre Tauglichkeit geprüft waren. Die Männer hatten sich bei jedem Halt um ihre Waffen zu kümmern, so auch nach dem letzten Halt vor fast zwei Stunden. Er wusste auch, dass die messerscharfen Dillenbajonette, die die älteren Spundbajonette ersetzt hatten, ausreichend eingefettet waren, damit die Soldaten sie bei Bedarf leicht aus den Scheiden ziehen konnten. Die neuartigen Modelle wurden nicht mehr in den Lauf der Muskete geschoben, sondern

auf den Lauf geschraubt, sodass der Soldat immer noch feuern konnte, ehe er dem Gegner auf dem Schlachtfeld die lange Klinge zwischen die Rippen trieb. Bei all diesen Routinemaßnahmen war Steel jedoch eins klar: Im Augenblick war es geboten, die Männer von dem Blutbad abzulenken, das sich ihren Blicken jenseits der Schelde bot.

Steel spähte erneut hinüber in die Rauchschwaden der Schlacht. Abermals hörte er das Krachen der Musketensalven, gefolgt von Schmerzensschreien aus dem Pulvernebel, die der Wind bis zu den Grenadieren trug. Steel sah seine Befürchtungen bestätigt, als er merkte, dass einer der jungen Rekruten in der ansonsten aus Veteranen bestehenden Kompanie sich vor Aufregung erbrach und die weißen Kniestrümpfe und Gamaschen seines Vordermannes besudelte. Wie nicht anders zu erwarten, wirbelte der Betroffene auf dem Absatz herum, beschimpfte den jungen Burschen auf das Übelste und war im Begriff, zum Faustschlag auszuholen.

Derweil ermahnte Sergeant Slaughter beide Soldaten mit scharfen Worten, trat dann aber unter Flüchen zu dem verschreckten und zerknirschten Burschen, um ihm ein wenig Mut zuzusprechen. Hastig wischte der Junge sich die Reste des Erbrochenen von der scharlachroten Uniformjacke. Steel schaute wieder zu den gegnerischen Linien hinüber. Er würde fast alles dafür geben, wenn er seine Männer jetzt in den Zustand der gespannten Kampfbereitschaft versetzen könnte. Andererseits wollte er, dass die Jungs sich entspannten und kühlen Kopf bewahrten. Vor einem Gefecht war es immer schwer, die richtige Balance zu halten. Aber war ihm das nicht unzählige Male gelungen? Kannte er die meisten dieser Soldaten nicht seit Jahren? Vielleicht sogar besser als die eigene Familie.

Er wandte sich an Williams. »Ein Lied wäre jetzt angebracht, Tom. Stimmen wir ein Lied an. Wer hat die

beste Stimme der Kompanie? Was meint Ihr? Taylor? Dan Cussiter?«

»Das dürfte Corporal Taylor sein, Sir.«

»Dann also Matt Taylor.«

Steel blickte die Reihen entlang und entdeckte den Corporal.

»Taylor! Kommt her, Matt. Gebt uns eine Melodie vor. Singt über den Lärm der Musketen. Und sorgt dafür, dass es gut klingt. ›The Rochester Recruit‹ oder etwas in der Art.«

Corporal Matthew Taylor, ein schlaksiger, ehemaliger Buchhalter aus Hounsditch, war seit nunmehr sechs Jahren der unersetzliche und gebildete Apotheker und Heilkundige der Kompanie, da er über ein breites Kräuterwissen verfügte. Er räusperte sich und begann, in kräftigem Tenor zu singen.

»Oh, ein tapfrer Füsilier
marschierte einst durch Rochester,
Auf seinem Weg in die Niederlande.
Und er sang auf seinem Marsch
Durch die vollen Straßen von Rochester,
›Wer wird noch Soldat für Marlborough und mich?‹«

Wie aus einem Mund fiel der Rest der Kompanie ein und sang den Refrain:

»Wer wird noch Soldat, wer wird noch Soldat,
Wer wird noch Soldat für Marlborough und mich?«

Mit Zufriedenheit sah Steel, wie schnell das gemeinsame Lied die verschreckten Männer auch diesmal wieder in seinen Bann schlug. Beherztes Singen war das Mittel der Wahl, wenn man noch ein bisschen Zeit vor dem

eigentlichen Kampfgeschehen totzuschlagen hatte. Die Männer sollten an ihren geliebten »Corporal John« denken – an John Churchill, den Herzog von Marlborough, der nach dem Sieg von Blenheim in den Adelsstand erhoben worden war. Ja, sollten die Jungs sich ruhig noch einmal die Siege in Erinnerung rufen, die sie unter Marlboroughs Führung errungen hatten: Blenheim, Ramillies und all die anderen. Und dieser Tag würde sie wieder zu einem Sieg führen.

»Tom. Wie heißt das Dorf da drüben?«, fragte Steel.

»Eename, Sir.«

Nein, dachte Steel, das eignete sich nicht. Dem Namen haftete nichts Martialisches an. Dann doch besser die größere Siedlung weiter links. Oudenaarde. Das würde sich in den Geschichtsbüchern besser machen, auch in den Flugschriften in den Kaffeehäusern in London. Ja, Blenheim, Ramillies und Oudenaarde. Nicht zu vergessen Ostende, die Schlachtlinien von Brabant …

Trotz des lauten Gesangs und des Kampflärms aus dem Talkessel vernahm Steel ein Niesen hinter sich. Er brauchte sich nicht umzudrehen, wusste er doch, wer dort geniest hatte: Henry Hansam, nach Steel der ranghöchste Offizier in den Reihen der Grenadiere, hatte sein eigenes Mittel, um sich auf die Schrecken der Schlacht einzustimmen. So genoss er auch jetzt wieder eine Prise Schnupftabak; insbesondere vor dem Gefecht stieg Hansams Tagesdosis auf das Zehnfache. Während die Männer in anderen Kompanien unter lauten Rufen und Trommelwirbeln vorrückten, mischte sich in Steels Einheit seit Jahren das explosionsartige Niesen von Hansam.

Steel wandte sich seinem Freund zu. Als der Lieutenant Steels Blick spürte, rief er über den volltönenden Gesang der Kameraden hinweg: »Auch eine Prise, Jack? Habe gerade eine frische Lieferung aus England erhalten, über Ostende. Feinste spanische Ware. Wie ich aus sicherer Quelle erfuhr, stammt dieser Tabak noch aus der Ladung,

die Admiral Hobson einst 1702 vor Vigo erbeutete. Hervorragende Qualität, sage ich. Du bist sicher, dass du nicht auch mal …?«

»Nein, danke dir, Henry. Magst du mich auch noch so sehr drängen und die Herkunft deines Tabaks betonen, du müsstest doch längst wissen, dass der Tag gelaufen wäre, wenn ich anfangen würde, mir dieses Zeug in die Nase zu schieben. Mein Laster ist das Trinken. Und vielleicht gelegentlich eine Partie Piquet oder Whist.«

»Oh, richtig, und du hast ja inzwischen auch nur noch Augen für eine Dame, Jack. Die liebliche Mrs. Steel hat deine ganze Aufmerksamkeit. Vergessen sind all die Tage, als du noch …«

Steel musste lachen und unterbrach seinen Freund. »Ganz recht, Henry. Ich treibe mich nicht mehr herum. Ein einfaches Leben, das ist, wonach ich mich sehne. Ruhm, Beförderung, Reichtümer. Die Liebe einer guten Frau und eine Kompanie mit Männern wie diesen, auf die ich stolz sein kann. Mehr verlange ich gar nicht.«

Auch Hansam lachte jetzt. »Nun, wie es dir gefällt. Aber du weißt nicht, was du dir entgehen lässt. Ein seltenes Kraut, sag ich dir. Sehr süß. Duftet nach Lavendel. Beruhigt die Nerven.«

»Süß, Henry? Das Zeug ist so übel riechend wie die Abwasserrinne in Holborn. Und bei den Mengen, die du dir in die Nase stopfst, wundert es mich, dass du überhaupt noch Nerven übrig hast, die du beruhigen kannst.«

Hansam lächelte und verzog dann das Gesicht, als sich ein weiteres Niesen ankündigte, noch heftiger als das vorige. Steel amüsierte sich und war froh, als er sah, dass Slaughter und die Männer sogar beim Singen grinsten, da sie Bruchstücke der Unterhaltung der beiden Offiziere mitbekommen hatten. Es beruhigte die Soldaten jedes Mal, wenn sie merkten, dass ihre Vorgesetzten im Angesicht des Feindes gelassen plauderten oder scherzten.

Während eines Kampfes einen kühlen Kopf zu bewahren – insbesondere so unmittelbar vor dem Angriff – war eine der Grundvoraussetzungen für die Offizierslaufbahn. Ein Offizier, das wussten die Männer, war für diese Rolle wie geschaffen. Offiziere waren Gentlemen und brachten Eigenschaften mit, die für die Führung der Männer entscheidend waren. Dazu zählte auch ein natürliches, angeborenes Selbstvertrauen. Ein Offizier, ein echter Offizier, war unangreifbar und nahezu unverwüstlich.

Und obwohl Steel nicht aus reichem Elternhaus stammte, sondern der Sohn eines leidlich begüterten Landadligen aus den schottischen Lowlands war, gehörte er in den Augen der Soldaten zu den geborenen Offizieren. Steel hatte für den Eintritt in die Armee ein Offizierspatent erworben, aber nicht aus eigenen Mitteln, sondern mithilfe seiner früheren Geliebten, einer Hofdame aus St. James's, der Gemahlin eines älteren Adligen. Von Beginn an hatte Steel sich in der Armee aufgrund seiner Kaltblütigkeit und Gelassenheit einen Namen gemacht. Doch hinter dieser Fassade lauerte die Angst, die jeden unerfahrenen Rekruten erfasste und ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ. Denn wer verspürte keine Angst in Augenblicken wie diesen?

Steels Blick fiel auf die eigene Kompanie und die anderen Soldaten des Regiments dahinter. Viele der Grenadiere kannte er persönlich, sah ihre vertrauten, unrasierten Gesichter unter den hohen Grenadiersmützen, dem Symbol ihres Elitestatus: blaue und rote Stickarbeit, verziert mit Goldfäden und weißer Spitze. Diese Zipfelmützen, die sich von der kegelartigen Form her von den Hüten der übrigen Soldaten unterschieden, erleichterten den Männern das Werfen der Sprenggranaten, von denen sich die Bezeichnung Grenadier ableitete.

Obwohl diese unberechenbaren Bomben immer seltener in der offenen Feldschlacht verwendet wurden, trugen die

Grenadiere sie immer noch bei sich. Jeder Mann war mit drei dieser kleinen schwarzen Metallkugeln ausgerüstet, die in einer schwarzen Ledertasche am Gürtel aufbewahrt wurden. Die Bezeichnung Granate leitete sich von dem spanischen Wort »granata« her, Granatapfel. Zündete man die Zündschnur dieser Bomben und schleuderte sie dann wie einen Cricketball in Richtung der feindlichen Linien, konnte man in Grabenstellungen immer noch für ein heilloses Durcheinander sorgen oder bei dicht gedrängt stehenden Truppeneinheiten verheerendes Unheil anrichten.

In der eigenen Kompanie kannte Steel die Eigenschaften jedes Kameraden, angefangen bei Mackay, dem stämmigen Farmerssohn, oder dem hageren Straßenflegel Taylor, bis hin zu Dan Cussiter oder Thorogood, der mit seinen überlangen Armen geradezu prädestiniert war für den Granatenwurf. Die meisten dieser Jungs hatte Steel ins Herz geschlossen. Mit vielen hatte er unzählige Male Seite an Seite gekämpft und war fest entschlossen, dafür zu sorgen, dass die Männer auch aus diesem Gefecht an Leib und Seele möglichst unbeschadet hervorgingen, ihren Anteil an der Beute erhielten und Ruhm erlangten. Nicht mehr und nicht weniger erhoffte Steel sich auch für sich selbst.

Hinter den Grenadieren, hoch über dem Bataillon, wehten die seidenen Rechtecke der Regimentsfahnen. Eine davon war nach all den Schlachten zerschlissen und sah aus wie ein zerfledderter Lumpen. Es war die Fahne des Colonels: rot und golden über dem Emblem ihres Kommandanten Sir James Farquharson. Die anderen Fahnen, die erst kürzlich angefertigt worden waren, zeigten die Symbole des Vereinigten Königreichs von England, Schottland und Irland. In der Mitte prangte eine Krone.

Auch dem letzten Zweifler führte die neue Fahne die neue Ordnung vor Augen: Farquharson hatte einst ein Regiment

mit schottischen Infanteristen ausgehoben, die bei Blenheim und Ramillies unter dem blau-weißen Andreaskreuz ihrer Heimat gekämpft hatten, aber seit dem letzten Jahr gehörten all diese Männer zur britischen Infanterie. Zu den britischen Grenadieren. Sie waren stolz, fortan nicht nur der Königin, sondern auch der vereinigten Nation dienen zu dürfen. Steel beobachtete, wie sich das Sonnenlicht in den wehenden Fahnen fing.

Hinter den Fahnen, in dem Marschlandgürtel und auf den Anhöhen vor dem Dorf Eename, konnte man die Masse der Kolonnen sehen, die sich wie farbige Bänder durch die Landschaft schlängelten – eine Streitmacht aus vielerlei Nationen. Diese Truppen warteten hinter Farquharsons Regiment auf den Befehl, nach und nach die schmalen Holzbrücken zu überqueren, die auf den Blechbooten angebracht waren.

Inmitten der anderen Regimenter, das wusste Steel, wartete eine der besten Infanteriekompanien der Welt: Lord Herberts Foot, direkt daneben die Männer von Gibson, Farrington, Meredith und Holland. Dahinter schlossen sich die Einheiten von Princess Anne, Granville, Clifton und Douglas an, dazu andere Regimenter, die bis vor Kurzem noch ausschließlich zur schottischen Armee gehört hatten: die Royals, die North British Fusiliers und die Earl of Angus’s Foot. All diese Namen würden gewiss für immer in die Annalen der britischen Armee eingehen.

Rechts von den britischen Brigaden standen die Alliierten: die Preußen und Hessen in ihren auffallenden blauen Uniformen, die Hannoveraner und Schweizer Verbände in Rot und die Dänen in ihren charakteristischen grauen Uniformen. Die Soldaten dieser Regimenter sangen und fluchten in mehr als einem Dutzend verschiedener Sprachen, und doch waren alle auf Befehl ihres großen Feldherrn bis nach Oudenaarde gekommen. Hier, auf flandrischem Boden, zeigte sich die Vielfalt der

europäischen Völker: Engländer, Iren, Schotten und Waliser, blasse Skandinavier, Männer aus den italienischen Staaten und deutschen Landen und im Exil lebende Hugenotten.

Doch seit einiger Zeit waren zu viele dieser Männer schweigsam. Sie sahen zu, wie ihre Kameraden, die früher am Morgen eingetroffen waren, drunten im Tal auf den Feind stießen, Salven abfeuerten, dem Kugelhagel trotzten, stürmten, kämpften und starben. Die unfreiwilligen Zuschauer indes waren machtlos. Denn sie hatten den Befehl zu warten; daher gab es keine Alternative, als das Geschehen mit wachen Augen zu verfolgen.

Steel hingegen erschrak ein wenig, als er sich bewusst machte, dass seine eigenen Männer alles andere als still waren und Taylor sein Lied immer noch nicht beendet hatte. Oder hatte der Corporal erneut die eingängige Melodie angestimmt? War es ihm, Steel, entgangen, weil er sich den eigenen Tagträumen hingegeben hatte? Steel lauschte auf den Gesang, auf die nicht enden wollenden Verse:

> »Es erhalten den Sold im Pulver und Gerassel der Kugeln, die Soldaten wie Marlborough und ich.«

Nach Steels Dafürhalten spiegelte das Lied sein eigenes Leben wider – ein Leben, das in Pulver und Blei bezahlt wurde. Seit seinem siebzehnten Lebensjahr war das Steels Sold gewesen. Im Range eines Lieutenants hatte er sich diesem Krieg angeschlossen, hatte sich auf eigenen Wunsch und zum Verdruss seiner Offizierskameraden zu den Grenadieren versetzen lassen.

Den Rang eines Captains jedoch hatte er sich nicht erkauft, wie es meistens in der Armee gehandhabt wurde, sondern sich verdient – aufgrund seiner Tapferkeit in der Schlacht, seines mutigen Einsatzes und nicht zuletzt

aufgrund seiner kürzlich entdeckten Fähigkeit eines »Spähers«. Denn Steel gehörte zu dem neuen Typus von Offizieren, die seit einiger Zeit den Dienst antraten und unter anderem Spezialeinsätze übernahmen. Vor der Schlacht von Blenheim – diesen Sommer vor genau vier Jahren – hatte Steel eigenhändig eine Verschwörung gegen Marlborough vereitelt. Gewisse Kreise innerhalb der Armee und der politischen Vertreter in London hatten versucht, den Herzog als jakobitischen Verräter zu brandmarken, um ihn dadurch nachhaltig zu diskreditieren und seines Kommandos zu entheben. Keine zwei Jahre war es her, da hatte Steel eine Schlüsselrolle in der heimlichen Eroberung von Ostende gespielt. Seither war die Stadt an der Kanalküste der Nabel der britischen Armee, sobald es um Nachrichtenwege nach England und die Beschaffung von Vorräten für die Soldaten auf dem Kontinent ging.

Steel betrachtete die Schleifen aus silberner Spitze an seinem roten Uniformrock, die er sich erst kürzlich, nach anfänglichem Widerwillen, hatte annähen lassen. Einst hatte er sich geschworen, alles zu tun, diese offensichtlichen Rangabzeichen zu meiden. Es ging ihm dabei nicht nur um das Argument, dass er mit den Abzeichen ein besseres Ziel für die gegnerischen Scharfschützen abgab. Er hielt sich vielmehr für besser als die herausgeputzten Hanswurste, zu denen viele Offiziere im Verlauf ihrer Karriere wurden. Steel hingegen war ein Kämpfer. Was sollte ein Mann wie er mit Verzierungen? Andererseits, was sollte ein Offizier tun, wenn einem die Königin höchstpersönlich die Beförderung überreichte?

Dennoch, hartnäckig verschloss er sich den anderen Utensilien eines höheren Offiziers. Nie würde er diese lästigen Perücken aufsetzen, die viele Offiziere zur Schau trugen. Steel zog es vor, das eigene Haar hinten am Kopf zusammenzubinden, wie es bei den Dragonern Sitte war. Sein Vorbild in dieser Hinsicht war ein Offizier gewesen,

den Steel gekannt hatte, als er noch den niedrigeren Rängen angehörte: Francis Hawley war Captain der First Foot Guards gewesen und ein paar Jahre älter als Steel. Als Steel sich den Zugang zum Regiment erkauft hatte, war Hawley der Befehlshaber der neu eingerichteten Grenadierkompanie gewesen.

Obwohl Hawley sich kurz darauf den Berkeley Dragoons angeschlossen hatte, waren die beiden Männer sich freundschaftlich verbunden geblieben. Im Jahre 1692, bei Steenkerke, als Steel bei einer der schlimmsten Niederlagen der englischen und schottischen Armeen seine Feuertaufe in der Schlacht erhielt, hatte er ungläubig mit ansehen müssen, wie Hawley auf dem blutigen Strand geradewegs in den Tod gelaufen war. Steel hatte Hawley nie ganz vergessen, und je länger er in der Armee diente, desto bewusster ahmte er seinen Freund und Mentor von einst nach. Wie Hawley trug auch Steel keine Gamaschen, sondern bevorzugte die bequemeren und robusten halbhohen Stiefel.

Viel wichtiger war es für ihn indes, bei der Wahl der Waffen den eigenen Vorlieben treu zu bleiben. Ungewöhnlich für einen Offizier trug Steel abgesehen vom Degen ein Gewehr über der Schulter, eine kurzläufige Muskete, die einst als Jagdflinte gedient hatte. Auch der Degen entsprach eigentlich nicht den Dienstvorschriften: Es handelte sich um eine schwere Waffe mit rasiermesserscharfer Klinge, die besser zu einem Kavalleristen gepasst hätte. Doch da Steel hochgewachsen war, konnte er die Klinge ähnlich wie ein Reiter schwungvoll zum Einsatz bringen.

Genau genommen war der Degen ein Breitschwert, ein einhändiges Claymore aus den schottischen Highlands mit einem Korb am Heft und gerader Klinge, gefertigt in Italien. Diese Waffe hatte immer schon an der Wand seines Elternhauses in den Lowlands gehangen und unterstrich,

mehr als alles andere, Steels Herkunft. Der Degen hatte ihn bislang nie enttäuscht und auf den Schlachtfeldern Europas eine blutige Spur hinterlassen. Allein das Gewicht der Waffe reichte aus, um einem Gegner den Schädel zu spalten, doch in Steels Hand lag sie leicht wie eine Feder, und die Feinde, die mit dieser Klinge Bekanntschaft gemacht hatten, lebten selten lange genug, um von dem Zweikampf berichten zu können.

Ein Geräusch wie in der Ferne rollender Donner kündigte das Eingreifen der Artillerie an. Steel drehte den Kopf in die Richtung, hatte das Aufblitzen der Kanonenrohre aber bereits verpasst und vermochte bei den Sichtverhältnissen nicht genau zu sagen, wo die Geschütze standen. Noch waren keine Geschosse über die Köpfe der Kompanie hinweggeflogen. Inzwischen kam es ihm beinahe so vor, als verfolgten er und seine Kameraden das Spektakel in der Ferne mit dem Gleichmut eines Theaterpublikums. Aber Steel wusste um den Ernst der Lage. Vor seinem geistigen Auge sah er die Geschützmannschaften auf dem gegenüberliegenden Hügel, die mit aufgekrempelten Ärmeln neben den heißen Kanonen schwitzten, hastig die Rohre säuberten, die Kartuschen und Geschossladungen festrammten und gleichzeitig die überhitzten Geschützläufe kühlten. Steel hatte selbst aus der Nähe erlebt, wie die Kanonen unter den Warnrufen der Geschützführer auf ihren Holzlafetten zurückschnellten, und stellte sich nun vor, wie die Kugeln die Läufe verließen und in hohem Bogen über das Schlachtfeld flogen, um ihre unglückseligen Ziele zu finden.

Der Geschützdonner erzeugte so etwas wie den Generalbass in der Symphonie der Schlacht. Für Steel bildete das tiefe Grollen der Artillerie, das sich unter das Krachen der Musketen mischte, eine vertraute Geräuschkulisse – vielleicht so vertraut wie die Choräle Londons für das Ohr seiner opernhungrigen Frau. Sein

Gehör war geschärft für die Tonfolgen der Melodie, die sich aus dem Geschützdonner ergab. Hier auf dem Schlachtfeld gab es kein Theater. Diese Männer dort drüben waren keine Schauspieler. Dennoch fragte Steel sich, wann der Vorhang sich zum nächsten Akt heben würde, quasi als Stichwort für seine Kompanie.

Eine solche Schlacht hatte er, wenn er recht überlegte, noch nicht gesehen. Seit nunmehr fast fünfzehn Jahren hatte Steel hautnah verfolgen können, wie die Schlachten eröffnet wurden und sich auf unterschiedliche Weise entwickelten: Nicht nur hier in Flandern, auch in der Tiefebene Dänemarks bis hinunter zu den heißen, sonnengebleichten Felsen der Iberischen Halbinsel. Erst die Salven zur Eröffnung. Dann das Vorrücken und die Befehle, die von einer Linie zur nächsten hallten, bis sich blutige Schneisen in die sauber geordneten Reihen fraßen und schließlich alles in wildem Getümmel endete, ehe eine Partei in die Flucht geschlagen wurde.

Hier jedoch bot sich ihm etwas Neues. Diese Schlacht verlief nicht nach der üblichen Dramaturgie, sondern blieb weitestgehend Stückwerk. Die Alliierten waren nach und nach eingetroffen und hatten dementsprechend versetzt in das Geschehen eingegriffen. Die Vorhut hatte sich beim Halten der Stellung am Fluss selbst übertroffen, und als Steel mit seinen Leuten vor zwei Stunden eingetroffen war, hatte das Gefecht bereits vier Stunden angedauert. Doch selbst zu diesem Zeitpunkt waren die Fronten noch nicht voll aufeinandergeprallt. Steel musste eher an zwei Hunde denken, die sich in einer Gasse abwartend umkreisten, um ihr Revier wetteiferten und zögerlich zuschnappten … sich aufeinander zu bewegten, um im nächsten Augenblick wieder zurückzuweichen. Aber Steel wusste, dass es nicht Marlboroughs Absicht war, dem Gegner dieses Feld ohne einen ernsthaften Blutzoll zu überlassen.

Cadogans Pioniere hatten den Bau der Pontonbrücken vorangetrieben, sodass die Soldaten – Reiter wie Fußtruppen – über den breiten Fluss bis kurz vor die feindlichen Stellungen gelangen konnten. Steel hegte große Bewunderung für den irischen General. Cadogan hätte Marlboroughs ranghöchster Kommandeur mit einer prestigeträchtigen Position innerhalb des Generalstabs sein können, aber sobald sich eine Schlacht abzeichnete, fand man den Grafen oft in den vordersten Reihen, als Antreiber und Vorbild für die Männer. Und seine Soldaten wussten diesen Einsatz zu schätzen.

Steel konnte inzwischen Cadogans scharlachrot hervorstechende Bataillone sehen, britische und hannoveraner Infanterie, die sich um das Dorf Eyne scharten – achthundert Yards weiter vorne rechts. Genau dieser Ort würde das Ziel von Steels Einheit werden. Aufgabe seiner Brigade wäre es dann, die sichtlich angeschlagenen Verbände Cadogans zu unterstützen und somit die gesamte alliierte Formation zu verstärken. Steel blickte nach rechts und sah, dass noch mehr alliierte Truppen über die Straße von Lessines heranrückten und Marlboroughs Wunsch entsprechend ihr Improvisationstalent unter Beweis stellen konnten. In Augenblicken wie diesen zeigte sich das wahre Genie des »Corporal John«, der die Soldaten durch sechs Jahre Krieg geführt hatte. Zunächst bis nach Bayern zum großartigen Sieg bei Blenheim und dann zurück nach Flandern.

Erneut drangen Bruchstücke von Taylors Lied an Steels Ohren, und wieder war viel Wahres in den Strophen.

> »Trotz Hunger und Gefahr wird es mein Schicksal sein
> Neue Arbeit zu suchen für Marlborough und mich.
> Wer wird Soldat, wer wird Soldat …«

Inzwischen hatten die anderen Kompanien des Bataillons das Lied aufgegriffen, bis der Funke übergesprungen war zu den übrigen britischen Regimentern der Brigade, die hinter den Grenadieren Aufstellung bezogen hatten und bei der Brücke warteten.

So zog sich der Nachmittag hin. Abwechselnd hatten Furcht und Enttäuschung Steel und seine Männer und alle anderen befallen. Nach wie vor starben die Soldaten dort unten im Tal, einzeln oder in kleinen Gruppen von vier, sechs oder gar zehn Mann, wie das Schicksal die Kugeln zu lenken geruhte. Steel verfolgte das Getümmel in dem Dorf, sah die kämpfenden Männer auf den Feldern, in den Obstgärten und auf der weiten Ebene. Wiederholt hatte er die Passivität seiner Kommandeure verflucht.

Steel wischte sich den Schweiß von der Stirn, denn die Sonne brannte vom Himmel. Und immer noch warteten sie auf den Befehl zum Angriff.

Wieder rief Steel zu Hansam hinüber, wie des Öfteren im Verlauf des Tages. »Wie spät ist es bei dir, Henry?«

Der Lieutenant holte seine wertvolle goldene Sprungdeckeluhr hervor, die er bei Blenheim einem toten Franzosen abgenommen hatte. »Gleich halb fünf.«

Steel nickte zum Dank, verscheuchte eine Fliege, die ihm um den Kopf schwirrte, und fuhr mit einem Finger an seinem schweißnassen Kragen entlang. Auch in diesem Feldzug spürte er, dass sich wieder einmal Läuse in seinem Hemd festgesetzt hatten. Eine elende Qual für jeden Soldaten. Steel hatte sich der Plagegeister in England entledigt und hatte auch in Brüssel nicht klagen können, aber seitdem die Truppen wieder marschierten, waren die kleinen Biester wieder da – und Steel wurde das Gefühl nicht los, dass die Blutsauger nach ihrer Abwesenheit erst richtig lästig geworden waren.

Was hätte er nicht alles für ein sauberes Hemd gegeben, geschweige denn für ein anständiges Bad, dazu einen Krug

Ale und ungestörten Schlaf! Vor allem Schlaf. Mit einer Hand rieb er sich über das stoppelige Kinn. Eine Rasur wäre auch nicht zu verachten, nicht zu vergessen die Aussicht, wieder mit seiner Frau das Bett zu teilen.

Mit Verzögerung fiel ihm auf, wie sehr er inzwischen schwitzte. Der Tag neigte sich fast dem Ende zu, und der Kampflärm aus dem Tal schien die Hitze noch zu verstärken. Wie lange würden sie noch hier ausharren müssen? Taylor und die Kameraden hatten längst ihre letzte Strophe gesungen, und Stille senkte sich auf die Reihen; die alten Ängste schlichen sich wieder in die Köpfe und Herzen der Männer.

Steel straffte die Schultern und sprach so laut, dass die Männer ihn hören konnten: »Das habt Ihr sehr gut gemacht mit dem Singen, Corporal Taylor. Würde es Euch etwas ausmachen, wenn wir in Kürze noch einmal auf Euer Talent zurückgreifen würden?«

Der Corporal grinste. »Zu Diensten, Captain Steel, wie immer, Sir. Hebt die Lebensgeister, so ein Lied. Das sage ich immer, Sir.« Wie ein Nachgedanke fügte er leiser hinzu: »Kann dieses Warten nicht mehr ertragen, Sir.«

Slaughter strafte ihn mit einem düsteren Blick. Aber Steel gehörte nicht zu den Offizieren, die sich bei kleinen Unverschämtheiten ereiferten, insbesondere in Augenblicken wie diesen. Zumal Taylor zu den verlässlichsten Veteranen gehörte. Daher nickte er bloß. »Ich auch nicht, Taylor. Und mit dem Singen habt Ihr ganz recht. Wir werden noch von Euch hören, wie es so schön heißt. Aber ich möchte behaupten, dass wir bald loslegen werden. Nur keine Sorge.«

Der Mann unmittelbar neben Taylor in der vordersten Reihe der Kompanie, ein für gewöhnlich mürrischer Schotte aus den Lowlands namens John Mackay, meldete sich zu Wort: »Und wir schicken sie zur Hölle, nicht wahr, Sir? Wie wir’s bei Ramillies gemacht haben, oder, Jungs?«

»Als du noch an der Brust deiner Mutter hingst«, murmelte Slaughter.

Ein kurzes, vielstimmiges Hurra kam aus den Reihen. Doch es zeugte mehr von Langeweile und Furcht der Männer als von Selbstvertrauen.

Wie bei Ramillies, dachte Steel. Ja, vielleicht würde es so enden wie bei Ramillies. Oder wie bei Blenheim. Doch Marlboroughs Triumphe schienen eine halbe Ewigkeit her zu sein. Während Steel an der Brücke wartete, hatte er das Gefühl, die Ereignisse der letzten Jahre seien in fernen Landen geschehen.

Steel hatte seine jetzige Frau Henrietta zwar schon vor der Belagerung von Ostende gekannt, aber er hätte es nie für möglich gehalten, dass sie seine Geliebte und Ehefrau würde. Sie entsprach nicht seinem Stand, hieß sie doch mit vollem Titel »Lady Henrietta Vaughan«. Unter diesem Namen würde sie wohl immer bekannt sein. Er selbst konnte sich kaum an die Vorstellung gewöhnen, dass er mit einer echten Lady vermählt war. Würde er sich überhaupt je daran gewöhnen? Seit knapp einem Jahr war sie seine Frau und lebte inzwischen in Brüssel. Ursprünglich hatte Steel nicht gewollt, dass sie zusammen mit ihm England verließ, aber sie hatte sich durchgesetzt. Sie betonte, andere Frauen würden es auch so machen, warum sollte sie also nicht ihrem geliebten Captain folgen?

Captain Steel. An diesen Rang konnte er sich ohne Weiteres gewöhnen. Für seinen Einsatz bei der Eroberung Ostendes hatte man ihn bei Hofe in den Rang eines Captains erhoben; das Patent hatte ihm niemand Geringeres als die Königin persönlich ausgehändigt. Denn bis dahin hatte Steel lediglich den Titularrang eines Captains geführt. In den Straßen Londons war er während einer Parade als Held des Feldzugs gefeiert worden. Balladensänger von Covent Garden bis Holborn hatten ihn mit Lob überhäuft, Veteranen hatten sich seine Heldentaten

in den Kaffeehäusern wie White's oder Old Man's erzählt, ebenso in dem noch unter König William errichteten neuen Militärhospital in Chelsea.

Steel hatte sich damals gefragt, was wohl sein älterer Bruder gesagt hätte, hätte er ihn in all dem Pomp gesehen. Charles hatte ihn oft »Jack den Taugenichts« genannt; mehr als einmal hatte er ihn anderen Leuten mit den Worten vorgestellt: »Das ist Jack, mein glückloser Bruder, der es wohl zu nichts bringen wird.«

Steel ahnte, dass er in Charles' Augen immer der kleine Angestellte in der Anwaltskanzlei bleiben würde, der im Beruf versagt hatte, oder der mittellose Soldat, der sich sein Offizierspatent von seiner Geliebten bezahlen ließ. Was würde Charles nun sagen, wenn er Captain Steel sähe, den Helden von Ostende?

Einen Moment lang musste er auch an seinen zwei Jahre jüngeren Bruder Alexander denken, einen bekennenden Jakobiten, der mit seinen politischen Vorstellungen die Familie gespalten hatte – oder das, was von der Familie noch übrig geblieben war. Alexander war einst von zu Hause aufgebrochen, um sich dem im Exil lebenden König James in Paris anzuschließen. Seit fünf Jahren hatte Steel nun schon nichts mehr von Alexander gehört. Was mochte aus ihm geworden sein?

Tatsächlich hatte er sich des Öfteren ausgemalt, irgendwo auf den Schlachtfeldern des Kontinents auf Alexander zu stoßen, ahnte er doch, dass sein Bruder die Uniform der »Wild Geese« tragen würde, jener irischen Regimenter in französischem Sold, die für eine besiegte Dynastie und ein besiegtes Land so tapfer kämpften. Vielleicht war Alexander längst verwundet oder gar verstümmelt.

Immer wieder befiel Steel ein Gefühl tiefer Melancholie und innerer Leere, sobald er sich bewusst machte, dass er seine Kindheit, seine Jugend und seine Wurzeln in Schottland endgültig hinter sich gelassen hatte, als er auf

Drängen seiner Geliebten im Range eines Lieutenants in die Guards eingetreten war. Inzwischen wusste er, dass seine wahre Familie aus jenen Männern bestand, die hinter ihm auf diesem Feld standen – all die Jungs und die hübsche, eigenwillige junge Frau, die in dem kleinen, sündhaft teuren Apartment in Brüssel auf ihn wartete.

Rang und Erfolg waren für Steel zwar wichtig für die Karriere, aber immer wieder führte er sich vor Augen, dass der wahre Gewinn der blutigen Tage in Ostende Henrietta gewesen war. Steel hatte sie aus den Händen eines französischen Freibeuters befreit – eines skrupellosen Piraten, um es auf den Punkt zu bringen –, der in Diensten des Sonnenkönigs stand. Jener René Duguay-Trouin hatte sowohl Henrietta als auch Steel selbst in einer Folterkammer unterhalb einer Schänke gefangen gehalten. Den eigenen Tod vor Augen hatten sie mit ansehen müssen, wie ein Freund aus Ostende eines grässlichen Todes starb.

Letzten Endes hatte Steel Henrietta aus jenem Ort des Schreckens befreien können, und dafür schenkte sie ihm ihre Liebe. Das stand außer Zweifel. Und inzwischen, als die Jahre verstrichen, machte er es sich zur Aufgabe, seine Frau davon zu überzeugen, dass es noch mehr Gründe für ihre Liebe gab – Tugenden, die sie noch nicht an ihrem Mann kennengelernt hatte. Sich allein im Leben durchschlagen zu müssen, für das eigene Überleben zu kämpfen und das Dasein eines Soldaten zu fristen war eine Sache. Aber es war etwas anderes, wenn man in die Schlacht zog und wusste, dass es dort jenseits des Trosses jemanden gab, der auf einen wartete. Steel war glücklich und stolz, dass Henrietta ihm nach Flandern gefolgt war, obwohl es ihn in Wirklichkeit nicht wunderte, wenn er bedachte, wie beharrlich und resolut sie sein konnte.

Marlboroughs Armee folgte stets ein großer Tross mit sogenannten Schlachtenbummlern, die es bei jeder Armee gab – Frauen, Kinder, Ehefrauen oder Geliebte. Doch die

wenigsten davon waren Gemahlinnen der Offiziere. Das war etwas, das er an Henrietta bewunderte: Ihr unabhängiger Geist, der eng mit ihrer unwiderstehlichen Anziehungskraft verwoben war. Er hoffte, dass er bei der Frau eines Offiziers der Grenadiere die richtige Wahl getroffen hatte. Es war nicht zu übersehen, dass seine Männer ihr zugetan waren. Sie betrachteten Henrietta als Teil der großen Regimentsfamilie. Zudem wusste jeder, was sie durchgemacht hatte, und dafür zollten sie ihr Respekt. Außerdem war sie Captain Steels Frau.

Ein Captain mochte er zwar sein – und er erhielt einen nicht zu verachtenden Jahressold von 170 Pfund –, aber Steel war nach wie vor hungrig auf Beförderung. Denn so lieblich Henrietta auch war, ihre Ansprüche hatten bereits erhebliche Auswirkungen auf sein Leben. Steel war bislang kaum bewusst gewesen, was für Kosten eine Offiziersfrau verursachte. Gewiss, sie hatte eine kleine Mitgift in die Ehe eingebracht, aber diese Summe spiegelte nicht ihren Status als älteste Tochter des Herzogs von Rumney wider. Deshalb fragte Steel sich immer wieder, ob ihr Vater, da er Steels bescheidene Verhältnisse und die unsicheren Zukunftsaussichten kannte, nicht absichtlich eine größere Summe zurückgehalten hatte … für den Fall, dass etwas Unvorhergesehenes geschah.

Zudem waren weitere Summen vonnöten gewesen, da Henrietta darauf bestanden hatte, eine Zofe aus England kommen zu lassen. Sie hatte sich auch nicht mit einer einfachen Unterkunft in Brüssel zufriedengeben wollen, sondern gleich eine Suite für sich beansprucht. Als Junggeselle hatte Steel sich noch mit einem Bett in den oberen Räumen einer Taverne begnügt, doch seit der Heirat bestand Henrietta auf einem gewissen Standard und legte obendrein Wert auf die Möglichkeit, Gäste empfangen und unterhalten zu können: In Brüssel bestand das Apartment demzufolge aus zwei Schlafgemächern, einem

Salon, einem Arbeitszimmer und einem Speisezimmer. Abgesehen von der Zofe gönnte Henrietta sich für die Küche einen eigenen Koch, ganz zu schweigen von ihren anderen Ansprüchen. Steel hätte es nie für möglich gehalten, dass Frauen so viel … Kram anhäuften.

Ja, sein Leben hatte sich von Grund auf verändert, und sosehr er seine Henrietta auch verehrte, allmählich empfand er die Zweisamkeit als Bürde. Inzwischen konnte er nachvollziehen, was Slaughter gemeint hatte, als er sagte, das Soldatentum und der Ehestand ergäben keine glücklichen Bettgenossen.

Dennoch, sobald Steel mit Henrietta das Ehebett teilte und ihren kleinen, weichen Leib neben sich spürte, waren all diese Gedanken verpufft. Schnell verlor er sich dann in Sinnesfreuden, die er sich nie erträumt hätte. Fast hatte er befürchtet, in den Monaten fernab vom Kriegsgeschehen verweichlicht zu sein, da er den Luxus eines Federbetts in den Armen seiner Frau genoss. Doch während der zurückliegenden Wochen hatte er erfahren, dass das Regiment nur wenige Gefechte erlebt hatte. Daher hatte er keine Gelegenheit verpasst, weiteren Ruhm zu erlangen.

Das schrille Kreischen einer Kanonenkugel, die über die Köpfe der Soldaten hinweg schwirrte, riss Steel unsanft in die Wirklichkeit zurück. Doch selbst während er beinahe unbeteiligt das Kampfgeschehen verfolgte, war er in Gedanken noch immer mit dem Problem befasst, dass er vor Jahresende Mittel und Wege finden musste, seine finanzielle Situation zu verbessern. Eine Beförderung zum Major würde ihm da zupass kommen und ihm einhundert Pfund mehr pro Jahr einbringen. Wahrscheinlich würde er seine geliebten Grenadiere dennoch nicht verlassen. Es sei denn, der gegenwärtige Regimentsadjutant käme im Verlauf des Feldzuges zu Schaden.

Steel hatte Charles Frampton zwar nie gemocht, aber der Major war ein zu guter Soldat, als dass man auf ihn

verzichten könnte. In den Wochen nach Ramillies war Frampton an der Verbreitung verleumderischer Pamphlete gegen Marlborough beteiligt gewesen, was diesen Mann in Steels Augen noch verhasster gemacht hatte. Inzwischen sprach niemand mehr davon; die Angelegenheit war vergessen. Framptons Komplize, der eigentliche Drahtzieher der Intrige, war bestraft worden, und Frampton war mit einer strengen Verwarnung davongekommen. Zusätzlich hatte man ihn aufgefordert, mehrere hundert Guineen in die Regimentskasse zu zahlen.

Es entsprach nicht Steels Art, einem anderen Offizier ein Missgeschick auf dem Schlachtfeld zu wünschen. Andererseits war es, nüchtern betrachtet, natürlich der einfachste Weg, wenn man in die Fußstapfen eines gefallenen Kameraden trat … eine nicht unwillkommene Aussicht für einen Mann in Steels Situation, von Schulden geplagt und ohne ausreichende Mittel. Aber vielleicht würden sie in dieser Schlacht Beute machen. Marlborough hatte unter Androhung der Todesstrafe verboten, während des Feldzuges zu plündern, aber es bestand womöglich Aussicht auf legitime Beute, wenn sie an diesem Tag den Sieg davontrugen und bis nach Frankreich vordrangen.

Wenn sie den Sieg davontrugen. Steel lächelte. Er hatte sich an das Siegen gewöhnt. Aber wie sollten sie siegen, wenn sie nicht kämpfen konnten oder durften?

Er wandte sich Hansam zu. »Ich weiß nicht, wer uns so lange warten lässt, aber wer immer es sein mag, verflucht soll er sein. Ausnahmsweise auch Marlborough für seine verdammte Zurückhaltung. Wir müssen bald los, Henry! Schau dir nur die Männer an!«

Versuchsweise setzte er einen Fuß auf die Pontonbrücke. Er hörte, wie das Holz knarrte, und sah, wie die Seile sich spannten, die am Ufer befestigt waren.

»Sieht gut aus, Jack. Die hält.«

»Sollte sie auch. Bald wird eine ganze Brigade den Fluss überqueren.« Hoffentlich bald, fügte er im Stillen hinzu. Dann deutete er auf das andere Ufer. »Siehst du das, Henry? Da drüben auf dem Feld?«

»Ja, unsere Männer sind den Franzosen zahlenmäßig unterlegen. Deshalb sind wir wohl hier.«

»Und doch müssen wir warten. Ganz schön gerissen von Marlborough, was? Er will die Franzosen so schnell wie möglich aus ihren Stellungen locken, will sie auslaugen. Marschall Vendôme zeigt er nur einen Teil seiner Armee, als Lockmittel. Er will die Franzosen dazu bringen, vorzurücken und Cadogan zu schlagen, ehe wir mit aller Macht eingreifen.«

»Ein kühner Plan, Jack. Aber was ist, wenn die Franzosen die Oberhand behalten? Was, wenn sie nun allzu rasch ihr Ziel erreichen?«

»Dann, mein Freund, sind wir umsonst bis hierher marschiert. Dann müssten wir zurückweichen bis zu den Anhöhen Richtung Lessines, schneller als wir gekommen sind. Aber stell dir vor, der Plan geht auf, Henry. Wenn es den Männern um Cadogan gelingt, ein bisschen länger durchzuhalten und weitere Truppen des Gegners aus den Stellungen zu locken, wird der Moment kommen, wenn Marlborough mit der Schlagkraft der Hauptarmee vorrückt. Und dann zwingt er der Schlacht seine Bedingungen auf. Du siehst, Henry, der genaue zeitliche Ablauf ist alles. Aber das macht es nicht einfacher für uns oder den Rest der Brigade. Wir können hier nur abwarten und zusehen.«

Jemand hüstelte respektvoll in Steels Nähe. »Bitte um Verzeihung, Sir, aber wann rücken wir vor? Ich kann mich nicht erinnern, die Männer schon einmal so mürrisch und gereizt gesehen zu haben. Sie sind wie Terrier vor dem Kaninchenbau und wissen im Augenblick nichts mit sich anzufangen.«

Seitdem Steel vor fast sieben Jahren in das Regiment gewechselt hatte, war Sergeant Slaughter nun schon an seiner Seite. Die beiden Männer verband eine Freundschaft, die wohl nur in gemeinsam durchlebten Schlachten entstehen kann und über das gewöhnliche Verhältnis zwischen Offizier und Sergeant hinausgeht. Tatsächlich ließen einige der anderen Offiziere der Brigade durchblicken, dass sie einen freundschaftlichen Umgangston bei Vorgesetzten und Untergebenen verachteten und für nicht angemessen hielten. Für Steel jedoch war dies die Art und Weise, einen Krieg zu führen. Nach seinem Dafürhalten sollte in einer Kompanie oder einem Regiment ein einvernehmlicher Ton herrschen. Natürlich waren Aspekte wie Hierarchie und Befehlsketten unerlässlich für die Aufrechterhaltung der Disziplin. Aber das stille Einvernehmen, das zwischen ihm und einem Mann wie Slaughter herrschte – das gegenseitige Vertrauen –, war etwas Seltenes: Ein unsichtbares Band der Brüderlichkeit, das niemand nachvollziehen konnte, der es nicht erlebt hatte.

Unterdessen hatten die Geschützmannschaften auf den Hängen der gegenüberliegenden Hügelkette die Flugbahnen der Geschosse verändert, sodass die Kugeln allmählich Steels Brigade gefährlich wurden. Ein verirrtes Geschoss schlug am Flussufer ein und blieb im Matsch stecken.

Steel wandte sich an Slaughter. »Die schießen sich auf uns ein. Die nächste Salve wird treffen. Henry, es wird Zeit, dass wir Aufstellung beziehen.«

Kaum hatte er den Satz zu Ende geführt, als die drei Männer Rauchwolken der feindlichen Geschütze sahen, unmittelbar gefolgt von den unverwechselbaren schwarzen Punkten, die sich als schnell heransausende Kanonenkugeln entpuppten. Vier der Geschosse drifteten von Steel aus gesehen nach links und wühlten sich in die Reihen des

anderen Bataillons, doch die übrigen vier flogen genau in Richtung von Steels Kompanie. Es gab keine Möglichkeit, den Geschossen auszuweichen. Man konnte nur stehen bleiben und beten, dass das Glück es gut mit einem meinte.

Steel schaute wie gebannt zum Himmel hinauf und verfolgte die Flugbahnen der Eisenkugeln, die inzwischen deutlicher zu erkennen waren und die Distanz mit unvorstellbarer Geschwindigkeit überwanden: Die Luft schien zu brennen, als die Kugeln den Zenit überschritten hatten und sich zur Erde neigten. Steel atmete erleichtert aus, als er sah, dass die schwarzen Geschosse über die Köpfe seiner Kameraden hinweg flogen. Einige Reihen dahinter jedoch verrieten Schreie, dass andere Soldaten des Regiments nicht so viel Glück gehabt hatten.

Wieder sprach Steel seinen Sergeant an. »Bei Gott, ich wünschte, wir könnten fort von hier, Jacob. Ich glaube, die Jungs halten es nicht mehr aus. Bald fehlt ihnen der Mut, den sie brauchen werden.«

»Aye, Sir, oder die Köpfe.«

Eine weitere Salve kam der Kompanie gefährlich nah, aber die Kugeln trieben weiter nach rechts ab und rissen dem Pferd eines Offiziers aus Merediths Kompanie den Kopf ab. Der Offizier hatte den Unterschenkel verloren und lag halb unter dem toten Tier. Steel nickte in Slaughters Richtung und bekam mit, wie einer der Corporals einem der Rekruten auf die Schulter klopfte und den jungen Burschen zurück in die Reihe drückte. »Die Jungs scheinen weiche Knie zu haben, Jacob. Werden sie es durchstehen?«

»Die schaffen das schon, Sir. Aber ich bin Eurer Meinung, Sir. Wir müssen bald los.«

Der Wind trug Fanfarenklänge von Signalhörnern zu Steels Männern herüber. Als Steel nach links schaute, sah er, dass der aufgewirbelte Staub das Vorrücken der Kavallerie jenseits des Flusses anzeigte.

»Das ist Kavallerie, Sir«, meinte Slaughter und spähte mit zusammengekniffenen Augen über die Schelde. »Und zwar jede Menge. Die wollen doch wohl nicht uns angreifen? Haben es bestimmt auf die armen Teufel am Dorfrand abgesehen.«

Steel versuchte, die Reiter in der Staubwolke an ihren Uniformen zu identifizieren. Noch war ihm nicht klar, aus welcher Richtung sie kamen. Schließlich sagte er: »Nein, Jacob, das sind unsere. Hannoveraner. Und sie haben es nicht auf unsere Leute abgesehen. Sie halten auf die Franzosen zu, Gott sei Dank. Jetzt bekommen wir was zu sehen, möchte ich wetten.«